[Lafontaine]

~~Sch. 80. Deutsche. p. 181.~~

P. o. germ.
780 z
– 2

<36603555510017

<36603555510017

Bayer. Staatsbibliothek

Leben und Thaten

des

Freyherrn

Quinctius Heymeran v. Flaming

Zweiter Theil.

Turpe est difficilis habere nugas
Et stultus labor est ineptiarum.
MARTIAL.

Von

Guſtav Freier.
[Aug. Lafontaine]

Kreuznach

bei Ludwig Chriſtian Kehr 1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leben und Thaten

des

Freiherrn

Quinctius Heymeran von Flaming.

Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Baron kam, ausgerüſtet mit einer großen Menge Sprachkenntniſſe, auf der Akademie an. Er verſtand Griechiſch, Latein, Franzöſiſch. Auch hatte er alle Spitzfindigkeiten einer ſcholaſtiſchen Philoſophie im Kopfe. Seine Menſchenkenntniß vermehrte er nach Kampanella's Methode, die ihm freilich noch manche lächerliche Händel zuzog.

Zuerſt warf er ſich mit aller Gewalt in die Philoſophie. Allein er ließ bald nach; denn der Lehrer derſelben, ein ſehr heller Kopf, ſpottete über die ſcholaſtiſchen Träume: er war ein Anhänger von Hume. Zwar gefiel es Anfangs dem Baron, hier ſein Ungläubigkeits-Syſtem, womit er einmal ſeinem Vater alle ſeine Vorfahren raubte, erweiſen zu hören; allein da die meiſten Studenten hier ſo gut, wie der Baron, eben dem Syſtem anhingen, Hume's Lehrſätze mißverſtanden und

ſie in eine Art von Idealismus verwandelten, und er noch mit keinem Profeſſor Umgang hatte, welcher dieſes Syſtem beſtritt, ſo konnte er nicht damit glänzen. Er forderte zwar, wenn er mit einem Leibnizianer in Geſellſchaft war, ihn auf, die Nothwendigkeit der Urideen zu beweiſen; allein die Studenten waren ihm nicht gewachſen, und hörten ihn höchſt ſelten oder doch gleichgültig an. Er verließ die rauhen Felder der Weisheit bald.

Nun ſtudierte er die Griechiſchen Alterthümer. Der Lehrer derſelben war der abgeſagteſte Feind aller neuen Sitten, Gewohnheiten, Kleidungen, Speiſen, und Regierungsformen. Er bewies ſeinen Zuhörern tagtäglich mit großem Eifer, daß nur die Griechen gegeſſen, ſich gekleidet, und gelebt hätten; daß die zwölf Tafeln der Römer mehr Weisheit in ſich faßten, als alle Regierungen in der Welt, die Engliſche nicht ausgenommen. Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ſetzte er dem Chriſtenthum an die Seite; von Pythagoras Zahlen redete er mit einer Ehrfurcht, mit einem ſo heiligen Dunkel, daß man ihn ſo wenig als den Pythagoras verſtand. Der Baron aß

von dieſem Augenblick an nicht eine Bohne mehr, und nahm ein Kollegium über die Algebra. Er begriff nichts davon, ſprach aber doch beſtändig von den heiligen Zahlen. „Die Aegypter, meine hochgeehrteſten Herren, ſagte der Profeſſor, die Aegypter haben mehr Weisheit an ihre Pyramiden gegraben, als jetzt in allen Büchern der Welt ſteht; ſo wie eine Zeile aus dem Homer mehr werth iſt, als alles was die achtzehntehalb Jahrhunderte an Kenntniſſen geliefert haben. Eine Lesart im Homer berichtigen, den Sinn eines Hieroglyphen an einem Obelisk entdecken, iſt mehr als Luthers Reformation. Ach, meine Herren, was ſind doch die großen Männer der neuen Zeit gegen die Alten! Nichts. Leibnitzen will ich ausnehmen. Der wird unſterblich bleiben, wenn auch ſeine Philoſophie gänzlich vergeſſen iſt, die er doch nur den Alten nachſchrieb, ohne ſie zu verſtehen. Eine Idee hat ihn unſterblich gemacht: die Idee, eine allgemeine Sprache zu erfinden, eine Ideenſprache, eine Ideenſchrift! Dieſe Idee iſt eines Plato, eines Pythagoras, würdig. Eine Hieroglyphenſchrift! Wehe dem Jahrhundert, das

dieſe große Erfindung des Mannes ſo kalt aufnahm, ſo leichtſinnig verwarf! Wer wird ſie ausführen, dieſe ſtolze Idee? wer wird den Lorbeer, das Geſchenk einer dankbaren Welt und Nachwelt, verdienen?"

Ich! dachte der Baron; und nun mochte der Profeſſor ſchreien, ſo viel er wollte, der Baron war in der Ideenſchrift verſunken. Er flog nach Hauſe, verſchloß ſich, nahm Papier, mahlte Hieroglyphen, dachte nichts als Hieroglyphen, und träumte nichts als ſie. Er beſchäftigte ſich einen ganzen Monat damit. Seine Bedienten, die Papier, Wände, Tiſche mit dieſen Figuren vollgezeichnet fanden, glaubten, und ſchrieben nach Hauſe, ihr junger gnädiger Herr lerne jetzt das Zaubern. Der Monat war verfloſſen, und der Baron verlor die Geduld bei der Arbeit. Oft wußte er nicht, wo ihm der Kopf ſtand. Er ſchrieb in dieſer Zeit an ſeine Mutter, und ſie fand, anſtatt der gewöhnlichen Worte, Kreiſe, Dreiecke, Vierecke, Zahlen. Ein Poſtſkript belehrte ſie von der Idee ihres Sohnes; ſonſt hätte ſie ihn für räſend gehalten. Sie verſtand nicht die Hälfte von dem Briefe.

Er ging mit ſeiner Arbeit zu ſeinem Lehrer, und zog ihn zu Rathe. Ei! Ei! Herr Baron, ſagte der: ich bitte Sie! wie kann man Ideen, etwas Unſichtbares, mit Zeichen, etwas Sichtbarem, darſtellen, ſo daß dieſe Zeichen allgemein verſtändlich wären?

„Sie ſagten aber in den Alterthümern, daß es ein Verdienſt um die Menſchheit wäre, dieſe allgemeine Sprache zu erfinden.“

Ei! ei! Herr Baron, das war auch in den Alterthümern, bei Gelegenheit der Hieroglyphen. Wer will ſich damit den Kopf zerbrechen! Da wird viel geſagt und gelobt, lieber Herr Baron, und man weiß nicht, was daran iſt. Ich kann Ihnen keinen Rath geben; denn den Leibnitz habe ich nicht ſelbſt geleſen, und die Hieroglyphen hat ſchon mancher feine Kopf erklären wollen, ohne es zu vermögen. Man iſt ja noch überall in Streit, was die Pyramiden eigentlich ſind. Vielleicht ſind ſie nur ein Einfall der Aegyptiſchen Prieſter, bei dem ſie ſelbſt nichts gedacht haben. Es geht den Herren Geiſtlichen manchmal ſo. Hören Sie einmahl unſern Herrn Hauptpaſtor; der predigt oft, als ob er beſoldet wäre,

hörbare Hieroglyphen zu machen. Was wollen Sie Sich damit den Kopf erhitzen? Eſſen Sie mit mir, lieber Herr Baron. — Man trug eben ein Gericht große Bohnen auf, die der Profeſſor, dem weiſen Pythagoras zum Trotze, ſehr gern aß.

Der Baron ging voll Verachtung gegen ſeinen Lehrer, und beſuchte deſſen Stunde nicht wieder. Aber ſo ganz konnte er doch die Idee eine allgemeine Sprache zu erfinden, nicht fahren laſſen. „Thu das Gegentheil von dem, was gethan wird, wenn du erfinden willſt!“ das fiel ihm ein. Ideenſprache, Ideenſchrift! Der erſte Gedanke einer allgemeinen Empfindungsſprache loderte in ihm auf. Wie? dachte er; kann ich doch, wenn ich die Bewegungen Andrer nachmache, in mir die Empfindungen erregen, die der Andre hat! Sieh da! rief er, und klatſchte in die Hände: hätteſt du wohl gedacht, großer Kampanella, daß deine Erfindung der Keim einer ſo ungeheuren, vielleicht den ganzen Erdball umändernden Wiſſenſchaft, einer von den allergrößten Revolutionen, werden ſollte! Die Empfindungen jedes Menſchen ſind in mir ſelbſt lesbar; ſo-

bald ich ſeine Bewegungen nachmache. Was bedarf ich weiter? Nichts, als mich nur im Leſen, und dann im Sprechen zu üben. Das kann ſo ſchwer nicht ſeyn! Und da alle Jdeen, fuhr er fort zu grübeln, nach dem großen Hume, von den Erfahrungen durch die Uebung abgezogen ſind, alſo doch einmal Empfindungen geweſen ſeyn müſſen; ſo kann es nicht fehlen, jeder, auch der allerfeinſte, der allerabgezogenſte Begriff muß ſeine Miene haben, die ihn auf dem Geſicht abſpiegelt. Und ſo, Himmel! o Himmel! rief er: ſo könnte es dahin kommen, daß meine Geſichts-Bewegungs-Sprache die ganze Philoſophie reinigte, ihre Gränzen beſtimmte, das Denkbare und Undenkbare feſtſetzte, allen Wiſſenſchaften, der Philoſophie, ja der Religion ſelbſt und der Moral, Gewißheit gäbe, ihre Principien entwickelte und — Er ſprang voll Entzücken auf, breitete die Arme gen Himmel, und jauchzte vor Freude.

Sogleich fing er ſeine Arbeiten an. Schade, daß ſeine Aufſätze, ſeine Bemerkungen darüber, deren eine ungeheure Menge wurde, nicht in unſere Hände gerathen ſind! Ganz

unbekannt mögen ſie indeß nicht geblieben ſeyn. Sein Geiſt, ſeine Schriften ſcheinen mehrere Gelehrte beſeelt zu haben; denn ſeitdem wurde die Phyſiognomik ausgearbeitet, und man las ſogar unbekannte Sprachen durch Berührung der Schrift. Natürlicher Weiſe fing jetzt der Baron das Nachmachen der Mienen, der Bewegungen, der Stellungen in allen Geſellſchaften ſehr lebhaft an. Beſonders war er dann ſehr eifrig, wenn er zwei Menſchen eine ihm unbekannte Sprache reden hörte. Dann ſtand er neben ihnen wie feſtgezaubert, und keine ihrer Bewegungen entging ihm. Sein Geſicht wurde ſo gelenkſam, ſo geſchmeidig, daß man ihn nicht ohne Erſtaunen anſehen konnte. Aber was war ſeinem Entzücken zu vergleichen, als er ein Paarmal wirklich den Gegenſtand eines Geſpräches errieth, das zwei Menſchen in einer fremden Sprache führten! Er taumelte vor Freude. Iſt es möglich? rief er: blieb es mir vorbehalten zu entdecken, was die Gabe der fremden Sprachen bei den erſten Chriſten geweſen iſt? Es war nichts als meine allgemeine Bewegungsſprache; und ſo iſt das Wunder erklärt.

Er fing jetzt an mit ſeiner Erfindung laut zu werden. Warum, ſagte er, ſind alle wilden Völker ſo pantomimiſch? warum reden ſie mehr mit Geſicht, Händen und Füßen, als mit der Zunge? Natürlich! ſie reden noch die Sprache, welche ihnen die Natur zum Wohl des Menſchen mitgab, und welche der Menſch durch ſeine ſo doppelſinnige Wortſprache verdrängt hat. Der Baron fing wirklich an Aufſehen zu erregen. Man ſpottete über ihn. Die Frauenzimmer verfolgten ihn mit ihren Einfällen in allen Geſellſchaften. Er machte ihnen ihre Geſichter nach; und Mahomeds Satz, daß die Weiber von Natur ungeheuer falſche, verläumderiſche, thörichte Spötterinnen alles Guten und Edlen ſind, wurde bei ihm immer feſter.

Das Alphabet ſeiner neuen Sprache war fertig. Es beſtand in lauter Geſichtern mit verzerrten Mienen, die ein Mahler nach des Barons Geſichte gezeichnet hatte. Das Geſicht iſt der Spiegel der Seele; was alſo in der Seele wirklich iſt, zeigt ſich auf dem Geſichte. Denkt die Seele alſo etwas, das nicht wirklich iſt, ſo kann es ſich auch nicht auf

dem Geſichte abſpiegeln. Was alſo auf dem Geſichte keine Bewegung macht, iſt nicht wirklich da. Das waren die Hauptſätze von Quinctius neuer Bewegungs-Philoſophie, die er immer mehr und mehr ausarbeitete.

Aber nach und nach mußte ſein Eifer ſich abkühlen; denn Niemand wollte mit ihm ſeine Sprache reden, nur ſeine zwei Bedienten ausgenommen, die denn endlich ſeine Verzerrungen des Geſichtes verſtehen lernten. Auf dieſe beiden Bedienten berief er ſich immer, wenn man über ſeine neue Sprache ſpottete. Endlich ging es damit ſo weit, daß ihm die Kinder auf der Gaſſe in den Weg traten, und ihm Fratzengeſichter machten. Er wurde der Märtyrer ſeiner Erfindung, tröſtete ſich aber damit, daß es allen großen Männern auf ähnliche Art gegangen ſey. So wählte er auch das Mittel, das ſ i e wählten, wenn ſie konnten. Er entfloh, und bezog eine andere Akademie, mit dem feſten Vorſatze, ſeine Erfindung zu verſchweigen. Allein, was ihn immer aufs neue dem Geſpötte ausſetzte, war ſeine Gewohnheit, ſogleich wenn er Leute reden ſah, Geſichter zu ſchneiden, zu lachen,

wenn ſie lachten, den Kopf zu ſchütteln, wenn ſie ihn ſchüttelten, ſich zu bewegen, wie ſie ſich bewegten.

Dieſe ſeltſame Gewohnheit machte ihn ſogleich wieder zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Haben Sie den Baron von Flaming ſchon geſehen? fragte man überall. Man bedauerte ihn, und nannte ſeine Gewohnheit: Nervenſchwäche, Krankheit. Nur ein Profeſſor der Theologie wurde aufmerkſam auf den Baron. Iſt er etwa aus Amerika? fragte er einen, der den Baron kannte. — „Nein; er iſt ein Deutſcher." — Oder ſeine Vorfahren? fragte der Profeſſor weiter. — „Auch nicht." — Ein Mongole muß er doch ſeyn, brummte der Profeſſor in ſich, und ſuchte Gelegenheit, den Baron zu ſehen.

Die Gelegenheit fand ſich. Der Profeſſor ſah den Baron ſtarr an; ſogleich betrachtete dieſer den Profeſſor mit eben ſo ſtarren Augen. Um Vergebung, Herr Baron, fing der Profeſſor an, iſt das Ihr eigenes Haar, was ſie tragen? und betrachtete das blonde Haar des Barons. — „O ja, Herr Profeſſor, o ja. Warum? Meinten Sie...?" — Ich

dachte, weil es blondes Haar iſt. — „Darf man kein blondes Haar tragen?“ — O ja, man darf wohl; allein ich dachte, Sie müßten ſchwarzes Haar haben. — „Ich ſchwarzes Haar? Warum denn eben ich?“ — Der Profeſſor wurde verlegen, und entfernte ſich.

Er betrachtete den Baron mit Kopfſchütteln. Sind der Herr Baron, fing er bald nachher wieder an, aus Deutſchland gebürtig? — „Aufzuwarten.“ — Aber Ihre Vorfahren können doch nicht aus Deutſchland ſeyn. — „Nun, warum denn nicht?“ — Ich glaubte, etwa aus Amerika, ſagte der Profeſſor, und betrachtete den Baron aufmerkſam. — „Aber warum aus Amerika?“ — Der Profeſſor wurde wieder verlegen, und ging.

Der Baron bemerkte, daß der Profeſſor ihn immer in den Augen hatte. Geſchwind machte er ihm alle Mienen nach, und fühlte dabei keine üble Empfindung. Das Geſicht des Profeſſors ſagte nach des Barons Sprache: ich bin aufmerkſam auf dich, und bin irre an dir. Der Baron ſtand auf, ging zu dem Profeſſor, gab ihm die Hand ſehr freund-

ſchaftlich, und ſagte: „Sie finden etwas an mir, das Sie ſich nicht erklären können, Herr Profeſſor.“ Der Profeſſor nickte: Ja, ja, Herr Baron. Sie gingen Beide in ein Fenſter. Sagen Sie mir, lieber Herr Baron, Sie haben ein ſtarkes Gedächtniß? Sprachen ſind ſo recht Ihre Sache? Der Baron prallte zurück. Hm! dachte er, weiß der etwa—?

„Nun ja, ich kann Ihnen das wohl geſtehen, Herr Profeſſor. Aber warum fragen Sie darnach?“

Ich errieth es aus Ihrem Weſen, ſagte der Profeſſor freundlich lächelnd.

Der Baron erſtaunte noch mehr. Er hatte ſchon von dem Profeſſor als von einem ſehr gelehrten Manne, der aber manche ſeiner Kenntniſſe dem Publikum ganz entzöge, reden hören. Sollte er etwa gerade eben meine Wiſſenſchaft verheimlichen? dachte der Baron. Aber, fing der Profeſſor wieder an, aus Amerika muß denn doch einer Ihrer Vorfahren ſeyn? — „Nein, ich verſichere Ihnen.“ — Der Profeſſor ſchüttelte den Kopf. Haben denn der Herr Baron die Gewohnheit, alle Mienen nachzumachen, von Jugend auf? —

Der Baron lächelte: „nein, gar nicht von Jugend auf.“ — O, ſo vergeben Sie mir, ſagte der Profeſſor gutherzig. Alſo eine Krankheit? — „Auch das nicht. Es iſt Vorſatz, es iſt Wiſſenſchaft.“ — So? fragte der Profeſſor neugierig. Wie ſo?

„Alle wilden Völker, Herr Profeſſor, reden mehr durch Mienen, Geberden, Bewegungen.“

Nicht alle, nicht alle, fiel der Profeſſor lächelnd ein. Die vom Celtiſchen Völkerſtamme gewiß nicht. Darauf verlaſſen Sie ſich, Herr Baron. Die Menſchen von edleren Menſchenracen haben die Geſchmeidigkeit des Körpers nicht, die dazu gehört. Die Celten auf der unterſten Stufe ihrer Kultur redeten nie durch Mienen und Bewegungen. Sie erfanden, aber ſie ahmten nicht nach.

„Aber ich habe ja die Geſchmeidigkeit, und ich bin ein Deutſcher. Oder ſind die Deutſchen keine Celten?“

O ja, Herr Baron, ja, ja! Eben deswegen fragte ich nach Ihrem Gedächtniſſe, nach Ihren Vorfahren. Ich muß Ihnen in Vertrauen ſagen, Herr Baron (er ſah ſich ver-

legen um), daß ich nun vierzig Jahre damit zugebracht habe, eine Wiſſenſchaft zu ſtudieren, die vielleicht einmal — jetzt ſind die Zeiten noch nicht — Tag in alle Wiſſenſchaften, Tag in die Geſchichte des Menſchen bringen wird.

„Sicher iſt das eine allgemeine Sprache für alle Menſchen der Erde durch die Bewegungen . . .“

Nein, nein! Allgemein? Herr Baron, wenn ich Ihnen nun beweiſe, daß die Menſchen in Racen abgetheilt ſind, die ſich durch weſentliche Abſonderungen der Natur ſtärker von einander unterſcheiden, als die Racen der Thiere; ſo werden Sie mir leicht zugeben, daß keine allgemeine Sprache für das menſchliche Geſchlecht möglich iſt.

„Wenn Sie mir das beweiſen, Herr Profeſſor!“

Das werde ich. Kommen Sie doch zu mir. Aber unſere Geſpräche bleiben unter uns, ganz unter uns.

Der Profeſſor war wirklich ein ſehr gelehrter Mann. Von Jugend auf las er am liebſten Reiſebeſchreibungen und Geſchichte. —

Nichts war ihm unbegreiflicher, als daß die Kultur in Aſien, dem am längſten bewohn=ten Lande, keine, und in Europa ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte. Er dachte dieſem Räthſel lange nach. Auf einmal fuhr es wie ein Blitz durch ſeine Seele: wie, wenn wir Europäer ganz andere Menſchen wären als die Aſiaten! Sogleich fing er an, unter die=ſem Geſichtspunkt alle ſeine Kenntniſſe noch einmal zu wiederholen, zu ordnen, und feſt zu ſtellen. Alles wurde ihm nun klar: die unterſchiedenen Farben der Menſchen, die verſchiedenen Formen der Geſichter, die ver=ſchiedenen Sitten, Gewohnheiten, die verſchie=dene Stärke und Schwäche des Geiſtes bei den Völkern.

Er ſchüttelte zwar den Kopf nicht wenig, als er an ſeine neue Theorie dachte, und ihm dabei einfiel, daß er Profeſſor der Theologie war. Aber nein! rief er: es iſt nicht mög=lich, daß Neger und Amerikaner, Kalmyk=ken, Morgenländer, Griechen und Deutſche von Adam abſtammen können. Es iſt nicht möglich. Die Morgenländer, das gebe ich zu, und das ließe ſich erweiſen; aber nicht die

Celten, nicht die Sklaven. Er brachte ſein Syſtem in Ordnung, und theilte die Menſchen in vier Hauptſtämme: in Mongolen, wozu er Neger und Amerikaner rechnete; in Morgenländer; in Sklaven, und Celten. Jeder Klaſſe gab er ihre Kennzeichen, ihre Farbe, ihre Sprache. Ja, er unterſchied ſie durch die geringſten Kleinigkeiten; und je mehr er las, deſto feſter, deſto unumſtößlicher wurde ihm ſeine Theorie. Fand er etwas, das nicht hinein paßte, ſo machte das eine Ausnahme. Erzählte ein Reiſebeſchreiber Dinge, die ſein Syſtem zum Wanken brachten, ſo hatte der Reiſebeſchreiber nicht die Wahrheit geſagt, oder nicht recht geſehen. Kurz, der Profeſſor ging von ſeiner Hypotheſe aus, und bildete die Fakta nach ihr.

Jetzt hatte er ſein Syſtem fertig. Die vier Menſchenracen waren nun von ihm in die gehörigen Schranken abgeſondert, die ſie nicht überſchreiten konnten. Ihre innere Organiſation band ſie an ihre Unvollkommenheiten, und verewigte dieſe. Bald wurde die neue Theorie in Geſellſchaften mit anderen Profeſſoren, dann auch auf dem Katheder merklich.

Das Dogma von der Erbſünde machte der Profeſſor durch die Bedingung: wenn alle Menſchen von Adam abſtammen, zweifelhaft. Mit jedem halben Jahre wurde er dreiſter. Wie es jedem Ketzer geht — diesmal griff er die Erbſünde an; im folgenden halben Jahre zog er bei dem vorzüglichſten Artikel ſolche Folgerungen aus ſeiner Hypotheſe, daß den Studenten, die es merkten, die Haare zu Berge ſtanden. Kurz, nach einigen Jahren behauptete er, die Celten hätten keinen Erlöſer nöthig gehabt; in Adam hätten nur die Morgenländer geſündigt.

Das kam denn zum Glück endlich aus. Die theologiſche Fakultät bedauerte nichts mehr, als daß man nicht mehr verbrennen dürfe. Die Bürger in der Stadt ſpieen dem Ketzer nach. Die Mediciner behaupteten nach der Sektion eines Negers, aus dem Magen deſſelben, daß er eben ſo denken müſſe, wie alle Deutſchen. Die Philoſophen wollten nicht mit der Sprache heraus; ſie meinten Anfangs, es könnte wohl ſeyn. Als ſie aber hörten, daß ſchwarzes Haar ein Zeichen von unedler Abkunft ſeyn ſollte — alle vier Philoſophen hatten un-

glücklicher Weiſe ſchwarzes Haar —: ſo ſchlugen ſie ſich zu den Theologen. Die Juriſten ſchrieen am meiſten; denn, riefen ſie, es geht gegen das Herkommen. Der einzige Kameraliſt, der ſogar vom Hofe zuweilen Aufträge im Finanzfache bekam, hielt es mit dem Profeſſor, weil dieſer ihm ſagte, daß der Hof mit gutem Gewiſſen jedem Schwarzkopf eine doppelte Kontribution auflegen könnte. Genug, es gab einen Lärm, der unerhört war. Man ſchrie ſo lange, bis der Hof ſich ins Mittel legte. Der Profeſſor mußte widerrufen. Die Dogmatik wurde ihm unterſagt. Die halbe Stadt brach ihren Umgang mit ihm ab, und der Kameraliſt zuerſt.

Man denke ſich das Elend des guten Profeſſors, der etwas Unerhörtes, noch nie Geſagtes, lehren konnte, und nicht durfte! Denn aus dem, was er geſagt hatte, wußte man eigentlich noch nicht, was er wollte. Er mußte ſein Syſtem verſchweigen wie einen Hochverrath. Selbſt in ſeinem eigenen Hauſe, unter ſeiner eigenen Familie, war ſein Syſtem noch verhaßter als auf der Akademie. Seine Frau hatte krauſes, ſchwarzes Haar. Der

Himmel mag wiſſen, wie ſie dahinter gekommen ſeyn mochte, daß ſchwarzes Haar ein Zeichen unedler Abſtammung wäre. Genug, ſie hatte es erfahren; und nun mußte der arme Mann ſein Syſtem ſo oft, mit ſo derben Anmerkungen verhöhnen und verſpotten hören, mußte es um des lieben Hausfriedens willen ſo oft ſelbſt widerrufen, daß er die Stunde verfluchte, da er zuerſt von ſeiner Theorie geſprochen hatte.

Und doch konnte er es nicht laſſen; in jeder Geſellſchaft mußte er etwas davon anbringen. So auch bei dem Baron. Nun ging aber auch des Profeſſors glückliche Zeit an. Der Baron war der rechte Mann für ihn. Nach einigen Unterredungen, die der Baron mit dem Profeſſor gehabt hatte, und worin dieſer ihn prüfte, ob er auch ſchweigen könnte, war er mit Leib und Seele in dem neuen Syſtem.

Der Baron zog zu dem Profeſſor ins Haus, und nahm bei ihm ein Privatiſſimum über dieſe neue Wiſſenſchaft. Der Alte hatte aus allen möglichen Reiſebeſchreibungen Kollektanea geſammelt, und theilte nun ſeinen

ganzen Schatz dem jungen Flaming mit. Dieſer ſtudierte mit einem ſolchen Eifer, daß er bald eben ſo weit war, wie ſein Meiſter; ja, es gingen nur wenige Monate hin, ſo übertraf er in der Anwendung der neuen Lehre ſeinen Meiſter bei weitem.

Der Profeſſor lehrte ihn die Kennzeichen der verſchiedenen Menſchenracen kennen. Der unedelſte Menſchenſtamm, ſagte er, hat wollichtes, ſtarkes, ſchwarzes Haar, Stutznaſen, dicke Lippen, große Beißmuſkeln, ſtarke Kinnladen, weißere Zähne, größere Köpfe, dicke Haut, runden Bauch, große Ohren, eingedrückte Stirnen, kleine tiefe Augen, und ſo weiter. Der Baron kehrte nach ſeiner Lebhaftigkeit den Satz um. „Wer, ſagte er, eine Stutznaſe, dicke Lippen und ſo weiter hat, gehört zu dem unedelſten Menſchenſtamme. Ja, ja, rief er: darum betrog mich Marie. Jetzt ſeh ich's. Sie hatte ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen. Jetzt ſeh ich's ein.“ Er träumte nun von nichts als von Menſchenracen, und fing an, alles in dieſes Syſtem hinein zu zwingen. Jetzt hatte er wieder jedermann in Augen, nicht um zu wiſ-

ſen, wie er dächte, ſondern um zu ſehen, ob nicht ein Zeichen von unedlerer Abkunft an ihm zu entdecken wäre. Indeß war er doch mit dieſer Hypotheſe ein wenig behutſamer, als mit ſeinen vorigen, ſo viele Mühe es ihm auch koſtete, ſeine neuen Kenntniſſe zu verbergen. Ich würde ein unglücklicher Mann werden, ſagte der Profeſſor, wenn es auskäme, daß ich Sie unterrichtet habe. Der Baron ſchwieg, und ſtudierte deſto ämſiger mit ſeinem alten Freunde; aber auf die Länge wurde es ihm doch zu ſauer, etwas zu verſchweigen, das er allein wußte. Er entſchloß ſich, von der Akademie abzugehen, wo ſeine Eitelkeit ſo ſehr in der Preſſe war. Bald nahm er von ſeinem Lehrer einen rührenden Abſchied, und ging in die Reſidenz eines kleinen Deutſchen Fürſten, in deſſen Lande ein Theil ſeiner Güter lag.

Er miethete ein ſehr gutes Haus, ließ von ſeinen Gütern mehrere Domeſtiken, Equipage, Möbles kommen, und richtete ſich für die damalige Zeit gewiß ſehr elegant ein. Bald wurde er bei Hofe vorgeſtellt, und benahm ſich ſehr gut. Der Fürſt, dachte er, iſt nur

ein größerer Vaſall als ich. Natürlicher Wei-ſe bewarb man ſich um ſeine Bekanntſchaft; man wußte ja, daß er ſehr reich war. Alle Fräulein am Hofe machten Jagd auf den jun-gen Baron; aber ſo ein ſeltſamer Menſch war ihnen noch nicht vorgekommen. Sobald er in eine Geſellſchaft eintrat, ſchien er alle Anweſende mit ſeinen Blicken zu verſchlingen; auf jedem Mädchen blieben ſeine ſtarren feuer-vollen Blicke hangen. Jedes Fräulein glaub-te, wenn ſie ſeine Blicke ſah, ihn ſchon im Netze zu haben; und den Augenblick nachher war er ſo kalt, als ob er Haubenköpfe rings um ſich hätte. An dieſem Mädchen ſah er ſchwarzes Haar; dort ſchreckten ihn zwei Rei-hen ſehr weißer Zähne zurück; bei der ſchau-derte er vor einer vollen Bruſt; dieſe war ihm zu rund; jene hatte eine Stutznaſe; eine an-dere zu dicke Lippen; kurz, jede hatte wenig-ſtens Ein Kennzeichen einer Sklaviſchen Ab-kunft an ſich, das ihn abhielt, ſich näher mit ihr einzulaſſen. Der Koran ſteckte ihm überdies noch immer im Kopfe, und vergiftete alles, was feine jetzige Hypotheſe ihm etwa Gutes von dem weiblichen Geſchlechte ſagte.

Mit den Männern ging es viel, viel beſſer; nur beleidigte er überall die gewöhnlichen Sitten.

Der Liebling des Fürſten war ein Schwarzkopf; und ſo ſehr er ſich auch Mühe um Flamings Freundſchaft gab, ſo blieb dieſer doch kalt und entfernt von ihm. Indeß bis jetzt war wenigſtens noch niemand durch ſeine Lieblings-Hypotheſe beleidigt; denn man ahnete ſie nicht einmal. Man hielt den Baron für einen gelehrten Sonderling. Die Lebensart, die man in ſeinem Hauſe führte, rechtfertigte dieſe Benennung völlig. Man aß bei ihm ſehr gut, und eine große Menge von Schüſſeln; nur bemerkte man nie fettes Fleiſch, und der Sallat wurde beinahe ganz ohne Oel gegeſſen. Man trank ſehr guten, aber leichten Wein, und wenig; die Herren waren aber gewohnt viel zu trinken. Nach Tiſche wurde anſtatt Kaffee Limonade, oder andre kalte Getränke gegeben. Kein warmes Getränk war bei dem Baron zu finden. Keine Karte wurde angerührt. Ein Koncert war die einzige Unterhaltung, wobei denn die ganze Geſellſchaft gähnte. Und nun mochte

man dem Baron vorſtellen, ſo viel man wollte, daß er ſich nach der Mode richten müßte; er hatte auf alles nur Eine Antwort: „ich bin ein Celte, und will einer bleiben.“ Er ſtand ſehr früh auf, und legte ſich um zehn Uhr nieder. Er war ein Feind aller Komplimente. „Seyn Sie mir willkommen!“ das hätte er ſelbſt dem Fürſten geſagt, wenn dieſer ihn beſucht hätte. Er war gaſtfrei, hülffertig, großmüthig, gegen ſeine Bedienten ſehr menſchlich. Jeder Unglückliche konnte ſich dreiſt an ihn wenden; er war ſicher, daß der Baron ihm half, wenn er blondes Haar hatte. War der Unglückliche auch ſo unglücklich, ein Mongoliſches Abzeichen an ſich zu tragen, ſo half der Baron ihm wohl, aber doch nur mit einer gewiſſen Härte.

Man begriff nicht, warum er gegen dieſe Menſchen ſo edel, gegen jene ſo kalt handelte; denn bis jetzt war noch wenig von ſeiner Theorie zum Vorſchein gekommen. Man lachte über ihn, und die Armen der Stadt beteten ihn an. Sein Zimmer war ſeltſam dekorirt. An den Wänden hingen Kupferſtiche und Zeichnungen von Menſchenköpfen und

Kleidungen aus allen Ländern; Zeichnungen von Hütten, Kähnen, Geräthen aller Wilden. Auf dem Tiſche ſtanden drei bis vier Todtenköpfe: einer war der Kopf eines Koſaken; die anderen, Schedel von Deutſchen. Zwiſchen Büchern aller Art, doch meiſtens Seltenheiten, lagen ganze Stöße Papiere voll der ſeltſamſten Zeichen, noch aus den Zeiten der Ideenſprache her. Er lächelte immer ſehr zufrieden, wenn Jemand alles das betrachtete, ohne errathen zu können, was es bedeute.

Das hatte ungefähr ein Jahr ſo gedauert, als ſeine Hypotheſe losbrach. Die gute Pfarre auf einem ſeiner Güter wurde vakant. Ein Kandidat wendete ſich an die Geliebte des Fürſten um eine Empfehlung an den Baron. Der Fürſt ließ ihn durch den Hofmarſchall erſuchen, dem Kandidaten die Pfarre zu geben. Der Baron verſprach es halb und halb. Der Kandidat kam zu ihm. Der Baron ſah ihn an. Eine Stutznaſe, kleine ſchwarze Augen und pechſchwarzes Haar fielen ihm ſogleich auf. Ich bin der Kandidat, Ihr Gnaden, hob der Kandidat an, dem Sie die Pfarre in . . . — „Das ſind Sie? So

bedaure ich, ſagte der Baron; Sie können mein Pfarrer nicht werden.“ Er machte ihm eine ganz kalte Verbeugung, und ließ ihn gehen.

Noch denſelben Tag war der Hofmarſchall bei dem Baron. Nun, lieber, goldner Baron, iſt der junge Menſch bei Ihnen geweſen? Der Fürſt verläßt ſich darauf, daß Sie ihm die Pfarre geben. Er hat noch heute mit mir davon geſprochen, und zwar mit großem Eifer.

„Ich bedaure, der Mann wird mein Pfarrer nicht.“

Mein Gott, was ſagen Sie? Nicht möglich? Ich habe dem Fürſten Ihr und mein Wort darüber gegeben.

„Das bedaure ich in der That; aber mein Pfarrer wird er nicht: das iſt ſo gewiß, als ich hier ſtehe.“

Herr Baron, bedenken Sie auch . . . ? Sie werden den Fürſten vor den Kopf ſtoßen?

„Sehr möglich.“

Und der Fürſt hat dem jungen Manne verſprochen, daß er die Pfarre haben ſoll.

„Das konnte der Fürſt nicht; denn ich habe die Pfarre zu vergeben, und —“

Sie ſcherzen, Herr Baron. Der Fürſt hat doch Ihr Wort; und das müſſen Sie halten. —

„Ich gab ihm mein Wort nur unter Bedingungen. Wie ich Ihnen ſage, es iſt nicht möglich.“

Nicht möglich? Seltſam! Aber warum nicht? Bedenken Sie, der Fürſt... Warum denn nicht?

„Sehen Sie, der Menſch hat eine Stutznaſe, große dicke Lippen, ſchwarzes Haar, kleine ſchwarze Augen. Es iſt nicht möglich.“

Nun ſehe ich, daß Sie ſcherzen, lieber Baron; denn was kann der Menſch dafür, daß er ſchwarze Augen hat?

„Ich eben ſo wenig. Soll ich denn aber zum Reiten ein elendes Pferd nehmen, wenn ich einen Norrmann haben kann?“

Was hat aber die Stutznaſe mit dem Predigen zu thun?

„Sehr viel, Herr Hofmarſchall: mehr als Sie glauben; und die dicken Lippen dazu.“

Der Menſch iſt ſehr geſchickt, das verſichere ich Ihnen. Er hat wichtige Empfehlungen. Fünf Sprachen ſoll er ſprechen.

„Gedächtniß ſpreche ich den Stutznaſen nicht ab. Ein Japaner, der Europa durchreiſt iſt, lernte in vier Wochen jede Sprache fertig reden; und die Japaner ſind noch ſchlimmer daran, als Ihr Kandidat.“

Aber, liebſter Baron, bedenken Sie doch! der Fürſt . . . ! Und dann kennen Sie ja den jungen Mann nicht.

„Herr Hofmarſchall, er wird mein Pfarrer nicht; denn er hat alle Kennzeichen einer unedlen Abkunft an ſich.“

Muß denn Ihr Pfarrer von Adel ſeyn? Das iſt wieder etwas Neues!

„So edel wenigſtens, Herr Hofmarſchall, als Sie immer zu ſeyn glauben. Er ſoll mir ſeine Ahnen nicht beweiſen; mir iſt es gleich, ob ſein Vater ein Tagelöhner war. Aber vom edelſten Menſchenſtamme muß er ſeyn; kurz, ein Celte.“

Aber mein Gott, Sie haben ja nur drei Worte mit ihm geſprochen, als er bei Ihnen geweſen iſt. Sprechen Sie nur einmal länger mit ihm. Er muß Ihnen gefallen. Ein gefälliger Menſch, Herr Baron; er läßt ſich alles bieten, iſt ſo geſchmeidig. —

„Ja, ja, das dacht' ich, das dacht' ich! Recht! Und wenn er mir auch gefallen hätte, jetzt würde er mein Pfarrer doch nicht!“

Weil er eine Stutznaſe und ſchwarzes Haar hat? Seltſam, Herr Baron! Die ganze Stadt wird darüber lachen, und der Hof dazu.

„Hof und Stadt lachen über mehr ernſthafte Dinge. Das mögen ſie. Aber mein Pfarrer wird der Kandidat nicht.“

Der Fürſt muß das reſſentiren. Bedenken Sie, Herr Baron! Vielleicht kann der Fürſt eben ſo wenig blaue Augen, lange Naſen, blondes Haar leiden; und Sie haben das alles.

„Von Naſen und Augen, fuhr der Baron erhitzt auf, iſt hier die Rede nicht; ſondern von den Kennzeichen des innern Menſchen, von edlern oder unedlern Menſchen. Sehen Sie hier, Herr Hofmarſchall!“ — Er ſtellte zwei Schedel vor ihm auf den Tiſch. — „Finden Sie keinen Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Schedeln? Sehen Sie hier den Backenknochen! wie ſtark an dieſem, wie flach an jenem! Sehen Sie dieſe beiden Stirnen, dieſe Naſenbeine, dieſe Kiefern,

dieſe

dieſe ganze Form der Köpfe. Wie verſchieden! Der Fürſt gebe mir einen Menſchen mit einem ſolchen Schedel, mit einer ſolchen Stirn; und ich ſchenk' ihm vier Sprachen von fünfen."

Sie redeten ja nur eben von der Naſe und von der Farbe des Haars; und jetzt...

„Rede ich von nichts anderem; denn dieſer Schedel kann kein anderes Haar treiben, als blondes, keine andere Naſe bilden als eine edle lange, und das Gehirn in dieſem ſtolz gewölbten Schedel keine andern Gedanken ſchaffen, als feine, edle, tugendhafte. Nun ſehen ſie den andern Kopf! Hat die Natur die Kinnladen auf Koſten des Uebrigen nicht ſo vergrößert, als ob der, der dieſen Schedel trug, nichts zu thun haben ſollte, als zu freſſen und zu ſterben?"

Aber Herr Baron, wie gehört das hierher? Was hat denn dieſer Todtenkopf mit dem Predigen zu thun? ſagen Sie um des Himmelswillen!

„Die Natur, Herr Hofmarſchall, ſchuf mehrere Menſchenarten, wie mehrere Thierarten: eine edler als die andre, eine unter ihnen die edelſte. Sie gab allen Arten ihre

körperlichen Kennzeichen, wie Sie dieſelben hier an dieſen zwei Köpfen ſehen können. Dies iſt der Schedel eines edlen Deutſchen; und jener eines unedleren Koſaken. Nun, hoffe ich, wird man es mir nicht übel nehmen, wenn ich meinen Unterthanen einen Prediger aus dem edelſten Menſchenſtamme geben will."

Lieber Herr Baron, neu iſt das alles, was Sie mir da ſagen; iſt es aber auch eben ſo gewiß? Der Fürſt könnte dann wenigſtens die Räthe entbehren, welche die Kandidaten examiniren müſſen. Iſt das wirklich gewiß, Herr Baron?

„So gewiß, als Erfahrung und Nachdenken irgend etwas machen können." Der Baron fing jetzt an mit einer triumphirenden Beredſamkeit dem Hofmarſchall die Kennzeichen der edleren und unedleren Menſchenracen aus einander zu ſetzen. „Sehen Sie," ſchloß er zuletzt, „ſo ſteigt die Natur von den Inſekten, die ganz Magen ſind, bis zu den Thieren, bei denen der Kopf ſich von dem übrigen Körper unterſcheidet, und von dem unterſten Thiere wieder bis zu dem edlen Roß oder Hirſch, welche die Köpfe empor heben,

von da zu dem Affen, der es von allen Thie-
ren zuerſt wagt, aufrecht zu gehen, bis zu
dem aufrecht gehenden Menſchen. Und hier,
im Menſchen, geht die Natur noch einmal
den ganzen Raum, den ſie ſchaffend durch-
laufen hat, wiederholend durch und bildet
noch einmal im vernünftigen Menſchen die
ganze Schöpfung. Da ſteht, von ihren Hän-
den gebildet, der unedelſte Menſchenſtamm.
Alle Theile des Kopfes, die zum Eſſen gehö-
ren, ſind größer und ſtärker, als bei den edle-
ren Menſchen. Die Beißmuskeln, die ſchar-
fen, ſpitzen, zackigen, weißen thieriſchen Zäh-
ne, die ſtarken Backenknochen, die dicken,
weiten Lippen, die ſammetartige, dicke, un-
durchdringliche, ſchwarze Haut, der dicke
Bauch, das lebloſe Auge, die thieriſche hin-
ten über gedrückte Stirn, das platte, runde
Geſicht, die krummen Beine aller Negern,
Amerikaner oder ſüdlichen Aſiaten, zuſammen
genommen mit ihrer Gefühlloſigkeit, Reitzbar-
keit, ſcharfen Sinnen, bloßem Wortgedächt-
niſſe, Mangel an ſittlichem Gefühl und Nach-
denken, und den daraus folgenden Laſtern:
dies alles beweiſt hinlänglich, daß die Natur

mit ihnen den Raum zwiſchen dem Thier und den edleren Menſchen füllen wollte. So ſteigt die Natur, vielleicht mit zwanzig verſchiedenen Arten, bis zu dem Celten hinauf, der an ſeiner edlen ſchlanken Geſtalt, auf ſeiner weißen zarten Haut, in ſeinem ſtrahlenden, blitzenden blauen Auge, auf ſeiner erhabenen Stirn, in den blonden Haarlocken, auf der erhabenen Bruſt, auf dem ſchönen Oval ſeines Geſichtes, auf den feinen, lächelnden Lippen den Stempel der vollendeten Schöpfung trägt, und durch ſeine Erfindungskraft, durch ſein feines, zartes und raſches Gefühl für Schmerz und Sittlichkeit, durch ſeine Liebe zur Ordnung und Schönheit, durch ſeine zartere Lebenskraft, durch ſeinen höheren Genuß in Uebung ſeiner Geiſteskräfte, durch ſeinen Ueberdruß im Genuſſe der Sinne ſich auch des Vorrechtes werth macht, der Liebling der Vorſehung und der Herr der Schöpfung, ſelbſt ſeiner unedleren Brüder zu ſeyn."

Des Barons Geſicht glühete bei dieſer Rede vor Stolz und Freude. „Und ſomit," fing er auf einmal wieder an, „ſehen Sie wohl, kann der Menſch, der die Kennzeichen

einer unedleren Menſchenrace an ſich trägt, mein Pfarrer nicht werden.“ Der Hofmarſchall machte noch einige Verſuche, mit ſeinem Verlangen durchzudringen; allein Flaming hatte Recht: der Kandidat mit der Stutznaſe wurde ſein Pfarrer nicht. Indeß der Hofmarſchall hatte auch Recht. Der Baron machte ſich den Fürſten zum Feinde, und nicht allein den, ſondern auch noch einige Dutzend Räthe, Kammerherren, Aerzte und Prediger, die entweder Stutznaſen, oder ſchwarzes Haar, oder kurze Stirnen, oder runde Bäuche, oder ſtarke Backenknochen, oder dicke weitgeſchlitzte Lippen hatten. Denn ſo wenig man auch an des Barons Eintheilung der Menſchenſtämme glaubte, die bei dieſer Gelegenheit ſowohl durch den Hofmarſchall, als auch durch den Kandidaten bekannt geworden war: ſo gebrauchten dennoch einige Spötter dieſelbe, Theils über den Baron zu lachen, Theils ihre Neigung zu Spöttereien zu befriedigen. Und zu des Barons Unglück ließ ſich ſogar ſeine Folgerung aus dicken Lippen, kurzen Stirnen, dicken Bäuchen u. ſ. w. auf einige dieſer Herren anwenden. Man kann leicht den-

ken, wie der Baron und ſein Syſtem dabei fuhren.

Nun hatte man des Herrn von Flamins ganze Sonderbarkeit heraus; und jetzt, da man die Urſache davon wußte, hieß er auf einmal ein ausgemachter Narr. Der Fürſt hatte ihn ſo genannt. Die Spötter in der Stadt und am Hofe ſuchten nun ernſtlich hinter die ganze Vorſtellungsweiſe des Barons zu kommen. Ueberall, wohin er kam, mußte er ſein Syſtem aus einander ſetzen, und er that es mit der Eitelkeit eines jungen Mannes. Jedesmal, wenn er auf dieſen Gegenſtand kam, gerieth er in Feuer; und ſo konnte er freilich nicht mit Behutſamkeit reden. Man widerſprach; aber da kam man übel an. Der Baron bewies aus zehn Reiſebeſchreibungen, daß er Recht hatte. Er erklärte alle Laſter, alle Thorheiten, jeden Aberglauben, jede einfältige Gewohnheit, jede Tugend, jede Erfindung aus ſeiner Hypotheſe. Er miſchte ſie in alles, wendete ſie auf alles an, löſte durch ſie alles auf, was in der Stadt, am Hofe, und an dem Menſchen räthſelhaft geweſen war. Es konnte nicht fehlen, er mußte

beleidigen. Sprach man von der Armuth der Unterthanen, ſo fand er die Urſache davon in dem dicken Bauche und den großen Ohren des erſten Geheimenraths.

Der Geheimerath aber hatte nicht allein große, ſondern auch feine Ohren. Er erfuhr es wieder, daß Flaming ihn einen Mongolen genannt hatte; und er war der Mann nicht, den man ungeſtraft beleidigen durfte. Augenblicklich ſann er auf ein Mittel, ſich zu rächen, und er fand es endlich in Verbindung mit einer Frau von Hauſen. Die Frau von Hauſen war erſt nachher, da man das Syſtem des Barons ſchon kannte, angekommen. Sie traf den Baron in einer Geſellſchaft. Die Damen neckten ihn; ſie aber nahm ihn und ſein Syſtem in Schutz, und ließ es ſich geduldig von ihm aus einander ſetzen. Es war ihr nicht ſchwer, den gutherzigen, leichtgläubigen, eitlen jungen Mann in ihm auszufinden. Sie ſchien von ſeinen Sätzen ganz entzückt, und ſprach den Nachmittag faſt mit Niemanden als mit ihm. Man glaubte, die Frau von Hauſen wollte ſich über ihn luſtig machen; aber das war ihre Meinung gar

nicht. Sie kannte den großen Reichthum des Barons von Flaming, und entwarf auf der Stelle den Plan, ihn für ihr Fräulein Tochter einzufangen.

Sie drückte dem Baron beim Weggehen die Hand, und bat ihn, ſie zu beſuchen. Man wird, ſagte ſie, von den meiſten unſerer jungen Herren ſo fade unterhalten, daß ich mich freue, Sie hier gefunden zu haben. Ich werde eine gelehrige Schülerin von Ihnen ſeyn. — Der Weihrauch ging nicht verloren. Der Baron küßte ihr mit Entzücken die Hand, und ſagte: „wenn Sie's erlauben, ſo bin ich morgen bei Ihnen."

Jettchen, ſagte die Frau von Hauſen den Abend zu ihrer Tochter, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die dich ſehr intereſſirt: mit dem jungen Baron Flaming. Er iſt ein ſehr reicher Kavalier, gewiß der reichſte im ganzen Fürſtenthume: ein wenig ein Thor, aber ein ſo gutherziger, daß man ihn lieben muß. Du haſt ja von ſeinen Grillen gehört, von ſeinen Menſchenſtämmen. Er ſpricht darüber wie ein Buch. Ich dächte, Jettchen, das wäre eine Parthie für dich. Nur ſey klug!

Dein Vermögen iſt gering, das weißt du; die Beſoldungen am Hofe ſind knapp. Ueberleg' es dir. Morgen kommt Flaming zu uns.

Jettchen warf die Naſe auf. — Ein Thor? Nun, darum iſt mir's denn doch auch nicht zu thun! — Indeß ſie überlegte es die Nacht durch, und den andern Mittag kam ſie ſo ſchön friſirt, ſo ſchön und geſchmackvoll geputzt zum Vorſchein, daß ihre Mutter ſie über die rothe Wange ſtreichelte. — Du biſt wirklich heute bezaubernd, Jettchen. Wenn ich das Kirchenfenſter-Geſicht, die Emilie, dagegen betrachte! Die zieht ſich immer an wie ein Bauermädchen. Von Jettchen lerne! Aber an dir iſt Hopfen und Malz verloren. Wir werden dich wohl todt füttern müſſen; denn wer wird dich nehmen? Nackt wie eine Made, und dann noch obendrein ſtolz — „Ach, liebe Tante," ſagte Emilie ſanft, „ich habe ja den Putz nicht, den Jettchen hat." — So? Sehe nur einer, wie trotzig! Nicht wahr, ich ſoll es meinem Kinde entziehen, und dir geben? Nein, gehorſamer Diener. — „Ach liebſte Tante, ich bin ja zufrieden mit dem, was ich habe." — Und was haſt du denn,

Fräulein Armuth? Was du haſt, iſt von mir. Ein Kleidchen, eine elende Fahne von Batavia-Taffent, hatteſt du, als du ins Haus kamſt. Aber ſo geht es. Hätte dein Vater nicht dem Bettelvolke alles zugeſteckt, ſo brauchte ich mir nicht das Brot abzudarben, um dich zu kleiden.

„Ach, liebſte Tante, ich habe meinen Vater ſo ſehr geliebt!" — So? Den, der dich in Armuth verſinken ließ, den liebſt du; aber mich, die ich Mutterſtelle bei dir vertrete, mich liebſt du nicht. O, weine nur nicht. Ich kenne ja deine Krokodillsthränen ſchon. — „Ach, mein Vater hatte ja ſein Unglück nicht verſchuldet. Der Brand, die Feinde" — Ei was! halts Maul! ... Jettchen, wie ich dir ſagte. Es iſt ein ſehr guter, reicher Menſch. Stoß dich nicht an ſeine Grillen. Glaube mir, ſo eine Grille iſt oft beſſer, als gar keine. Jettchen lächelte ſchon triumphirend.

Der Baron kam. Hätte die Frau von Hauſen die Grille des Herrn von Flaming genauer gekannt, ſie würde ihrer Tochter den Rath gegeben haben, den betrügenden Flor auf der Bruſt etwas weniger zu blähen. Ein

Griechiſcher Buſen gehörte bei ihm auch zu den Kennzeichen des Celtiſchen Stammes.

Man empfing den Baron ſehr artig. Höre Jettchen, fing dann die Mutter auf einmal an, nun laß dir einmal den Herrn Baron etwas von den Menſchenſtämmen erzählen. Der Baron erzählte, und Jettchen liſpelte einmal über das andere: das iſt recht hübſch. Die Mutter aber machte Einwürfe, ließ ſich erklären, und zu ihrer großen Freude hörte ſie denn, daß langes blondes Haar ein ſicheres Kennzeichen einer Celtin wäre. Nun, da iſt Jettchen gewiß eine Celtin; denn die hat Haar, Herr Baron — ſchöner muß es keine Kaiſerin tragen. Das ſah der Baron; aber zu gleicher Zeit bemerkte er an Jettchen, die er noch nicht aufmerkſam betrachtet hatte, ein Paar runde, zum Kuß gewölbte Lippen, auf die Jettchen ſich nicht wenig einbildete. Sein Blick fiel ihre Geſtalt herab, und er ſah einen Buſen, der eben auch nicht Celtiſch ſchien.

Nun, ſagte die Frru oon Hauſen, Sie betrachten gewiß Jettchen, ob ſie eine Celtin iſt. Ja, das iſt ein Deutſches Mädchen!

So Deutſch eben nicht, dachte er. Aber indem ſah er Jettchens Zähne. Sie lachte, Schön waren ihre Zähne eben nicht; deswegen lachte ſie auch ſelten. Hier aber that ſie es. „Ihre Zähne, mein gnädiges Fräulein,“ hob er gutherzig an, „haben eine ſchöne Farbe.“ Jettchen verlor beinahe die Beſinnung, und die Mutter wußte nicht, was ſie dazu denken ſollte. „Den ſo weiße, glänzende Zähne,“ ſetzte der Baron hinzu, „ſind allemal das Zeichen eines thieriſchen Gemüths.“ Beide Damen erholten ſich. Da hahen Sie recht, lieber Baron; da haben Sie recht. Da iſt meines Bruders Tochter hier im Hauſe; die hat Zähne im Munde, wie Alabaſter ſo blendend weiß. Sieh, ich habe manchmal das Mädchen darum beneidet. Ich hielt weiße Zähne für eine Schönheit.

„Da irrten Sie ſehr, meine gnädige Frau. Alle Mohren haben blendend weiße, ſpitze Zähne, gleichſam um anzuzeigen, daß ſie noch den Thieren ähnlich ſind, und nur leben, um zu eſſen. Kein Wilder weiß von Zahnweh und übeln Zähnen. Das iſt kein gutes Zeichen. Indeß Ihre Niece —“

Nein, das trifft auf ein Haar zu. Das Mädchen weiß nichts als eſſen. Sieh, du mein Gott! ſollte einer das denken, daß Sie das alles ſo aufs Haar wiſſen! Und bei der da hat kein Zahnpulver, kein Abfeilen geholfen. Je, mein Gott, wie haben Sie denn das alles gelernt?

Nach und nach kam denn das Geſpräch in einen recht guten Gang. Auch Jettchen war gar nicht mehr ſparſam mit Weihrauch gegen den Baron, nachdem ihr die Mutter ein paar verweiſende Winke gegeben hatte. Der Baron fing an ſich bei Jettchen zu gefallen, und alle drei machten ein recht heiteres Kleeblatt aus. Man verließ einander endlich mit dem Verſprechen, ſich bald wieder zu ſehen. Der Baron hatte zu viel Vergnügen an der Frau von Hauſen gehabt, als daß er nicht hätte Wort halten ſollen. Er ging erſt alle acht Tage, dann alle drei Tage, endlich täglich hin, und immer fand er Jettchen reitzend gekleidet, immer freundlicher und vertrauter gegen ihn; und immer wurde ſein Verlangen ſtärker, Jettchen wieder ſo reitzend und ſo freundlich zu ſehen. Jettchen wagte es

jetzt ſchon hin und wieder ihre Launen blicken zu laſſen, und Flaming merkte ſie nicht. Sie hatte die Migraine, wenn er kam, und er ſaß eine Stunde da an ihrer Bergere, auf der ſie, in einem reitzenden Nachtkleide, wie eine ſchlummernde Venus lag. Er ſaß da, tröſtete ſie, drückte ihr die Stirn, und dachte mit keinem Gedanken mehr an ſein Syſtem.

Die Frau von Hauſen konnte es jetzt ſchon wagen, ihren Triumph öffentlich zu zeigen. Sie bat eine große Geſellſchaft zum Diner, und der Baron wurde mit eingeladen. Jettchen war wie eine Prinzeſſin gekleidet. Der Baron konnte kein Auge von ihr verwenden. Er hätte jetzt darauf geſchworen, ſie habe die feinſten Lippen von der Welt; auch fing er an ihren Buſen ſchön zu finden. Sie befahl mit einer ſtolzen Miene dem Baron, ihr allerlei kleine Dienſte zu leiſten; und er flog. Sie zeigte ihren ganzen Triumpf, den reichen Baron an ſich gefeſſelt zu haben. Man ging endlich in den Saal zu Tiſche. Jettchen nahm gleichgültig des Barons Arm, den er ihr mit Ehrerbietung bot, und ließ ſich von ihm zu Tiſche führen. Die Ge-

ſellſchaft ordnete ſich hinter den Stühlen. Der Baron ſtand bei Jettchen. Noch einmahl öffnete ſich leiſe die Thür — Emilie trat furchtſam herein, und machte der Geſellſchaft eine ſtumme Verbeugung, die nicht Einer, ausgenommen der Baron, erwiederte. Sie trug nur ein wollenes Kleid; und ſo ſchlecht es auch gemacht war, ſo konnte es doch die ungemein ſchlanke Geſtalt des Mädchens nicht verbergen. Ihr blondes Haar war leicht friſirt, ganz ohne Schmuck und Kunſt. Ein weißes, einfaches Tuch bedeckte den Hals bis unter das Kinn; aber, was man vom Halſe ſah, war weiß wie das Tuch. Sie hatte das Auge faſt immer bedeckt; doch wenn ſie es einmal erhob, ſo ſtrahlte eine ſo ſanfte, wehmüthige Seele daraus hervor, daß man Mitleiden mit ihr haben mußte, ohne daran zu denken. Ein Officier bot ihr, als man ſich ſetzen ſollte, eine beſſere Stelle; aber die Tante rief laut von oben herab: Emilie, biſt du nicht geſcheidt? Wo denkt das Mädchen hin? Dir gehört die unterſte Stelle!

Emilie ſetzte ſich mit einer Geduld, die unglaublich war. Man ſah nichts auf ihrem

Geſichte, keinen Unmuth, keinen Trotz, nur eine leichte Röthe, die über ihr Geſicht flog, aber ſich auch den Augenblick wieder in die blendende, weiße Farbe ihres Geſichts verlor. Der Baron hatte zwar die Tante und Jettchen viel von Emilien, und nicht zu ihrem Lobe, erzählen hören; aber geſehen hatte er ſie noch nicht, ſo oft er auch da geweſen war. Er ſah ſie zum erſtenmal; und — er wußte ſelbſt nicht, wie es zuging — ſeine Blicke fielen immer wieder auf Emilien. So ungefähr hatte er ſich immer das Ideal ſeiner Celtin geträumt, in dieſer ſchlanken, leichten, reitzenden Geſtalt. Die Frau von Hauſen hatte heute Emiliens Anzug ſelbſt beſorgt, ſo wenig ſie ſich auch ſonſt um ſie bekümmerte. Sie wußte ſchon aus Erfahrung, daß man bisweilen Jettchen über Emilien vergeſſen konnte. Heute wollte ſie ihre Sachen recht gut machen, und machte ſie in der That recht ſchlimm. Schöner hätte ſie das Tuch für des Barons Empfindung nicht ſtecken können, als gerade ſo. „Welch eine jungfräuliche Züchtigkeit! dachte Flaming. Welch ein Celtiſcher Buſen! Welch eine hohe Geſtalt! So

züchtig war Herrmanns Gattinn gekleidet! So trug ſie gewiß ihr blondes Haar, nicht mit dem verdammten Firlefanz bedeckt, womit Jettchen ihr blondes Haar immer verſtellt." Welche Lippen!" Er ſah ſie eſſen; man bemerkte es kaum. „Ja, das ſind die rechten Lippen; ſo zart! der Mund ſo klein, die Stirn ſo ſtolz!"

Das waren die Anmerkungen, die der Baron jeden Augenblick machte, den Jettchen ihm nicht mit Fragen raubte. Die Frau von Hauſen ſah den Baron nicht; ſie wäre ſonſt gewiß nicht ſo heiter geweſen. Jettchen aber war ihres Sieges viel zu gewiß, um ſeine Blicke zu bemerken. Ein Paarmal begegneten Emiliens Augen den ſeinigen, und es ſchien ihm, als wäre ihr Blick nachdenkend und bittend. Das machte ihn neugierig. Er würde viel darum gegeben haben, wenn er ſich ihre Blicke hätte erklären können. Zum Glück fiel ihm ſeine Empfindungsſprache wieder ein. Er machte ihre Blicke, die Züge ihres Geſichtes, die Lage ihrer Augen, nach; und er fühlte in ſich, daß nur ein Unglücklicher ſo ausſehen könnte. Er machte ihren bittenden Blick nach; und er

fühlte, daß ſie ihn um Schutz, um Hülfe erſuchte. Emilie erröthete, als ſie ſah, daß der Baron auf ſie merkte. Das war ſehr natürlich. Sie hatte von ihrer Tante den Baron von Flaming ſo oft mit boshaften Anmerkungen über ſie nennen hören, daß er merkwürdig für ſie geworden war. Hundertmal hatte die Tante zu ihr geſagt: heirathet Jettchen den Baron, ſo zieh' ich auf ſeine Güter, und du auch, wenn Jettchen und der Baron dich haben wollen. Alſo führe dich darnach auf, daß du ihre Gnade erhältſt. Du ſollſt es wohl noch ſehen, wenn der Baron dich erſt füttern muß, daß er unnütze Leute nicht gern ſieht! Du ſollſt wohl noch ſehen, was ich bin, und was der Baron iſt! Da ſollſt du erſt lernen, was fremde Leute ſind!

Nun ſah ſie den Baron heute zum erſtenmale, und blickte ihn darauf an, was ſie von ihm zu erwarten hätte. Zugleich bemerkte ſie, daß er aufmerkſam auf ſie wurde. Sie erröthete, und dachte nichts weniger, als daß er da ſaß und ſie bewunderte. Des Barons Mitleiden, und ſein Verlangen, ihr zu helfen, wurden immer größer; denn das Schelten der

Tante über den ganzen Tiſch hin nahm kein Ende. Brauchte einer etwas, ſo rief ſie: „aber, Emilie, wo haſt du die Augen? Ein Mädchen, wie du, muß die Augen allerwärts haben!“ Verſah ein Bedienter etwas, ſo ſchrie ſie: „Emilie, von dir hat man doch auch gar keine Hülfe. Sieh doch, was der Johann da macht! Ja, ich thäte wohl, wenn ich d i c h bediente. Du biſt zur Prinzeſſin geboren.“ Ein alter Offizier, der das mit Verdruß hörte, und jedesmal Emilien mitleidig anſah und ihre Geduld bewunderte, machte doch endlich die Frau von Hauſen ſtill. Sie erzählte, daß im dreißigjährigen Kriege die Güter ihrer Vorfahren von den Kaiſerlichen ganz und gar verheert und abgebrannt wären. Und wer war Schuld daran? fuhr ſie fort.

„Da unten, das ſchöne Mädchen, das an allem in der Welt Schuld iſt;“ ſagte der Offizier trocken, und ſah die Frau von Hauſen ſtarr an. Sie warf einen wüthenden Blick auf Emilien. Der Offizier fühlte, daß er es noch ſchlimmer gemacht hatte. Er fing nun eben ſo trocken an, der Frau von Hauſen ungeheure Schmeicheleyen ins Geſicht

zu ſagen, und erzählte der Geſellſchaft mit ſeiner Trompetenſtimme unter andern, daß alle Männer ſich in die Frau von Hauſen verliebt hätten, als ſie noch Mädchen geweſen wäre. Es gelang ihm. Die Frau von Hauſen wurde heiter, und ſchickte Emilien ein halbes Glas Wein. Emilie trank es halb; und es fiel eine Thräne hinein. Flaming und der alte Offizier ſahen das. Emilie verließ den Tiſch, als das Deſſert kam.

Nach Tiſche ging der alte Oberſte unten an die Tafel. Er nahm heimlich Emiliens Glas mit der Neige Wein, und trank es mit Vergnügen aus. „Sie haben das ſchönſte Glas Wein getrunken,“ ſagte Flaming zu dem Oberſten. — Haben Sie es auch geſehen? fragte der Alte, und gab dem Baron die Hand. — Wie ſo? fragte Jettchen; was war es für Wein? — Hm! erwiederte der Oberſt; haben Sie je von der Kleopatra gehört? Die löſte ächte Perlen in Wein auf, und trank ſie. In dieſem Weine, mein Fräulein, war eine Perle aufgelößt, die mehr werth war, als alle Perlen der Welt; und wäre ich da wie der junge Baron, ſo würde ich nach der Mu⸗

ſchel fiſchen, worinn dieſe Perlen wachſen. Denn wer die Muſchel fiſcht, mein Fräulein, iſt der glücklichſte Kerl auf der Erde. Aber, Herr Baron, ich kenne Sie nicht. (Der Oberſt war fremd.) Sie haben es bemerkt. Wir müſſen Freunde werden. Kommen Sie! Noch eine Flaſche Wein auf die Geſundheit der Muſchel! — Der Baron ſchlug es aus, und begriff übrigens nicht, wie ein Sklave, wofür er den Oberſten wegen ſeines Trinkens hielt, einer ſo feinen Empfindung fähig ſeyn konnte. Er drückte ihm die Hand, ob er gleich ein Sklave war.

Hm! — dachte der Oberſt, der ſich bei Einigen in der Geſellſchaft nach dem Baron erkundigt, und von ihnen gehört hatte, daß er ein ausgemachter Narr ſey: — hm! das Herz iſt doch ein ſchönes Ding; es zwingt ſogar den Thoren zur Menſchlichkeit, zur feinſten Empfindung. Und er gab dem Baron die Hand wieder, ob er ihn gleich für einen Thoren hielt.

Auf den Baron hatten indeß die Paar Worte des Oberſten große Wirkung gemacht. „Und wäre ich da, wie der junge Baron, ich

würde nach der Muſchel fiſchen, worinn dieſe Perlen wachſen.“ Da ſtand er am Fenſter, und ſchien die Scheiben zu zählen. Er dachte an nichts als an Emilien. „So iſt es!“ murmelte er. „Der Adel dieſer vollkommenen Celtin iſt ſogleich ſichtbar! Mein Auge hing an ihr, als ſie hereintrat; und ſogar dieſer Sklave, dieſer dickbäuchige, ſchwarzhaarige Oberſt, fühlte die Würde des beſſern Menſchenſtammes, und demüthigte ſich vor ihr.“ Er nahm den Oberſten, der ihn jetzt aufſuchte, allein. „Aber, Herr Oberſt,“ fragte er neugierig, „woran merkten Sie ſogleich die Vortrefflichkeit des Mädchens? An dem ſchönen blonden Haar, oder an der Kleidung?“ Der Oberſt ſah ihn groß an. Ey zum Teufel, Herr Baron, ich weiß, ſo Gott will, nicht einmal, ob das Mädchen blondes Haar oder eine Perücke trägt. Kleidung? Was kann man daraus ſehen? Nicht einen Pfifferling. Der Baron lächelte. „Wie kommt es denn, ſagte er, daß der Sklave auch in wärmern Gegenden ſeinen Schafpelz nicht ablegt, wenn nicht die Kleidung — ?“

Der Oberſt ſah ihn groß an. Ja, was

der Schafpelz mit dem lieben Mädchen zu thun hat, weiß ich nicht; aber ſtecken Sie das Mädchen in zehn Schafpelze, ich finde ſie dennoch heraus. Wie es zugeht, weiß ich nicht.

„So wie der Hund etwa, der, wenn er zu dem Löwen geführt wird, auch ohne ihn zu ſehen, ſogleich winſelt und ſich zu ſeines Herrn Füßen ſchmiegt?“

Der Oberſt ſchüttelte den Kopf. Das hat der Hund am Geruche. Sie trauen mir eine verteufelt feine Naſe zu, wenn Sie meynen, ich wittere die guten Mädchen. Die Manier wäre nicht übel; und in ſo weit iſt es wahr, unſere jungen Herren kann man eine Gaſſe lang am Geruche wittern. Aber das Mädchen roch nach nichts als nach Unſchuld und Leiden.

Auf eine Art, dachte Flaming, muß er doch errathen haben, daß Emilie eine Celtin iſt. Und woher die Ehrfurcht, die jeder Mohr, jeder Amerikaner dem Europäer, wenn er ihn zum erſtenmal ſieht, ſogleich erzeigt? Sey es auch nicht der Geruch, ſo muß es ein andrer Sinn ſeyn, der ihm ſagt: beuge dich, hier iſt ein Celte! wie es dem Hunde mit

mit dem Löwen geht. Er bekennt ſogleich durch ſein Winſeln: hier iſt der König der Thiere! Ich vermuthe am Geruche. „Am Geruche!“ ſagte er jetzt laut. Der Oberſt lachte.

Meinetwegen am Geruch! Wenn das Mädchen nur riechen könnte, daß wir Beiden ihr gern ihr Leiden erleichterten!

„Sehen Sie, Herr Oberſt, auch die Sprache ſagt ſo, und — vox populi, vox dei. Man ſagt: er hat es gerochen, er hat eine feine Naſe. Sicher hat dieſer Sinn mehr auf ſich, als wir vielleicht meynen. Alle Neger haben einen ganz eigenen Geruch. Die Amerikaner unterſcheiden die verſchiedenen Nationen durch die Naſe. O, jetzt wird es mir gewiß. Warum ſollte man nicht eine Celtin ſo gut am Geruch unterſcheiden, wie eine Negerin? Sie unterſchieden Emilien doch ſogleich, und ſie war am ärmlichſten gekleidet.“

Der Oberſt ſah umher, ob Niemand ihn erlöſen würde. Schon wollte er ſich umdrehen. „Aber Herr Oberſt,“ fuhr der Baron fort, „ihr helfen wollen und müſſen wir. Die Eine Thräne, die ſie weinte, hat mir das

Herz umgedrehet. Wehe dem Manne, der hier gleichgültig zuſehen könnte! Sie lebt in der Sklaverei einer tyranniſchen Tante; davon müſſen wir ſie erlöſen. Was meynen Sie, Herr Oberſt?“

Da ſteckt es, lieber Herr Baron. Ich habe mit meinen ſechs unerwachſenen Kindern kaum zu leben.

„Und ich bin zu jung, ſie zu mir zu nehmen. Aber wiſſen Sie was, Herr Oberſt? Nehmen Sie das Mädchen zu ſich, und ich bezahle für Sie. Geben Sie ihr Ihre Liebe; ich will ihr das minder Beſſere, ihren Unterhalt, geben. Ich beneide Sie, Herr Oberſt, um das, was Sie ihr geben werden. Wahrhaftig, ich wünſchte, das Mädchen dürfte von Niemand anders etwas empfangen als von mir. Sind dreihundert Thaler jährlich genug? Verſteht ſich, für die Kleidung ſorge ich überdies.“

Der Oberſt fing wieder an den Kopf gewaltig zu ſchütteln. Er konnte den Baron nicht begreifen. Laß ſeyn! — rief er auf einmal ganz laut, nahm den Baron beim Kopf, und küßte ihn — laß ſeyn! Ich halte mich an

Ihr Herz, lieber Baron! Wer keine Thränen ſehen kann, (ſetzte er leiſe hinzu, weil die Geſellſchaft anfing zu horchen) ohne ſie trocknen zu wollen, mag meintwegen Gras wachſen ſehen. Sie riechen, und ich fühle: das iſt eins, wenn wir nur übereins handeln.

Jetzt bildeten Sie denn Beide den Plan aus. Der Oberſt ſollte Emilien zu ſich nehmen. Dreihundert Thaler wollte der Oberſt durchaus nicht; es war ihm zu viel. „Gut, ſie wird es dennoch einmal brauchen,“ meynte der Baron. Alles war unter ihnen Beiden verabredet. Auf einmal fiel dem Baron ein, daß der Oberſt ein Sklave war. Der ganze Handel wäre wieder rückgängig geworden, wenn der Baron einen Blondkopf gewußt hätte, der ſie für ſechshundert Thaler wollte. Jetzt mußte er es bei dem Oberſten laſſen. Die Tante, meynten Beide, würde nichts dagegen haben.

Der Oberſt ſuchte nun Emilien auf. Er fand ſie in einem kleinen Stübchen, wo ſie ein Kleid für die Tante zurecht machte. Hören Sie, liebes Kind, ſagte der Oberſt: kann man wohl ein Wort in Vertrauen mit Ihnen reden? Bleiben Sie ſitzen. Nähen

Sie fort in Gottes Nahmen. Ich begreiſe wohl, daß Sie nicht viel Zeit übrig haben; und ein Geplauder mit einem alten Manne erſetzt die Schelte der Tante nicht. Ja, wenn es ein junger Menſch wäre! Püppchen, ich und ein junger Ritter, der Baron Flaming, haben den Plan gemacht, Sie zu entführen, wenn Sie nichts dagegen haben. Sie kennen meine älteſten Töchter; wollen Sie mit denen leben? Ich will Ihr Vater ſeyn. Sie haben lange nicht empfunden, was Liebe heißt; Sie müſſen es endlich wieder lernen. Nun, Püppchen?

Emiliens Hände ließen die Arbeit fallen. Ihre Augen voll Thränen hoben ſich auf den Oberſten. Ein lieblicheres Geſicht hatte der Oberſt nie geſehen. Es waren Thränen des Leidens, der Dankbarkeit, die Emilie vergoß. Sie ergriff des Oberſten Hand, und drückte, eh er es hindern konnte, ihre Lippen darauf. Dann aber ſank ſie langſam zurück. Der Kummer verhüllte alle die Züge wieder, welche ſo eben die Freude gehoben hatte. — „Nun, Püppchen? Antwort!“ — Emilie ſagte langſam: ich kann nicht, Herr Oberſt.

„Was zum Daus! Sie leben hier mit der Tante in der Hölle! Das iſt Ziererei. Warum können Sie nicht? Heraus! Sie ſind ein ehrliches Mädchen! Heraus!“ Emilie erröthete. Sie ſind gütiger, Herr Oberſt, als Sie es ſeyn dürfen. Aber ich darf nicht undankbar ſeyn; ich darf Ihr Anerbieten nicht annehmen. Meine Tante iſt hart gegen mich: ſie bezahlt ſich ſelbſt die Schulden, die ich mache. Sie, Herr Oberſt, würden gütig gegen mich ſeyn; und wie ſollte ich es da ertragen können, Ihnen zur Laſt zu fallen! Sie haben Kinder —

„Und ich bin ein armer Teufel, wollen Sie ſagen, gutes, liebes Kind. Aber Sie ſind reich. Sie werden nicht umſonſt bei mir ſeyn. Fragen Sie nicht weiter; aber ich ſetze Ihnen meinen alten Kopf zum Pfande, daß Sie jährlich dreihundert Thaler haben.“

Emilie erſtaunte. Wie? auf welche Weiſe? Herr Oberſt, ich bitte Sie. Sagen Sie mir, wer ſich ſo großmüthig meiner annimmt. — „Aber es bleibt unter uns. Der Baron von Flaming hat Ihre Thräne geſehen. Dieſer reiche Mann iſt es; und alſo —“

O Gott, ſagte Emilie betrübt; ſoll ich denn nie aufhören der Tante verbindlich zu ſeyn? Ach, Herr Oberſt, Sie würden mich erſt recht bedauern, wenn Sie wüßten, wie ſchwer mir das ſüßeſte Gefühl, die Dankbarkeit, gegen ſie wird? Der Baron Flaming? Und weiß das meine Tante?

„Ey, behüte Gott, Püppchen! nicht ein Wort; und ſie darf es auch nicht wiſſen. Niemand weiß es, als ich, Sie und der Baron.

Nach manchem Hin- und Herreden war denn Emilie entſchloſſen, mit dem Oberſten zu ziehen, wenn es anders die Tante erlaubte, woran man aber gar nicht zweifelte. „Sie ſollen ſogleich Nachricht haben,“ ſagte der Oberſt. Er gieng und that der Tante den Antrag. Dieſe ſah ihn darauf an, machte Einwürfe, und wollte einige Zeit haben ſich darauf zu bedenken. Der Oberſt geſtand die zu. Die Tante — Dank der Etiquette! — fühlte doch einige Scham, ihres Bruders Tochter zu einem Fremden zu ſchicken, einem Fremden, der nicht halb ſo viel Vermögen hatte, als ſie ſelbſt. Sie ſann hin und her auf einen Vorwand, ſie hin-

geben zu können, ohne ſich dem Gerede der Menſchen — denn für die Sprache ihres Gewiſſens war ſie todt — auszuſetzen. Aber ſie fand keinen Vorwand, ſo gern ſie auch Emilien losgeworden wäre; und das unglückliche Mädchen mußte auch dafür leiden, daß ſie durch die heiligen Bande des Bluts ihr verwandt war.

Gegen Abend verlor ſich denn ein Theil der Geſellſchaft. Die wenigen, welche blieben, ſetzten ſich zum Spiele. Der Oberſt bat den Baron, eine Partie mit ihm und Jettchen zu machen. Das hätte der Baron bald übel genommen. „Ich ſpiele nicht, Herr Oberſt; ich bin ein Celte.“ Der Oberſt ſchaffte den dritten Mann, und lachte mit Jettchen über den Baron von Herzen. Man ſetzte ſich und ſpielte. Der Baron gieng in das Nebenzimmer, und hing ſeinen Grillen nach, die ihn bald auf Emilien brachten. „O, ſie ſpielt gewiß nicht,“ ſagte er vor ſich. Die Bedienten liefen hin und her; es war ihm zu geräuſchvoll. Er ging zu Jettchen an den Spieltiſch, und bat ſich ihren Zimmerſchlüſſel aus. „Ich will ein wenig leſen,“ ſagte er. Jettchen gab ihm den

Schlüſſel; und er ſchleuderte langſam über den Saal nach ihrem Zimmer zu.

Nahe an dem Zimmer hörte er eine weibliche Stimme ſingen. Er gieng den Gang hinunter, und ſah durch eine halb offne Thür. Da ſaß Emilie bei einer Arbeit, und ſang leiſe. Er ſtand lange da, und betrachtete ſie, ohne ſie anzureden. Emilie ſah nicht von ihrer Arbeit auf. Alle die Empfindungen, die er ehedem bei Marien gefühlt hatte, erwachten wieder in ihm. So hatte er auch Marien zuerſt geſehen; und hier nun eine Blondine, eine Unglückliche! Sein Gefühl war wirklich ein reines Wohlwollen für das Mädchen. So hatte en ſie eine Zeit lang betrachtet. „Emilie!“ ſagte er endlich, nicht mit ſeinem gewöhnlichen Tone, ſondern mit einer ſehr natürlichen Rührung. Emilie flog auf, und erröthete. Er trat zu ihr in das Zimmer, und zog die Thür hinter ſich zu. Dann ergriff er des Mädchens Hand, und küßte ſie. „Endlich,“ ſagte er, habe ich gefunden, was ich ſo lange ſuchte: ein edles Mädchen! „Sie verſtand nicht, was er damit ſagen wollte, und erröthete über und über.“ O, erröthen Sie

nur, Emilie, erröthen Sie nur; aber erſchrecken Sie nicht! Denn ich bin, was Sie ſind, rein und edel. Warum ſoll ich Ihnen nicht ſagen, was ich fühlte, als ich Sie zum erſtenmale ſah? Ich empfand tief in meiner Seele, daß wir Beiden zuſammen gehören, daß wir für einander geſchaffen und durch ein beſſeres Band mit einander verbunden ſind, als Sie durch die Bande des Bluts mit Ihren Verwandten: durch die Aehnlichkeit, die Verwandtſchaft unſrer Herzen, unſerer Seelen." Dabei hielt der Baron ihre Hand, und drückte ſie zärtlich.

Das arme Mädchen glaubte eine Liebeserklärung in der beſten Form zu hören; und der Baron ſprach von nichts als von ſeinem Syſtem. Der Bräutigam ihrer Kuſine! Sie wußte nicht einmal, wohin ſie ihre Augen wenden, noch viel weniger, was ſie ſagen ſollte. In ihrer Verlegenheit beſann ſie ſich, was ſie erwiedern könnte; und darüber gieng die Zeit zur Antwort hin. Der Herr Oberſt von Brenſen, fing ſie endlich in der Angſt an, hat mir Ihre gütige Geſinnung eröffnet.

„Liebe Emilie, gütig? Nicht doch! Was Ihnen

Ihnen der Oberſt Brenſen geſagt hat, war nur für die Unglückliche. Das hätte ich gethan, wenn Sie auch nicht einen Zug dieſes hohen, edlen Geiſtes an ſich trügen; das hätte ich gethan, auch ohne Sie geſehen zu haben; das war Pflicht gegen das menſchliche Geſchlecht. Daß ich aber — er beugte ſich tief vor ihr, und küßte ihre Hand mit Ehrerbietung — daß ich aber meine Ehrfurcht für Sie äußere, mich vor Ihnen beuge, wie ich mich vor keiner Fürſtin beugen würde, wenn ſie nicht ſo wäre wie Sie, das iſt auch Pflicht, aber Pflicht gegen die edelſte Gattung des Menſchen. Das erſte war ich den Menſchen ſchuldig; dies Ihnen, Emilie!"

Er küßte ihr noch einmal die Hand, und in dem Augenblick öffnete Frau von Hauſen die Thür. „So? ſo? machen Sie den Mädchen auf ihren Kammern die Cour, Herr Baron?" Das ſagte die Frau von Hauſen in einem freundlichen Tone, und warf ein paar wüthende Blicke auf Emilien. „Kommen Sie, kommen Sie!" Sie zog ihn mit Gewalt aus Emiliens Zimmer, und ſchrie dann zehnmal aus Leibeskräften: „Jettchen! bis Jettchen

endlich verdrießlich kam. „Hier haſt du einen Gefangenen,“ rief die Mutter in einem widerlich ſcherzhaften Tone, und winkte Jettchen mit den Augen zu; „er war bei Emilien, und küßte ihr die Hand.“ Jettchen machte eine ſeltſame Miene, und nahm den Baron mit in das Spielzimmer. Die Frau von Hauſen ging zurück zu Emilien.

Hier erhob ſich nun für das arme Mädchen ein Ungewitter, wie ſie noch keins ertragen hatte. „Mannstoll biſt du,“ rief die Tante; „denn welche ehrliche Mannsperſon wird zu dir kommen, wenn du ſie nicht lockſt? Aber da ſtellt ſie ſich hin, wo ſie nur eine Mannsperſon wittert, und ſingt! O, ich kenne deine Künſte wohl, du verliebte Ilſe! Ja, du mit deinem papiernen Geſicht, und mit der Hopfenſtangen-Figur!“

Da riß dem Mädchen die Geduld. Bis jetzt hatte ſie geſchwiegen. Mit einem vor Scham und Verdruß glühenden Geſichte ſagte ſie: O Tante, ich ſchmeichle keinen Männern, um ſie an mich zu ziehen; eine Tochter habe ich nicht, und ich ſelbſt verlange nicht zu heirathen.

„Verlange? verlange? Was ſagte der Fuchs zu den Weintrauben, die er nicht haſchen konnte? Verlangen! Sieh einmal! Was haſt du mit dem Baron geſprochen? Sag es ja ehrlich, das rath' ich dir! Denn er muß doch mit der Sprache heraus, wenn ihn Jettchen fragt.“

Er ſagte mir — woher nahm die ſanfte Emilie das Herz und die Bitterkeit zu den Worten? — er ſagte mir: wenn er eine Tochter hätte, er wollte ſie lieber ermorden, als ſie bei ſeinem Tode einer Schweſter übergeben!

„Das ſagte er? fragte die Frau von Hauſen ſpöttiſch. So ſag ihm, dies hätte ich geantwortet.“ Sie ſchlug Emilien wüthend ins Geſicht; und nun brach ein Sturm von Scheltworten über Emilien los, die wenigſtens diesmal fühlte, daß ſie die Wuth ihrer Tante veranlaßt hatte.

Am Abend, als die andere Geſellſchaft weggefahren und der Baron noch allein bei den zwei Damen war, fing man an ihn ſehr ſtrenge zu examiniren. Gleich auf die erſte Frage der Mutter: wie ihm Emilie gefiele? antwortete er ſehr deutlich: ſie gefällt

mir über alle Beſchreibung wohl. Auf Jett=chens Frage, was er bei Emilien gemacht ha=be, erwiederte er: ich habe Emilien geſagt, wie ſehr ſie mir gefällt. Die Mutter zählte nun ein ſo langes Verzeichniß von Emiliens Laſtern auf, daß ſelbſt Jettchen davor errö=thete, und ihrer Mutter ein paarmal ins Wort fiel. Der Baron blieb aber dabei: „es iſt nicht möglich; denn ſie iſt eine reine Cel=tin!“ Zum erſtenmale widerſprachen Mutter und Tochter dem Menſchenracen=Syſtem. Der Baron lächelte und ſagte: „glauben Sie, was Sie wollen; Emilie iſt das edelſte Mäd=chen, das ich jemals geſehen habe.“

Sie ſoll zum Oberſten Brenſen, Jettchen, und wenn die ganze Welt mich eine Raben=ſchweſter nennte. Nein, die Liebe fängt von ſich ſelbſt an; und wer nicht barmherzig iſt gegen ſein Blut, der kann es auch nicht gegen Andere ſeyn. Sie ſoll zu Brenſen!

Noch mehr wurde ſie in dieſem Plane be=ſtärkt, da der Baron, als er den andern Tag bei ihr war, wohl hundert Verſuche machte, Emi=lien zu ſehen. Die Mutter hatte viele Mühe ihn davon abzubringen. Auch ſprach der Ba=

ron ſehr ernſthaft mit ihr über ihre Härte gegen Emilien. Die Frau ſpie Feuer und Flamme, und mußte dennoch freundlich bleiben. Ich habe kein Vermögen, ſagte ſie; ich kann ihr keine beſſere Kleidung geben als ſie hat. Daß ſie ihr nicht beſſer ſteht, iſt nicht meine Schuld. Das Mädchen hat einen Leib, auf den nichts paßt und dem nichts ſitzt.

„Wie?“ rief der Baron erhitzt; „wie? die Kleidung ſtände Emilien nicht? Gnädige Frau, ſie war ja geſtern gekleidet wie ein Engel. Von der Kleidung rede ich nicht. Dieſe ſchöne ſchlanke Geſtalt; dieſer Griechiſche Buſen; dieſer . . .“

Buſen? Wo Sie doch wohl die Augen gehabt haben mögen, Herr Baron! Da ſehen Sie doch einmal Jettchen! Das iſt eine Geſtalt! ſo voll, ſo rund!

Je, Mama! was machen Sie denn? Wenn er nun Emilien ſchön findet, wer kann es ihm wehren?

„Ja, Fräulein Jettchen, Sie wiſſen, wie gut ich Ihnen bin; aber ſeitdem ich Emilien

geſehen habe, iſt es mir noch mehr aufgefallen, daß Sie Sich fehlerhaft kleiden.“

Aber mein Gott, Herr Baron, Sie dürfen ja nur ſagen, wie Jettchen ſich anziehen ſoll. Sie wiſſen, daß ſie alles thut, was Sie wünſchen. Was haben Sie denn an Jettchens Anzuge auszuſetzen?

„Wie läßt ſich das ſagen? Sehen Sie, Emilie trat daher. Ihr weißes Tuch verbarg die Bruſt, bis an den Hals. Ihr Buſen war höchſtens an einer ganz leichten Erhöhung zu bemerken. Jettchens Bruſt — das weiß ich jetzt von neulich Morgen, wo ich ſie noch ganz im Neglige antraf — iſt eben ſo ſchön Celtiſch; aber da hat ſie die Grille, und faltet Flor, und Tücher, und ich glaube gar Drath, unter ihr Tuch, bis ſie den Buſen einer häßlichen Lappländerin, oder gar einer Kalmyckin bekommt.“

Aber, mein Gott, das iſt ja die neueſte Mode, liebſter Herr Baron! Was ſoll man denn machen?

„Mode oder nicht. Da will ich meinen Kopf zum Pfande ſetzen, irgend eine wollüſtige Slavin, die das ungerechte Schickſal ir-

gendwo an einen Hof geworfen hatte, brach⸗
te dieſe Mode zuerſt auf. Man laſſe ihr das!
Die Natur gab ihr dieſe Bruſt, um die fürch⸗
terliche Leidenſchaft der Wolluſt zu bezeichnen,
die in ihren Adern wüthet. Was ſoll man
von den jungen Mädchen jetzt glauben? Doch
wohl nichts anders, als daß ſie bei dem
männlichen Geſchlechte keine beſſere Leiden⸗
ſchaft, als bloß die Wolluſt, erregen wollen,
weil ſie ſelbſt nichts als wollüſtig ſind.“

Ja, Herr Baron, ſo denken Sie nach
Ihrem Syſtem. Aber Andere kennen das
nicht; die denken anders.

„Nein, gnädige Frau. Ich habe das Sy⸗
ſtem ausgearbeitet; aber jeder ehrliche Mann,
wenn er es auch nicht kennt, fühlt es. War⸗
um machte Emilie die Mode nicht mit? Es
iſt, das ſage ich ja, kein Tropfen Blut von
einem Slaven in ihr. Dieſe holde Scham⸗
haftigkeit begleitet alle ihre Schritte. Jettchen
iſt eben ſo keuſch wie Emilie, das weiß ich;
aber die verdammte Mode! Wenn Jettchen
geht, ſo ſeh' ich allemal den Fuß; von Emilien
nie. Das Gewand bedeckt ihr, wie einer Ve⸗
ſtalin, auch die Spitze des Fußes.“

Ja, rief die Frau von Hauſen, weil ſie einen Fuß hat, wie ein Trampelthier. Girb doch einmal einen Schuh von ihr her! . . Da ſehn Sie nur! Und hier iſt einer von Jettchens Schuhen. Der da iſt eine Handbreit länger.

„Wieder ein neuer Zug in dem Gemählde einer vollkommenen Celtin. Hat Jettchen keinen größeren Fuß, als dieſer Schuh zeigt, ſo iſt ihr Fuß für ihre Geſtalt zu kurz; und nur die Slaviſchen Völker, oder gar die Mongolen, als die Sineſen, binden ſich die Füße, weil ſie einen kleinen Fuß für eine Schönheit halten. Emiliens Fuß wird gerade die Länge der Schönheit haben.“

Jettchen riß ihm die Schuhe aus der Hand. Sie wollen heute nun einmal Emilien loben! Meinetwegen! Gute Nacht! Ich bin müde.

Die arme Emilie mußte auch das entgelten. Jettchen wollte ſchlechterdings mit dem Baron brechen; ihre Mutter gab ihr doch aber zu bedenken, daß ſein ungeheures Vermögen keine Kleinigkeit ſey. Jettchen entſchloß ſich anders. Am nächſten Morgen machte Frau von Hauſen die Kammerjungfer ihrer

Tochter. Sie zog ſie ſelbſt an; und wirklich gerieth der Baron in Entzücken, als er Jettchen ſah, die Reifrock, Italiäniſche Blumen, Allongen, Buſen und allen den modiſchen Firlefanz abgelegt hatte. Dafür war auch dem Bedienten befohlen, heute jedermann abzuweiſen. Man ſchämte ſich, natürlich zu ſeyn.

„Nun ſollen Sie ſehen, ſagte der Baron, daß Jettchen viel Aehnliches mit Emilien hat. Laſſen Sie ſie einmal kommen.“ Aber die arme Emilie war zu einer Freundin gegangen, ſo oft er auch nach ihr fragte.

Wahrſcheinlich würde der erſte Eindruck, den Emilie auf des Barons Herz gemacht hatte, durch die Bemühungen der Mutter wieder erloſchen ſeyn, wenn ſich nicht die Kammerjungfer im Hauſe dieſer aufkeimenden Liebe angenommen hätte. Jungfer Lieschen war die Vertraute ihrer gnädigen Frau; ſie wußte alſo recht gut, was dieſe fürchtete. Aber ſie ſprach bisweilen auch mit Emilien vertraut, und ſah ihre Thränen. Sie war die Einzige im Hauſe, die Mitleiden mit ihr hatte, und erfuhr auch des armen Mädchens Hoffnungen, bald von ihrer Tante erlöſt zu ſeyn.

Lieschen dachte dem allen nach. Was? der Baron will jährlich dreihundert Thaler Koſtgeld für das Fräulein bezahlen? Ho! ho! das thut man nicht aus Mitleiden. Da ſteckt mehr dahinter, als das Fräulein glaubt. Eine Liebe! eine Liebe!

Das Mädchen klatſchte in die Hände: denn erſtlich hatte ſie Emilien herzlich lieb; zweitens ſah ſie voraus, daß es hier nothwendig eine Intrigue geben mußte, und Lieschen intriguirte gern, wie beinahe jede Kammerjungfer; und drittens ſteckte Lieschens Vortheil mit darunter: denn ſie war des Lebens bei der Frau von Hauſen, wo es zwar Geheimniſſe aber auch Maulſchellen gab, herzlich ſatt, und wünſchte ſich eine Herrſchaft, wie Emilien, ob ſie gleich dieſe zuweilen für ſtolz hielt.

„Wenn Sie erſt einmal Frau von Flaming ſind, mein gnädiges Fräulein, ſo empfehle ich mich in Ihre Dienſte.“ Das ſagte ſie einmal zu Emilien, um das Eis zu brechen. Emilie erſtaunte und fragte. Lieschen fing an ihr Syſtem aus einander zu ſetzen, und gab ihr verſteckt den Rath, das Eiſen zu ſchmieden, weil

es warm ſey. Emilie wurde darüber in Ernſt böſe. Sie verwarf Lieschens Vorſchläge gänzlich, und drohete ſogar mit der Tante. Lieschen ſchlich davon, maulte mit Emilien, und — wurde wieder gut.

Nun fiel ſie auf einen Plan, der noch verwickelter und ihr alſo noch angenehmer war: Emiliens und des Barons Liebe zu befördern, ohne daß Beide es wüßten. Sie ſteckte dem Baron beim Weggehen einen Zettel in die Hand, nachdem ſie ſich hatte ſein Wort geben laſſen, daß er ſie nicht verrathen wollte. In dieſem Zettel klagte ſie ihm den Haß der Frau von Hauſen gegen Emilien, und die Leiden des armen Mädchens. Sie beſchwor ihn, der Unglücklichen zu helfen, weil Emilie auf ſeine Hülfe mit großem Zutrauen rechne. Auch ſagte ſie ihm, daß man Emilien durch alle möglichen Kunſtgriffe von ihm entfernte, weil man fürchtete, er möchte die Vollkommenheiten des Mädchens bemerken, und ihr helfen. Noch ſetzte ſie hinzu: ſie ginge am Abend, wenn Aſſemblee wäre, mit Emilien auf dem Weidendamme vor dem Thore ſpazieren; wollte er ſie ſprechen, ſo wäre dies der Ort. Sie bat

ihn aber dringend, ja Emilien zu verſchweigen, daß ſie ihm etwas von ihr geſagt hätte; denn Emilie wäre über dieſen Punkt gar zu empfindlich, und würde es ihr nie vergeben, wenn ſie jemals erführe, daß ſie ſich an ihn gewendet hätte, ſo groß auch Emiliens Zutrauen zu ihm ſey.

Der Baron las, und las wieder. „Das ſag ich ja! Eine Celtin! Sie iſt unglücklich, und ſchweigt. Sie weiß, daß ich ihr helfen will, und ſchweigt. Aber ich will ihr helfen, wie der Bruder der Schweſter. Ich will ſie ſehen.“ — Am Aſſemblee-Tage ging er nach dem Weidendamme. Da waren auch Lieschen und Emilie. Das Mädchen hatte Emilien eine Kappe aufgeſchwatzt, die ſie verſtellte. Der Baron kam und redete Emilien an. Sie erſchrak ſehr heftig; noch heftiger Lieschen. Emilie nahm zitternd den Arm, den der Baron ihr anbot. Allein ſchon nach ein paar Schritten ſagte ſie zitternd, und mit ſehr ſchöner Stimme: ich will Sie doch bitten, Herr Baron, mich zu verlaſſen. Meine Tante weiß nicht, daß ich hier mit Ihnen gehe, und ich halte es für Unrecht. Ich darf es nicht ſa-

gen, und was man nicht ſagen darf, iſt, dünkt mich, allemahl nicht recht.

„Schöne Seele! reine Seele!“ ſagte der Baron mit Bewunderung, und ließ ihren Arm fahren. „Aber helfen will ich Ihnen, wenn ich Sie auch nie wieder ſehen ſollte. Darf ich Ihnen ſchreiben, Emilie?“

Ich dürfte meiner Tante nicht ſagen, daß Sie mir geſchrieben haben, Herr Baron. Ueberlaſſen Sie eine Unglückliche Ihrem Schickſale. Es kann nicht immer ſo hart bleiben; die Zeit wird es lindern.

„Nein, die Zeit, Deutſches Mädchen, Mädchen von dem edelſten Menſchenſtamme, die Zeit ſoll Ihr Schickſal nicht lindern; ich will es lindern. Ich!“ Bei dieſen Worten drangen Thränen aus ſeinen Augen, und eine fiel auf ihre Hand. Sie verneigte ſich gegen ihn, um Abſchied zu nehmen, — Aber, mein Gott! rief Lieschen; das begreife ein Chriſtenmenſch! So reden Sie doch erſt ab, wie ihr geholfen werden kann, da der Zufall Sie zuſammen geführt hat. — Nein, Lieschen, kommen Sie! wir gehen nach Hauſe, ſagte das Fräulein. Lieschen rief laut: nein! und

wenn ich morgen meinen Dienſt verlieren ſollte, ſo muß ich meinen Willen haben. In einer Stunde bin ich wieder hier, und hole Sie ab, gnädiges Fräulein. Mit dieſen Worten flog ſie davon, als ob die Feinde hinter ihr her wären. Emilie und der Baron ſtanden über Lieschens Streich beſtürzt da. Einfältigere Leute, als die Beiden, habe ich doch mein Tage nicht geſehen, ſagte Lieschen im Laufen, und ſchimpfte wie ein Rohrſperling.

Was war zu thun? Emilie konnte nicht mit dem Baron, und ohne Lieschen, zurückkehren. Sie gingen alſo auf dem einſamen Weidendamme hin und her. Der Baron ſetzte nun Emilien ſein Menſchenracen-Syſtem aus einander, und erklärte ihr, warum ſie einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Jetzt ſah Emilie denn wohl, daß es nicht Liebe war, was der Baron für ſie fühlte, und ihr wurde leichter um das Herz. Sie verſtand zwar nicht recht viel von ſeinem Syſtem; aber er ſagte ihr doch: „Sehen Sie, Emilie, ſehen Sie, daß es meine heiligſte Pflicht iſt, Sie zu retten? und daß mich keine Umſtände, keine Ausreden davon losmachen können? Sie ſind eine

Celtin. O, es wäre ja grauſam, wenn Sie klagen ſollten! Und ich? ich hörte Ihre Klagen, und gäbe Ihnen nichts als Mitleiden? Nein, Emilie, wenn Sie wollen, ſo führe ich Sie jetzt gleich zu dem Oberſten; ſo ſoll heute Ihre letzte Thräne gefloſſen ſeyn. Der Oberſt iſt zwar ein Slave; allein fürs erſte müſſen wir nehmen, was wir haben, bis es mir gelingt, Sie wieder zu Ihres Gleichen zu bringen. Und dann hat mir der Oberſt geſagt: alle ſeine Töchter wären Blondinen; und ſo hielten Sie ſich an die Töchter, und nicht an den Vater. Sein Herz iſt ſchön, iſt Celtiſch, das geſtehe ich; aber ſeine Sitten und ſein Körper ſind durchaus Slaviſch.“

So ſeltſam das alles Emilien klang, ſo konnte ſie doch nicht leugnen, daß kein übler Sinn darin lag. Man ſetze anſtatt Celte, dachte ſie, ein guter Menſch; und dann iſt es doch rührend zu hören, wie ein guter Menſch es für die heiligſte Pflicht erklärt, einen unglücklichen Guten zu retten, alles für ſeine Rettung aufzuopfern. Genug, Emilie hatte Neigung, das ſchön zu finden, was der Baron ſagte; und ſie fand es ſo. Noch nie

hatte ihr Herz die thätige Hülfe eines Menſchen empfunden. Hier ſtand ein Mann, der mit vollem Herzen ſich zu ihrem Schutz erbot, der es auf ihr Geſicht hin, auf ihre Geſtalt, auf ihre Augen, auf ihr Haar hin that; und welchem Mädchen würde das nicht ſchmeichelhaft ſeyn? beſonders wenn es, wie Emilie, fühlte, ſein innerer Gehalt widerſpreche der Vorausſetzung nicht. Genug, Emilie, die feine, gute, kluge Emilie, war die Erſte, die den Baron nicht einen Narren ſchalt.

Dabei lag indeß noch eine andere Urſache zum Grunde. Emilie hatte wirklich einen ſehr tiefen und innigen Eindruck auf den Baron gemacht: nicht bloß durch ihre Schönheit, ſondern hauptſächlich durch ihr Leiden und durch die Geduld, mit der ſie es ertrug. Als er ſie nun ſprach, und den Ton, den reinen Ton ihrer Stimme hörte, ihr unſchuldvolles Geſicht, ihr frommes Auge, ihren freundlichen Mund, die überaus ſchöne Geſtalt erblickte, wurde der erſte Eindruck noch tiefer, noch inniger; und ſo hatte er ihr heute mehr zu ſagen, als gewöhnlich Anderen, und er ſagte ihr alles mit

einem Tone, dem ſein bewegtes Herz etwas Natürliches, etwas Rührendes gab, das er ſonſt nicht hatte. Er ſprach von ſeinem Syſtem; aber war es nicht Emilien ſehr ſchmeichelhaft, daß er in ihr das Ideal ſeines Syſtems fand? Ueber die Art, wie Emilien zu helfen wäre, wurde nichts ausgemacht; man wollte erſt den Oberſten ſprechen. So kam man denn auf andere Dinge. Emilie wurde geſpräch iger. Das arme Kind brachte ja ſonſt ganze Tage zu, wo es nicht zwei Worte redete. Sie erzählte dem Baron von ihrem ſeligen Vater mit einer Herzlichkeit, mit einer ſo unverſtellten Traurigkeit und Liebe, daß ſie den Baron mit ihrer Wärme anſteckte. Er vergaß wirklich auf eine Viertelſtunde ſein Syſtem, ſeine allgemeine Sprache, ſeine ganze Eitelkeit, um Emilien zu tröſten, ihr Muth einzuſprechen, und ſie zu erheitern. Dann erzählte er ihr ſeine Jugendbegebenheiten, ſeinen Liebeshandel mit Käthen. Emilie lächelte. „Ach, ſagte der Baron ſeufzend, ich wußte damals nicht, was Liebe iſt; allein ...“ Emilie ſah ruhig und ernſt vor ſich auf den

Weg, und er hatte nicht das Herz zu ſagen, was er ſagen wollte: jetzt kenne ich ſie.

Nach einer Stunde kam Lieschen wieder. Der Baron und Emilie trennten ſich. Lieschen ſagte: künftige Woche hier wieder wie heute! und Emilie hatte nicht das Herz darauf zu antworten. Träumend kam der Baron zu Hauſe. Er fühlte eine Empfindung in ſich, die er auch bei Marien nicht gehabt hatte: ein heiteres, fröhliches Verlangen Emilien wieder zu ſehen, ſie immer ſo bei ſich zu haben, wie heute, ihre Hand in ſeinem Arme liegend, indeß ihre Lippen ein heiteres Geſchwätz trieben. Auf einmal haßte er die Frau von Hauſen und Jettchen, ohne zu wiſſen, warum. Er verabſcheute ſie; und doch hatte ihm Emilie nichts von den Leiden erzählt, die ſie von ihnen erdulden mußte. Aber trotz dem allen beſchloß er, — wie fein die Liebe macht! — morgen wieder hin zu gehen und gegen Jettchen ſehr freundlich zu ſeyn. Er kam, und ſprach von Emilien nicht ein Wort. Sein Inſtinkt war durch die Liebe geweckt. Jetzt beobachtete er Mutter und Tochter ſehr genau, und merkte zum erſtenmale,

daß Jettchen einen Anſchlag auf ſeine Hand hatte. Er machte tauſend Bemerkungen, die er ohne Leidenſchaft gewiß nicht gemacht haben würde.

Emilie hatte heute einen ſehr guten Abend, den Sie dem Baron verdankte; und was noch mehr war, ſie freute ſich, daß ſie den guten Abend Niemanden anders, als dem Baron zu danken hatte. Jetzt lag dem Baron nichts mehr am Herzen, als Emilien zu dem Oberſten in Sicherheit zu bringen. Der Oberſt erhielt von der Frau von Hauſen das Jawort. Alles war voll Freude. Schon wurde ſogar der Tag der Abreiſe angeſetzt. Der Baron wollte Emilien noch einmal ſprechen, ehe ſie abreiſte. Er gieng den Abend auf den Weidendamm, und traf Emilien. Sie erröthete wohl ein wenig; aber man war nun ſchon bekannter, und ſie hängte ſich nun ſchon zutraulicher an den Arm des Barons. Lieschen ſaß unter einer Weide, und flocht Kränze von Gras zum Wahrſagen.

Emilie freute ſich über die Nachricht, daß ihre Abreiſe ſo nahe wäre. Der Baron erzählte ihr, daß er den Oberſten, trotz ſeinem

Sklaviſchen Bauche, ſehr lieb gewonnen habe, und ihn oft beſuchen werde, um zu ſehen, ob ſeiner lieben Emilie wohl ſey. Die Stunde war wie eine Minute verſtrichen. Emilie entfernte ſich mit Lieschen; und ſchwer ſeufzend, als habe er ſich von ſich ſelbſt getrennt, ging der Baron zu Hauſe, und träumte von nichts als von Emilien.

Am andern Morgen beſuchte er die Frau von Hauſen. Es war ihm ein Troſt, mit Emilien unter einem Dache zu ſeyn. Die Frau von Hauſen empfing ihn ſehr zweideutig. Jettchen verließ das Zimmer, mit rothen Augen, wie es ſchien. Herr Baron, ſagte die Mutter, wir haben geſtern einen Verdruß gehabt, den ich Ihnen mittheilen muß, weil ich Mutter bin. Man beſchuldigt Jettchen am Hofe eines zu vertrauten Umganges mit Ihnen. Es war geſtern ein Gefliſter, ein Geziſchel über Jettchen. Ich frage, und man entdeckt mir endlich, um mich zu warnen, das Gerücht, daß der gute Name meiner Tochter verloren ſey, wenn ſie nicht Ihre Hand erhalte. Es iſt wahr, Herr Baron, der Hof hat nicht Unrecht. Sie . . .

„Wie? nicht Unrecht? wie? ich mit Jettchen einen zu vertrauten Umgang? Wer ſagt das? wer . . . ?“

Der ganze Hof. Man hat auch Urſache dazu. Sie ſind alle Tage in unſerm Hauſe, ſind Jettchens Moitié bei allen Partieen, ſitzen immer bei ihr am Tiſche. Natürlicher Weiſe fragt man, warum? Das hat man mich ſchon lange gefragt. Ich habe Sie ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht. (Wirklich hatte ſie dem Baron verſchiedenemale im Scherz etwas davon geſagt; aber immer mit dem Zuſatze: laß Sie reden!) Dennoch ſetzten Sie Ihre Beſuche fort. Was ſollte ich davon denken? Natürlich dachte ich, Sie würden dem Gerede des Hofes durch eine Heirath ein Ende machen. Dazu berechtigte uns Ihr vertrauter Ton. Sie nannten meine Tochter, auch sogar in Geſellſchaft: Jettchen! Natürlich. Jettchen liebt Sie leidenſchaftlich; und auch Sie haben hundertmal erklärt, daß Sie Jettchen liebten. Ich war geſtern am Hofe im Gedränge, und ſagte, Jettchen wäre Ihre Braut. Das mußte ich thun, um Jettchens Ehre zu retten; und Sie, Herr Baron,

was Sie thun müſſen, das wird Ihnen Ihr Herz ſagen.

Man denke ſich den Baron. Er ſtand da wie eine Bildſäule, ſah die Frau von Hauſen mit großen, ſtieren Augen an, und ſprach kein Wort. Vor acht Tagen dieſelbe Scene; und der Baron hätte mit Jettchen Verlobung gehalten. Aber jetzt erwachte ſeine Liebe zu Emilien gewaltſam. Er fühlte in dieſem Augenblicke, daß Emilie ſeine Frau werden müſſe, wenn er glücklich ſeyn wolle. Wie geſagt, er ſah die Frau von Hauſen ſtarr an, und antwortete kein Wort.

Nun trat Jettchen ſelbſt herein, und es hingen Thränen in ihren ſchönen blauen Augen. Meine Ehre — ſchluchzte ſie; weiter konnte ſie nichts ſagen. Die Frau von Hauſen wurde von Herzen verlegen, als der Baron noch immer auf derſelben Stelle ſtand, erſt ſie, dann Jettchen anſah, und endlich nach Hut und Stock in die Ecke blickte. Jettchen faßte ſeine Hand; ſie zitterte. Die Mutter nahm die andere; er zog ſie zurück. Reden Sie! ſagte Jettchen ſchluchzend. Er ſah Jettchen an. Reden Sie! rief die Mutter; er ſah

die Mutter an. Mein Gott, was ſagen Sie? fragte Jettchen; er ſah Jettchen an. Seyn Sie menſchlich! rief die Mutter; er drückte die Lippen zuſammen. Baron! rief die Mutter, und warf Jettchen an ſeine Bruſt: ſie iſt Ihr Weib, oder Sie ſind ein Böſewicht. Jettchen umfaßte ihn; er zog mechaniſch den Kopf in die Höhe, damit Sie ihn nicht küſſen ſollte.

Sieh, heulte die Mutter jetzt, und faßte Jettchen heftig an: ermorden will ich dich, wenn der Böſewicht dich nicht heirathet! — Ach ja! rief Jettchen: lieber will ich mich ins Waſſer ſtürzen, als in Schande leben. Er ſah nach ſeinem Hute in die Ecke. Jettchen ſank vor ihm nieder; die Mutter ſtreckte die Arme nach ihm aus. Er ſah einer Fliege nach, die an der Decke flog. Sie thaten alles Mögliche; aber der Baron war weder aus ſeiner Stellung, noch aus ſeinem Stillſchweigen zu bringen. Alſo Sie wollen Jettchen nicht? fragte die Mutter endlich mit einem ſpitzen Tone. Er ſchüttelte mit dem Kopfe. Ha! ha! ha! lachte die Mutter. Ha! ha! ha! lachte die Tochter. Der Baron ſchüttelte ſich; ihm wurde bange. Aber

Emilien wollen Sie? fragte die Mutter höh⸗
niſch; die ſchöne, ſchlanke Emilie? die reitzen⸗
de, vollkommne Celtin? die mit Ihnen an
den Aſſemblee⸗Abenden in den dunklen Wei⸗
den umher läuft? Ach, lieber Gott, über die
keuſche Celtin! Fühlen Sie denn nicht, Herr
Baron, daß man zuweilen mit Narren ſcherzt,
um lachen zu können? So macht es ja der
ganze Hof mit Ihnen! Ihr Syſtem iſt bekannt
genug. Aber Emilie iſt ſelbſt für einen Thoren
zu gut. Nicht wahr? der Oberſt ſollte ſie mit⸗
nehmen, um ſie Ihnen in die Hände zu ſpie⸗
len? Nein, Herr Baron! Sagen Sie dem
Oberſten: Emilie wäre in guten Händen. Sie
haben uns zum letztenmale geſehen, Herr
Baron, mich, Jettchen, und Emilien.

Jetzt bekam er endlich die Sprache wieder.
„Emilien nicht, gnädige Frau, ich ſtehe Ihnen
dafür; und, beim Himmel! Sie ſollen mir für
jede Thräne, die Emilie vergießt, Rechenſchaft
geben.“ Die Frau von Hauſen lachte mit erſtick⸗
ter Wuth. Ich wäre eine reiche Frau, wenn ich
für jede Thräne, die Emilie ſeit geſtern weint,
einen Thaler hätte. Leben Sie wohl, Herr
Baron, und grüßen Sie Ihre Celten und

Mongolen. Für die Celtin, die Närrin, Emilie, will ich ſorgen, daß ſie den Weidendamm nicht wieder ſehen ſoll. Jettchen öffnete dem Baron die Thür; und er ging langſam weg.

Hinter ihm her, zur Hausthür heraus, flog Lieschen laut ſchreiend. Kupple wieder! rief die Frau von Hauſen, und die Hausthür flog hinter ihnen zu. Der Baron nahm Lieschen mit nach ſeiner Wohnung, und hier erzählte ſie ihm den ganzen Zuſammenhang der Sache. Die Frau von Hauſen hatte auf der Aſſemblee wirklich Verdruß gehabt. Sie ging vor Tiſch wieder weg. Man ſchellt nach Lieschen; ſie iſt mit Emilien ſpazieren gegangen. Es iſt ſchönes Wetter; Mutter und Tochter wollen auch ins Freie. Das Ungefähr führt ſie von hinten auf den Weidendamm. Sie ſehen Emilien am Arme des Barons vertraulich daher gehen. O, das war abſcheulich! Jettchen will hin, und dem Baron ſeine Niederträchtigkeit vorwerfen; die Mutter hält ſie zurück. Man geht nach Hauſe, überlegt, und macht einen Plan. Emilie kommt. Die Tante examinirt erſt ſie, dann Lieschen. Kurz, die Tante erfährt durch Emiliens Wahrheitsliebe,

und Lieschens Zorn den ganzen Handel, ja von Lieschen noch mehr als wahr iſt. Laß nur, Jettchen! ſagt die Mutter. Er iſt ein Narr. Laß ihn nur morgen kommen; wir wollen ihm das Gewiſſen ſo rühren, daß er Gott danken ſoll, wenn er mit der Verlobung loskommt. Sie redeten ab, was wir ſchon gehört haben.

Der Baron flog nun zum Oberſten, um ſich bei dem Raths zu erholen. Was iſt Ihnen begegnet? rief der Oberſt, als er den Baron todtenbleich ſah. „Emilie iſt für uns verloren!“ rief dieſer, und erzählte dem Oberſten, mit unverſtelltem Schmerze, mit der natürlichſten Leidenſchaft, ohne nur einmal an die Menſchenracen zu denken. Er ſchloß den Oberſten, der ihm bei dem allen Hoffnung machte, zärtlich an ſeine Bruſt, und dachte nicht daran, daß er ein Slave war.

Ho! rief der Oberſt; hier koſtet es Entſchloſſenheit, Baron. Die alte Zigeunerin, die Ihnen ihre Tochter aufkuppeln wollte, wird Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, ehe ſie uns Emilien ausliefert. Ich armer Sünder bekomme ſie nicht, das ſeh' ich; denn ſie wird ſa-

gen: ich bin ihre Tante; mein Bruder hat mir ſein Kind übergeben. Sie aber bekämen ſie wohl; denn Sie könnten ſagen: Emilie ſoll meine Frau werden! — „Ja, bei Gott, liebſter Freund, Emilie ſoll meine Frau wer- den! das ſoll ſie!“ — Nun, wie ſtehen Sie denn mit dem Mädchen? Liebt Emilie Sie? Wird ſie auch ja ſagen? — „Das weiß der Himmel! Mein Vermögen gäb' ich darum, wenn ich wüßte, daß ſie mich liebte!“ — Se- hen Sie, lieber Baron, da hätten Sie Ihre Naſe brauchen ſollen. Wiſſen müſſen wir das vorher ſchlechterdings; ſonſt . . . Was ſollen wir thun? Es wird Künſte koſten, uns zu Emi- lien durchzudringen! Da haben Sie recht, eine Mongolin iſt die Alte, troz ihren blonden Haa- ren. Sehen Sie, Herr, das hatt' ich weg, als ſie mir das erſte Wort ſagte. Eine Mongo- lin! Und wenn es noch elendere Menſchen auf dem Erdboden giebt, ſo dürfen wir ſie dreiſt dazu rechnen, ohne ihr Unrecht zu thun.

„O, laſſen Sie die Frau ſeyn, was ſie will, und geben Sie Rath. Wie ſprech' ich Emilien? wie ſeh' ich ſie?“

Lieber Baron, das muß Lieschen uns ſa-

gen. Dazu ſind wir Beide nicht pfiffig genug. Schicken Sie mir Lieschen.

Der Baron eilte nach Hauſe, und ſchickte Lieschen zum Oberſten. Er ſelber ſetzte ſich nieder, als der erſte Schmerz vorüber war, und ſuchte ſein Syſtem, das dieſe Geſchichte ziemlich zum Wanken gebracht hatte, wieder zum Stehen zu bringen. Nach einigen Augenblicken nahm er eine Feder, und ſchrieb mit großen Buchſtaben: es giebt Celten, die, troz den blonden Haaren und den blauen Augen, wie die ärgſten Mongolen handeln. Zwar hatten ſie, die Frau von Hauſen und ihre Tochter, Beide dicke Lippen und kleine Füße: zum vollen Beweiſe, daß ihr Blut nicht ganz rein Celtiſch war. Auch hab' ich einen Sklaven kennen lernen, der troz ſeinem dicken Bauche und ſeinem ſchwarzen Haare ſo edel handelte, wie ein Celte, wenn anders die natürliche Ehrfurcht, die jeder Slave für den Celten hat, nicht mehr die Urſache davon war, als innerer Edelmuth. Indeß ſeine Töchter ſind Blondinen, und ſo iſt vielleicht ſein Blut ſchon veredelt." Des Barons Syſtem war gerettet. Er hoffte auch Emilien gerettet zu

ſehen; Lieschen hatte ihm Hoffnung dazu gemacht.

Die Frau von Hauſen war noch denſelben Morgen umhergefahren, und hatte überall erzählt, daß der Baron von Flaming um Jettchen angehalten, und daß ſie auch nichts dagegen gehabt habe. Auf einmal aber — fuhr ſie fort, und ſchlug die Augen andächtig in die Höhe — komme ich dahinter, daß er meines Bruders Tochter, Emilien, verführen will oder verführt hat; Gott mag es wiſſen. Wenn ich mit Jettchen in Geſellſchaft bin, ſo läuft er mit Emilien, mit dieſer liſtigen Schlange, die ich in meinem Buſen erwärmt habe, in der Stadt umher, oder ſitzt bei ihr auf der Kammer. Sehen Sie, das iſt der Menſch, der immer von Tugend ſpricht, der alle Menſchen für Sklaven, Mohren und Mongolen hält! Was konnte ich machen? Ich verbat mir ſeine Beſuche, und das arme verführte Mädchen muß ich hüten, wie mein Auge im Kopfe. Ich bin es ja meinem ſeligen Bruder in der Erde ſchuldig.

Das erzählte ſie auch dem erſten Geheimenrathe, aus deſſen dickem Bauche und langen

Ohren der Baron die Armuth der Bauern erklärt hatte. „Abſcheulich, o, abſcheulich!“ rief er, und legte beide Hände gefalten über ſeinen Bauch. „Das iſt ja unerhört!“

Und denken Ew. Excellenz, er drohet mir die empfindlichſte Rache; er drohet, Emilien zu entführen. Ins Geſicht hat er mir geſagt, daß er Emilien mir zum Trotze haben will! Denken Sie nur, das ſagt er mir ins Geſicht!

„Ei! ei! Laſſen Sie ihn nur. Er ſoll es ſchon empfinden, daß die Gerechtigkeit hier im Lande nicht eingeſchlafen iſt. Geben Sie mir doch ſogleich Nachricht, meine gnädige Frau, wenn etwas in dieſer Sache vorfällt. Es iſt doch gut, wenn man Se. Durchlaucht prävenirt. Ein unverſchämter Menſch iſt er, dieſer Herr Baron, der ſich über alle Leute aufhält, und ſelbſt den Fürſten nicht verſchont.“

O behüte! Denken Sie nur, was er neulich ſagte. Wohl noch zehn Andere haben es gehört. Ich ſchäme mich beinahe es nachzuſagen.

„Nein, nein, erzählen Sie nur, erzählen Sie. So etwas muß ans Sonnenlicht. Was ſagte er denn?“ Sie erzählte es.

Wirklich hatte der Baron hundertmal behauptet, und Hunderte hatten es gehört, daß man hundert ſchwarzhaarige, runde, fette, krummbeinige, ſtutznaſige und rundlippige Huren gegen Eine ſchlanke, langnaſige, dünnlippige Blondine, die liederlich wäre, finden würde. Er dachte dabei an nichts, an keinen Menſchen insbeſondere. Die Zuhörer wollten ſich todt kichern, wenn er das ſagte; in allen Geſellſchaften brachte man ihn auf dies Kapitel zurück, und er behauptete immer daſſelbe. Die Geliebte des Fürſten war gerade brünett, ſehr korpulent und rundlippig. Daher das laute Gelächter.

Bis jetzt war es der Geliebten des Fürſten verſchwiegen geblieben; denn wer hatte das Herz, es ihr zu ſagen? Nun aber ſpielte die Frau von Hauſen dieſe unſchuldige Bemerkung des Barons in die Hände des Geheimenraths, und zwar mit dem Zuſatze, daß er die Geliebte des Fürſten mit dieſer Beſchreibung gemeynt habe. Von da flog die Bemerkung in das Vorzimmer der Frau Geheimeräthin. Aus den Händen der Kammerjungfer flog ſie zu der Kammerfrau der Mätreſſe; und die lief hinauf, ſchlug

in die Hände, und erzählte die Bemerkung, natürlicher Weiſe mit allen den Zuſätzen, welche ſie in den vielen Händen erhalten hatte.

Die Mätreſſe wüthete vor Zorn. Frau von Hauſen machte den andern Tag einen Beſuch bei ihr, und äußerte, daß der Baron nicht empfindlicher zu beſtrafen wäre, als wenn man ihm Emilien, die er liebte, vorenthalten könnte. Der Geheimerath wurde zu Rathe gezogen. „Hm!" ſagte der: „wenn Emilie ihn, und er Emilien will, ſo dürfen Sie es nicht hindern, oder es müßte durch einen Machtſpruch von obenher geſchehen."

Aber wie kann ich dem Menſchen meines Bruders Tochter geben? Er hat ja den Verſtand verloren! Er iſt ein Narr!

„Das müſſen Sie gerichtlich erweiſen. Ihre Niece hat nichts. Wahrhaftig, wenn er den rechten Weg geht, ſo gewinnt er."

Er ſoll ſie nicht haben, rief die Mätreſſe, und wenn er Himmel und Erde umkehrte! Er ſoll nicht! — Der Geheimerath zuckte die Achſeln.

Habe ich denn nicht Mutterrecht über ein

Mäd-

Mädchen, das ich ganz erhalten muß? Er ſoll ſie nicht haben!

„Ja, die Geſetze! die Geſetze! die fragen nach den Gründen, warum er ſie nicht bekommen ſoll; und die haben wir nicht. Hat ihm denn Fräulein Emilie ihr Wort ſchon gegeben?"

Noch nicht. Er kam in mein Haus, um Jettchen zu heirathen, und heimlich verführt er mir meine Niece.

Der alte Herr ließ ſich erzählen. „So, ſo!" ſagte er. „Das iſt ein Anders! Hinter Ihrem Rücken? verführen? und betrügt Fräulein Jettchen? Das iſt ein Anders! O, laſſen Sie nur. Da ſollen die Geſetze ſchon für uns ſprechen. Das hieße ja der Verführung Thür und Thor öffnen, wenn man den hinterliſtigen Verführer ſeinen Zweck erreichen ließe. Freilich, das iſt ein Anders. Des Exempels wegen, der Sitten wegen, die ohnehin ſchon ſchlimm genug ſind, können die Geſetze und das Konſiſtorium das nicht erlauben. Nein, nein! Da er auf krummen Wegen ſich hat wollen verheirathen, und noch obendrein, durch eine vorgeſpiegelte Verbindung mit einem andern Mädchen, die müſ-

Bayerische Staatsbibliothek München

terliche Autorität hintergangen, betrogen, hinter Ihrem Rücken ihres Bruders Tochter verführt hat; — nein, das iſt ein Anders. Nein, er ſoll ſie nicht haben! Laſſen Sie mich nur ſorgen."

So ſprach der Geheimerath. Der Oberſt hingegen ſagte: Sie müſſen Sie haben, Baronchen! Zu allererſt aber brauchen wir Emiliens Jawort. Dann halten Sie bei der Tante ordentlich an; dann bekommen Sie abſchlägige Antwort; dann nehmen wir einen Advokaten, und der beweiſt, daß ein Mann, der liebt und geliebt wird, einem Mädchen näher iſt als alle Tanten in der Welt, beſonders als ſo eine Beſtie von Tante, wie dieſe, die blondes Haar hat, und doch eine Beſtie iſt.

„Und dann, und dann, liebſter Oberſt?" fragte der Baron eifrig.

Und dann, wenn die Geſetze klug ſind, und die Tante mit den blonden Haaren nicht etwa der Gerechtigkeit ein Bein unterſchlägt, ſo treiben ſie uns nicht aufs äußerſte, ſondern geben uns Emilien heraus, und wir machen Hochzeit.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Lieber Oberſt, der Geheimerath, auf den doch alles ankommt, hat einen gar zu dicken Bauch.“

Ei, zum Teufel, dicker iſt er doch nicht als meiner. Und was hat Ihnen mein Bauch je Uebels gethan? He! Antwort!

„Das iſt wahr; aber ich gäbe viel darum, wenn Sie ihn nicht hätten. Denn ſagen Sie, was Sie wollen ...“

Zum Henker! das wollt' ich auch: denn er iſt mir ſehr unbequem; aber Ihnen nicht. Wollen die Geſetze uns nicht hören, wie es ſehr leicht der Fall ſeyn kann, ſo ſollen Sie erfahren, daß ein dickbäuchiger Oberſt mit einem Herzen, wie er es haben muß, ſo wenig leiden kann, daß ein unſchuldiges Mädchen gepeinigt wird, als ein Verliebter, der noch obendrein durch ſein Syſtem verpflichtet iſt, alle Blondinen zu tröſten. Sie ſollen es mit meinem Herzen und Ihrem Syſtem aufnehmen. Wir entführen die ſchöne, reitzende, unglückliche Emilie; und dann ...

„Dann flieg ich mit ihr über die Gränze. Da lernt ſie mich erſt kennen, ob ich ihrer, und ich ſie, ob ſie meiner werth iſt.“

Was? was? Halt! das iſt nichts! Ueber der Grenze werdet Ihr getrauet, und dann lernt Euch kennen, ſo viel Ihr wollt. Was? kennen lernen? Warum nicht lieber gar erſt ein Probejahr! Nichts! nichts! Gleich getrauet!

„Ich habe gerade nichts dagegen, wenn Emilie will; ſonſt ſind die Probenächte und die Probejahre ſehr Celtiſch: denn gerade da, wo ſich das reinſte Celtiſche Blut erhalten hat, ſind die Probejahre Sitte, auf dem Schwarzwalde, in der Schweiz, in Schottland und Irland. Ich will Ihnen Reiſebeſchreibungen leihen. Sie ſollen ſehen, daß es reine Celtiſche Sitten ſind. Wenn alſo Emilie ſelbſt mich erſt näher kennen lernen wollte, ſo . . .“

So hätten Sie nichts dagegen? Ich dann auch nichts. Aber ich ſtehe Ihnen dafür, daß Emilie, ſo eine reine Celtin ſie auch ſeyn mag, nichts davon wird hören wollen. Den Teufel auch! das ſollte die Tante erfahren; Emilie ſchlüge ſich den Augenblick auf die Seite der Schwarzköpfe, und lachte den Blondkopf aus. Den Teufel auch, mit Ihren Probejahren!

„Aber ſie ſind rein Celtiſch, und müſſen folglich auch weiſe und edel ſeyn.“

Nun aber, Baron, begreifen Sie noch nicht, daß es mit Ihrem Syſtem hapert, ſo weiß ich nicht, wo Ihre Augen geblie- ben ſind. Ein paar Celtinnen haben Sie häßlich betrogen, und peinigen ein armes, un- ſchuldiges Mädchen aufs Blut; hier ſteht ein Slave vor Ihnen, wie Sie mich nennen, und riſſe ſich gern das Herz aus der Bruſt, um es mit dem Mädchen zu theilen. Mer- ken Sie noch nichts?

„Ja, Sie ſind ein edler Mann, liebſter Oberſt, und ich begreife wahrhaftig nicht, wie Sie ſchwarzes Haar haben können; aber laſ- ſen Sie das gut ſeyn, und ſagen Sie mir, was zu thun iſt. Wie bekommen wir Emi- liens Jawort?“

Das müſſen Sie holen, und, wenn die Spartaner Celten geweſen ſind, auf eine Cel- tiſche Weiſe. Sie ſteigen dieſe Nacht mit ei- ner Leiter an Emiliens Fenſter in die Höhe, wechſeln Ringe mit ihr, geben ihr einen Kuß, ſteigen aber nicht etwa ins Fenſter hinein, lärmen nicht, und laſſen dieſe Schrift hier von

Emilien unterſchreiben, wozu Sie eine Feder voll Tinte mitnehmen müſſen. Emilie weiß Beſcheid. Lieschen hat ihr einen Brief in die Hände zu ſpielen gewußt, der ihr von allen Anſtalten Nachricht giebt. Alles iſt dazu bereit. Lieschen wird mit Ihnen gehen und Ihnen das Fenſter zeigen. Dann haben wir Brief und Siegel, und dann fangen wir an zu trotzen.

Es war alles ſo, wie der Oberſt ſagte. Nur wußte er den kleinen Umſtand nicht, daß die Frau von Hauſen Emilien bei dem Leſen des Briefes ertappt, ihr den Brief entriſſen und ihn anſtatt Emiliens geleſen hatte. Emilie wurde nun auf eine andere Kammer gebettet. Die Frau von Hauſen nahm mit Jettchen und einigen Anverwandten Beſitz von der, worin Emilie bisher geſchlafen hatte, und wartete mit Ungeduld auf den Baron. Um halb zwei Uhr legte dieſer eine Leiter an, und ſtieg in die Höhe. Das verabredete Zeichen, ein weißes Tuch, hing zum Fenſter heraus. Der Baron kam mit dem Kopfe vor dem offnen Fenſter in die Höhe. Kommen Sie herein! rief eine weibliche Stimme. Der Ba=

ron kletterte in das Fenſter, ſprang auf den Boden, nahm Emilien in die Arme, und drückte, nach des Oberſten Befehl, nicht Einen Kuß auf ihre Lippen, ſondern tauſend. Die vermeinte Emilie ſchrie. Eine Nebenthür flog auf, und der Baron ſtand da in den Armen der Frau von Hauſen, von zehn Menſchen, deren jeder ein Licht trug, umringt.

Ha! der Baron Flaming! rief die Frau von Hauſen. Was wollen Sie hier, Herr Baron? — „Was ich will?" fragte der Baron erſtaunt. — Ja, was Sie wollen? fragte ein Anderer. — Ich werde mich bei dem Fürſten über Sie beklagen, Herr Baron, und das liederliche Mädchen werde ich weg ſchaffen. — „Liederlich?" rief der Baron ergrimmt. „Wer ſagt das?" — Nun, fing Jettchen an, ein Mädchen, das des Nachts Beſuche von einem jungen Manne durch das Fenſter annimmt — Der Baron fiel ein: „das Mädchen iſt tauſendmal keuſcher als Sie, mein Fräulein." Was? ſchrie Jettchen: was? — Die Mutter machte die Thür auf, und ein Herr leuchtete. Jettchen hob ihre Hände, mit den zehn Fingern vorwärts gekehrt, empor. — Gehen Sie,

Herr Baron; Sie ſollen morgen mehr hören! ſo riefen noch ein paar Stimmen. Der Baron ging zum Zimmer hinaus. Man begleitete ihn die Treppe hinunter, und öffnete die Hausthür. Er ſtand unten auf der Straße, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Am andern Morgen erhielt er aus dem fürſtlichen Kabinette einen Befehl, worin ihm angedeutet wurde, „die Frau von Hauſen und ihre ganze Familie künftig mit allen Anträgen, von welcher Art ſie auch ſeyn möchten, in Ruhe zu laſſen, weil Se. Durchlaucht ſehr ernſtlich gewillet wären, nicht zu leiden, daß zügelloſe junge Leute hinter dem Rücken der Eltern, oder derer, die Eltern = Stelle verträten, Mädchen verführten, ſich bei nächtlicher Zeit heimlich in die Häuſer ſchlichen, ſo den Ungehorſam der Kinder gegen die Eltern und nächſten Anverwandten beſtärkten, und Schande in die Familien brächten, weil ſelbſt die Glückſeligkeit des Staates auf dem kindlichen Gehorſam, auf der häuslichen und Familien = Eintracht, und auf einfachen unſchuldigen Sitten beruhe. Dem Baron ſey ja ein rechtlicher Weg offen geweſen, wenn er Abſichten auf die Tochter

oder Bruderstochter der Frau von Hauſen gehabt habe; da er aber den ungeſetzmäßigen Weg der Verführung eingeſchlagen, ſo würden die Geſetze, Andern zum Beiſpiel, nicht zugeben, daß ungehorſame Anverwandte, die ihre Pflegeeltern betrögen, Verbindungen vollführen könnten, wenn auch dieſe Verbindungen ſonſt nichts gegen ſich hätten. Er habe alſo jede andere Verbindung, welche er wolle, ordentlich zu ſuchen; allein dagegen ſolle er alle Hoffnung fahren laſſen, ſich wider den Willen der Frau von Hauſen mit ihrer Tochter oder Bruderstochter zu verbinden. Uebrigens ſey dieſe Strafe für die freventlichen Beleidigungen, welche die Frau von Hauſen von ihm erlitten habe, ohnedies noch ſehr gering."

Er las die Sentenz wohl hundertmal, und fand, daß der Weg Rechtens ihm ganz abgeſchnitten war. Sogleich flog er zum Oberſten, erzählte ihm ſeine nächtliche Begebenheit, gab ihm das Kabinetsſchreiben, und bat um Rath. Herr, ſagte der Oberſt, wenn ich mit Fleiſch und Blut überlege, ſo ſag' ich: nun genug! wir haben gethan was wir ſollten. Der Fürſt, und was noch ſchlimmer iſt,

ſeine Geliebte, die Sie einmahl eine Hure genannt haben ſollen, weil ſie ſchwarzes Haar und dicke Lippen hat, ſind gegen uns. Die Geſetze haben ſogar, ſo unſchuldig wir auch ſind, Parthei wider uns genommen. Der Geheimerath iſt erſchrecklich erbittert gegen Sie. Sie haben ſeine Ohren und ſeinen Bauch getadelt; alſo . . .

„Aber iſt es nicht wahr? Sehen Sie, er hat einen Bauch wie ein Stückfaß; und wie geht es im Lande zu? Und hat denn nicht die Geliebte des Fürſten, wie Sie die Frau nennen, einen pechſchwarzen Kopf, und Lippen wie eine Negerin?“

Wahr! wahr! Aber ſo tröſten Sie ſich denn. Ihr Syſtem hat Sie um Ihre Geliebte gebracht; denn wenn Sie wußten, wie ſehr elende Menſchen die Rache lieben, ſo konnten Sie ja gleich befürchten, daß Ihre Sachen ſchlecht ſtanden.

„Aber ohne mein Syſtem hätte ich auch Emilien nie geliebt!“

Zum Teufel, Herr, Sie lieben Emilien, weil ſie liebenswürdig iſt. Wären ihre Augen ſchwarz, und hätten ſo unſchuldig geweint,

wie die blauen; Sie würden das Mädchen eben ſo geliebt haben, dafür ſteh' ich Ihnen.

„Wahrhaftig nicht, liebſter Oberſt. Ich muß doch wiſſen, wie ich daran bin mit meinem Herzen. Sehen Sie, da ſteckt ein gewiſſer Zug, ein gewiſſer Inſtinkt in uns, den Sie nicht ableugnen werden. Tauſend Menſchen haben ſich auf den erſten Blick in ein Frauenzimmer verliebt. Wie wollen Sie das anders erklären, als gerade dadurch?"

Wodurch denn zum Henker? wodurch?

„Sehen Sie, die edelſte Menſchennatur hat etwas an ſich, das an ſich zieht, das Ehrerbietung und Vertrauen erregt, und zwar auf den erſten Blick; ob nun durch den Geruch, oder durch noch einen andern Sinn . . ."

Warum nicht gar wie der Baſelisk durch ein Gift, daß aus den Augen ſtrömt! Seltſamer Menſch, warum ſuchen Sie denn immer meilenweit von ſich, was Ihnen vor der Naſe liegt? Ja, jeder edle Menſch hat etwas an ſich, das anzieht, Vertrauen und ſo weiter erregt; nehmlich die Gutherzigkeit auf

dem Geſichte, die Redlichkeit im Auge, die Herzlichkeit im Blicke.

„Ja, ich ließe das noch bei einigen Menſchen gelten, doch nicht bei allen; denn woher hätten die Indianer für die Europäer den überaus großen Reſpekt, der ſo weit geht, daß ſie es für eine Ehre halten, wenn der Europäer bei ihren Weibern und Töchtern ſchläft? Doch wohl nur daher, weil ſie ihre Nation durch edleres Blut veredlen wollen.“

Aber, zum Teufel! da müſſen ja die Indianer Ihr Syſtem von Grund aus kennen, wenn das ihre Abſicht iſt. Sehen Sie, die rohen wilden Matroſen ſtiegen unter den friedlichen, nackten, wehrloſen Indianern ans Land. Ihre Flinten, ihre Kartätſchen, ihre Grauſamkeiten, ihre unerhörte Barbarei verſchafften ihnen bald Reſpekt unter den Indianern. Nun griffen die wollüſtigen Matroſen nach den nackten Weibern, und ein Mann, der das nicht leiden wollte, wurde todt geſchlagen. Das iſt das ganze Räthſel. Die armen Indianer bringen den Europäern ihre Weiber, nicht um ihren Stamm zu veredeln, ſondern, wie ſie ihnen ihr Gold bringen, um am Leben

zu bleiben. Als ich noch ein Junge war, kamen einmal die Koſaken in dieſe Gegend. Sie ſollten geſehen haben, was für Reſpekt die Sachſen für dieſe rohen Leute hatten. Schlief ein ſolcher Kerl bei einem blonden Bauermädchen, ſo ſteh ich Ihnen dafür, der Vater ſagte kein Wort dazu, und wenn er auch dabei wahr. Ja, er ſagte wohl: gut, gut! Aber wahrhaftig thaten das die Bauern nicht, um ihr Blut zu veredeln; ſie fürchteten das lange Meſſer der Kerl: denn die Kerl ſchnitten den Leuten die Köpfe ab, als ob es Rüben geweſen wären. Wo iſt denn da nun Ihr geheimer Sinn, Ihr Inſtinkt?

„Ja, ja, zur Noth läßt ſich das hören; aber, Herr Oberſt, warum ſoll ich dieſe Erklärung wählen, da ...“

Warum? weil ſie die ſimpelſte, weil ſie deutlich iſt, weil ſie in die Augen ſpringt.

„Aber ſie paßt nicht in mein Syſtem, und mein Syſtem iſt in tauſend andern Fällen richtig.“

Recht! Darum hole der Teufel alle Syſteme; nur unſer Planetenſyſtem nicht! Da zerret Ihr ſo lange, bis alles hinein paßt, es

mag zu lang oder zu kurz ſeyn, wie der Räuber in dem Märchen, der ein eiſernes Bett hatte, in das jeder Reiſende paſſen mußte. Den Kleinen ſtampfte er ſo lange, bis er paßte; und dem Großen ſchnitt er ſo viel von Kopf und Füſſen ab, bis auch er die rechte Länge hatte. Nur wenige kamen mit dem Leben davon. So ein Bett iſt Ihr Syſtem; und darum drehen Sie auch jeder Wahrheit den Hals um, weil ſie nun einmal nicht paſſen will.

„Um des Himmels willen, lieber Oberſt, ereifern Sie ſich nur nicht!"

Nicht ereifern? Sie haben ein gutes Herz, und darum liebe ich Sie; aber da wirft Ihr Verſtand Ihrem Herzen immer eine Tonne aus Ihrem Syſtem in den Weg, um damit zu ſpielen, und um alle Wärme, die dem Herzen ſo noth thut, zu erkälten. Wir ſollten alle Tage den lieben Gott auf den Knieen bitten, daß er unſere Herzen mit Bruderliebe erfüllte, weil ohnehin Geitz, Haß, Neid, Reichthum und Armuth, Stolz und Narrheit der Bruderliebe in den Weg treten; Sie aber kommen daher und ſchreien, wenn einer ſeine milde

Hand öffnet: vorgeſehen! das iſt dein Bruder nicht! es iſt ein Slave! ein Mongole! Sieh das ſchwarze Haar, den dicken Bauch! es iſt dein Bruder nicht! Ohnehin beriechen ſich jetzt die Menſchen, wenn zwei zuſammen kommen, erſt, nach welcher Religion ſie duften, von welchem Stande, und wie ihre Meinungen ſind; und nun ſollen ſie gar erſt nachſehen, ob der Andre ſchwarzes Haar hat oder blondes; ſich fragen: iſſeſt du gern fettes Fleiſch, oder mageres, damit ich weiß, ob ich dein Freund ſeyn kann! Baron! Baron!

„Die Wahrheit muß ich lehren, wenn ſie auch noch ſo ſchrecklich iſt; und darum...“

Die Wahrheit, Herr, iſt nie ſchrecklich; denn ſie kommt von Gott. Ich laſſe Ihren Satz einmal gelten! Aber bei einer ſchrecklichen Wahrheit muß ich denn doch wohl erſt nachſehen, ob ſie Wahrheit iſt; und kann ich das Ding auf irgend eine andre Art erklären, ſo muß ich, oder ich wäre ein Unmenſch, oder, nach Ihrer Sprache, ein Mongole. Wie ich ſage, ich allein müßte im Stande ſeyn, Ihr Syſtem zu ſtürzen, weil Sie in meinem dicken Bauche ein Herz, und in meinem ſchwarzen

Kopf Gehirn gefunden haben. Die Tante Hauſen hat einen Kopf ſo blond wie ein reifes Kornfeld, und iſt eine Beſtie, ſo weit ſie warm iſt. Das ſind ſo ein paar Exempel, Herr; und deren giebt es noch tauſend.

„Mein Syſtem, Herr Oberſt, wird ja nie Volks-Syſtem werden, und ſo kann es nie ſchaden.“

Den Teufel auch! In Ihren Händen wird es keinen Schaden thun, weil Sie zum Glück ein Herz haben, das über Ihr Syſtem lacht. Aber denken Sie nur, wenn einmal ein Menſch, wie zum Exempel die Tante Hauſen, Ihr Syſtem annähme, und eine Emilie ein Schwarzkopf wäre, was dann? Oder gar ein Fürſt nähme Ihr Syſtem an, wofür Sie nicht ſtehen können. Es gäbe ja eine ſchöne Finanz-Spekulation! Jeder müßte ſein ſchwarzes Haar und ſeinen Bauch verzollen. Viſitatoren liefen im Lande umher, und mäßen Bauch und Bruſt und Beine; ſie witterten aus, wo ein ſchwarzköpfiger herzensguter Junge eine Blondine heirathen wollte, und er müßte Lizent davon bezahlen, oder er

wäre gezwungen, ſich ſchlechterdings in ei-
nen Schwarzkopf zu verlieben.

„O, bei Gott!“ rief der Baron, „das wäre ſehr gut. Und ſpricht hier nicht die Natur deutlich? Es werden mehr Knaben geboren als Mädchen; aber nur in Europa, wo die Celten wohnen: in Aſien, wo die Vielweiberei herrſcht, mehr Mädchen als Knaben. Wie wollte ſonſt die Vielweiberei dort herrſchen können? Sehen Sie, die Natur hat geſprochen. Die Knaben, die hier mehr geboren werden, beſtimmte die Natur dazu, nach und nach die unedleren Nationen zu veredlen, bis nicht ein Tropfen unedles Blut mehr auf der Erde iſt. Und ſehen Sie — o Gott, was für helle Ideen erhalte ich in dieſem Augenblicke! — darum eben war es bei unſern Vorfahren den Adelichen ſo ſtreng verboten, eine Bürgerliche zu heirathen. Da ſteckt es. Der Adel enthielt das reine Blut der Celten. Slaven und Wenden hatten ſich über Deutſchland verbreitet. Man ſuchte durch Geſetze das reine Celtiſche Blut unvermiſcht, und mit ihm die edelſten Tugenden rein zu erhalten.“

Ey, zum Teufel! laſſen Sie uns davon ſchweigen. Wenn ich nicht Ihr Herz kennte, Baron, ſo hielte ich Sie für einen Mongolen. Und damit Amen! Ich ſehe, Sie ſind nicht zu beſſern. Alſo kein Wort mehr. Punktum.

„Nein, liebſter Oberſt, jetzt habe ich Sie. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen. Sehen Sie, der Adel . . .“

Und Emilie mag weinen, während Sie philoſophiren! Nicht wahr?

„Emilie! O Himmel! Sagen Sie, wie befreyen wir ſie? Ich bin reich, Herr Oberſt, ſehr reich. Brauchen Sie mein Vermögen. Retten Sie, als ob Emilie Ihre Tochter wäre. Leiden ſoll ſie nicht länger. Ich weiß, was die Frau von Hauſen will. Ich ſoll Emilien nicht haben. Da fällt mir ein, liebſter Oberſt, wenn ich mich verbindlich machte, Emilien nie zu heirathen; ſollten wir das unglückliche Mädchen auch dann nicht aus den Klauen der Tante retten können?“

Den Teufel auch! So bekommen Sie ja Emilien nicht. Und Sie lieben das Mädchen. Das ginge, wenn es Ihr Ernſt wäre.

„O, ſo retten Sie! Brauchen Sie mein

ganzes Vermögen; retten Sie Emilien! Ich will ſie niemals wieder ſehen, wenn ſie nur ruhig und glücklich lebt. Ja, ich will mich dazu verbindlich machen. Ach, Oberſt, ich liebe das Mädchen über alles; aber ich will!"

Aber du Wetterjunge, rief der Oberſt, und drückte den Baron feſt an ſein Herz: fühlſt du denn nicht, daß ſo ein Entſchluß mehr werth iſt, als alle Syſteme, die du erfinden kannſt? Nein, du ſollſt Emilien haben, und wenn ſie mit Ketten an die Tante angebunden wäre! Sie ſoll deine Frau werden, und wenn du mich auch hundertmal einen Slaven ſchiltſt!

Lieschen wurde beordert, auf alle mögliche Weiſe Nachrichten von Emilien einzuziehen. Sie verſchaffte Nachrichten; aber nicht ſehr tröſtliche. Die Tante Hauſen marterte das arme Mädchen auf alle nur erſinnliche Weiſe. Sie wollte die fromme, religiöſe Emilie zwingen, einen Eid abzulegen, nie an eine Heirath mit dem Baron zu denken. Allein Emilie war ſtandhaft. Sie hatte es beſtimmt abgeſchlagen, und ihr Zuſtand war ſeitdem noch härter. Man hätte nichts erzählen können, wodurch der Baron mehr gerührt geworden

wäre. Er warf ſich dem Oberſten beinahe zu Füßen, und zerfloß in Thränen; er drohete ſogar, die Tante zu ermorden, wenn er Emilien nicht anders retten könnte.

Schöne Celten! rief der Oberſt zornig. Nein, da ehre mir Gott den Neger! Er benetzt doch ſein Kind mit Thränen, drückt es vorher an ſeine Bruſt, eh' er es dem grauſamen Europäer zum Sklaven verhandelt! Nein, bei Gott! lieber will ich mitten in der Mongolei wohnen, lieber unter den Kamtſchadalen, als unter ſolchen Celten! Da liegt Ihr Syſtem!

„Nein! rief der Baron; nein! Die Hauſen iſt keine Celtin; ſie iſt ein Kakerlake, eine Spielart der Natur!“

So behüte uns Gott, daß die Natur nicht die Spielſucht bekommt, wenn dieſe Beſtie eine Spielart iſt! Noch Einen Gang für das Mädchen; und wenn der nicht hilft, ſo wollen wir die Domeſtiken der Hauſen beſtechen, ſo ungern ich grauer, alter, ehrlicher Kerl mich auch zu Spitzbübereien herablaſſe. Aber, ſage einer was er mag, will man nicht alles um ſich her zu Grunde gerichtet ſehen, ſo muß

man ſchon ein Spißbube, ein Celte, mit ſeyn. Im Kriege war es immer, als ginge ich zum Tode, wenn ich mit meiner Schwadron mar-ſchiren mußte, um einer Stadt die Kontri-bution anzuſagen. Aber, bei meiner Seele! ich könnte mich jetzt über einen Auftrag hieher freuen. Die Tante ſollte ihren Teufel an mir haben . . . Meinen Palläſch, Johann! . . . Ich wollte ihr die wildeſten Kerl auf den Leib hetzen. . . . Den Hut, den Stock! . . . Sie ſollte an den Huſaren-Oberſten denken! . . . Bleiben Sie, Baron! Ich bin in einer halben Stunde wieder hier. Dann Viktoria; oder wir ſchießen mit goldnen Kugeln!

In dieſem Eifer ging der alte ehrwürdige Mann zum Fürſten. Er ließ ſich melden, und wurde vorgelaſſen. Ich komme, Ew. Durch-laucht, hob er ehrerbietig an, nicht in meiner eigenen Sache. Gott ſey Dank, daß es nicht meine eigene Sache iſt: ſonſt ſtände es ſchon toller oder gut! Ich komme, ein paar Worte für den Baron von Flaming zu reden.

„Der Baron Flaming iſt ein zügelloſer junger Menſch, Herr Oberſt. Doch das bei Seite. Was wollen Sie für ihn?“

Gerechtigkeit, Ew. Durchlaucht, Gerechtigkeit! Nichts weiter. Der Baron iſt mein Freund; und wenn graues Haar und ein Portd'epee, das ich nun funfzig Jahr mit Ehren getragen habe, Glauben verdienen, ſo iſt Flaming ein ehrlicher Mann, ein edler Mann, der ſeine Grillen hat, aber es wahrhaftig mit der Welt gut meynt. Er liebt ein Mädchen, die Bruderstochter der Frau von Hauſen. Ew. Durchlaucht, am ganzen Hofe ſind vielleicht nicht zwei Damen, die ſo geliebt zu werden verdienen, wie dieſes Mädchen. Der Baron liebt ſie, und ſie ihn. Die Frau von Hauſen iſt nicht werth, die Tante des Mädchens zu ſeyn. Man widerſetzt ſich dieſer ehrenvollen Verbindung; ich weiß nicht, warum.

„Der junge Mann hat das Mädchen, von dem Sie reden, verführt. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß er ſogar des Nachts zu ihr ins Fenſter geſtiegen iſt.“

Das weiß ich, Ew. Durchlaucht; denn ich ſelbſt habe dem jungen Manne geſagt: ſteigen Sie ins Fenſter. Ew. Durchlaucht, es iſt eine Huſaren-Regel: wenn der Feind von

vorn nicht zu attakiren iſt, ſo geht man ihm in die Flanke. Der Baron war die Nacht auf einem ehrlicheren Wege, als mancher, der am hellen lichten Tage, vor aller Menſchen Augen, in die Hausthür geht. Er wollte ein unglückliches Mädchen aus der allergrauſamſten Sklaverei reißen, worin Neid und Haß, Rache und Eiferſucht eines Weibes einen Menſchen halten können. Er war auf dem Wege der Tugend; und der Weg der Tugend iſt ehrlich, wenn er auch zum Fenſter hinein geht.

Nun erzählte er dem Fürſten den ganzen Vorgang der Sache. Der Fürſt war gewiß ein edler Mann. Er hatte ſeine Schwächen; aber wer hat ſie nicht? „Iſt das ſo, Herr Oberſt?" fragte er gerührt.

Ew. Durchlaucht, ich bin ein alter Offizier. Nie habe ich gezittert, meinem Fürſten, wenn er meine Meynung hören wollte, ſie ganz ungeſchwinkt zu ſagen. Ich werde nicht erſt jetzt noch zittern lernen, da das Grab vor meinen Füßen liegt. So iſt es, wie ich ſage. Und Sie dürften nur das Mädchen ſelbſt einen Augenblick ſehen, um ſo überzeugt zu ſeyn,

wie ich, daß die Frau von Hauſen Ew. Durchlaucht Schutz zu einer Bûberei gebraucht.

„Ich wâre doch neugierig, ſagte der Fûrſt lâchelnd, ein Mâdchen zu ſehen, das einen alten Huſaren ſo in Feuer ſetzen konnte. Warlich, Herr Oberſt, das wâr' ich"

Ich will ſie holen, wenn Sie mir ein paar Zeilen an die Tante mitgeben, die den Schatz bewacht.

Der Fûrſt beſann ſich einen Augenblick. „Meinetwegen! Nur muß die Frau von Hauſen nicht gekrânkt werden. Fahren Sie, und nehmen Sie . . . ja, nehmen Sie den Kammerjunker mit." Er ging in das Vorzimmer; und ſagte dem dienſthabenden Kammerjunker: „Sie fahren mit dem Oberſten zur Frau von Hauſen, und ſagen ihr, daß alles, was der Oberſt thut, mein Wille iſt." Er verbeugte ſich, und ging.

Der Oberſt ſtieg mit dem Kammerjunker in den Wagen. Die Frau von Hauſen wurde blaß, als ſie ihn in ihr Zimmer treten ſah. „Wo iſt Emilie, gnâdige Frau? Sie muß ſogleich mit mir." Die Frau von Hauſen wurde bitter und bôſe, und vor ohnmâch-

tiger Wuth leichenblaß, als der Oberſt ſagte: „fragen Sie da den Herrn Kammerjunker, ob nicht der Fürſt Ihnen ſagen läßt, daß es ſein Wille iſt, was ich fordre. Wo iſt Emilie?" Emilie mußte erſcheinen. Sie kam mit einem rührenden Geſichte, das noch jetzt, ſo blaß es auch war, die glänzendſte Schönheit verdunkelte. „Wie?" rief der Oberſt, als er ſie ſah, und drückte ihr die Hand: „Thränen in deinen ſchönen Augen, mein theures Kind, meine gute Emilie? Aber warlich, es ſind die letzten, die du weinſt! Von nun an ſoll nur die Freude und die befriedigte Tugend die Thränen auspreſſen. Komm, mein Kind! Wie konnte ein Herz auf der Erde hart gegen dieſe Unſchuld ſeyn!" Er hob ſie auf. Emilie ſah rings umher Alle an, und konnte ſich kaum beſinnen. Die Tante ſtand da, wie eine häßliche Bildſäule. Sie rührte ſich noch nicht, als der Wagen mit Emilien und ihren beiden Begleitern ſchon wieder die Straße hinunter auf das Schloß zu rollte.

Emilie wollte fragen: Bringen Sie mich zu dem Baron? Aber ſie erröthete nur; ſie hatte das Herz nicht, in Gegenwart des Frem-

den die Frage zu thun. Auf dem Schloß⸗hofe ſtiegen ſie aus. Der Oberſt nahm Emi⸗liens Arm, und führte ſie die Treppe hinauf in des Fürſten Zimmer. Dies iſt Emilie, ſagte er mit einem triumphirenden Blick auf ſie. — „Seyn Sie ohne Furcht, mein Kind,“ ſagte der Fürſt, und beobachtete ſie ſehr auf⸗merkſam: „ich bin Ihr Freund!“ Emilie warf jetzt ihren Blick auf den Fürſten; ſie erkannte ihn an dem Orden.

Man ſah, ſie ſammelte ſich, um etwas zu ſagen. Thränen traten in ihre Augen. Ich bin ſehr unglücklich! ſagte ſie halb dem Fürſten, halb dem Oberſten. O, ich bitte Sie, gönnen Sie mir nur eine Freiſtätte, wo ich einſam ſeyn darf. Glücklich will ich nicht werden; meine Tante wäre unglücklich, wenn ich glücklich würde. O, nur eine Frei⸗ſtätte, wo ich einſam ſeyn darf!

Der Fürſt ergriff ihre Hand. „Mein ſchö⸗nes Fräulein, wer ſo viele Freunde hat, wie Sie, darf kühnlich mehr fordern. — Sagten Sie nicht von einem jungen Manne, den ſie liebt, Herr Oberſt?“ Emilie erröthete. „Sieh da! nun weiß ich auch, wie dieſes ſchöne blaſſe

Geſicht ausſehen wird, wenn der Arm der Liebe ſeine Freiſtätte geworden iſt. Hören Sie, ſchönes Fräulein, ich dächte, ſie ließen den Alten ſammt den Jungen fahren, und ſchenkten mir Ihre Freundſchaft. Wir wollten der böſen Tante ſchon vergelten.“ Emilie ergriff mit einer raſchen Zärtlichkeit des Oberſten Hand, und ſagte beſtürzt: es iſt mein Vater!

Ja, bei Gott! rief der Alte, das bin ich, und was ich habe, iſt dein, Emilie: ein Herz voll Muth und Liebe!

„Und ich könnte ihr dennoch mehr geben,“ ſagte der Fürſt ſcherzend zum Oberſten: „mehr als Sie.“

Emilie ſchüttelte ganz heimlich mit dem Kopfe dem Oberſten zu, als wollte ſie ſagen: das kann er nicht. Der Fürſt ſah es. „Meynen Sie nicht, Emilie, fragte er, daß die Hand des jungen Barons mehr werth wäre, als die Liebe des alten Soldaten?“

Sie ſah den Oberſten zärtlich an. Der Fürſt wiederholte die Frage. Emilie wurde verwirrt. „Nun? lieben Sie den Baron? Seyn Sie aufrichtig, Emilie!“ — Mein Herz iſt ſo voll

von Dankbarkeit, ſagte ſie, und legte dabei die Hand auf die Bruſt, daß —

„Daß die Liebe keinen Platz mehr darin hat?“ fragte der Fürſt.

Daß auch meine Liebe nichts iſt als Dankbarkeit, erwiederte ſie leiſe. Ich habe ja von meinem Vater alles! ſetzte ſie, mit einem zärtlichen Blick auf den Oberſten, hinzu. Ach, Ew. Durchlaucht, wenn ich nicht ſo unglücklich wäre, ich würde nichts als dankbar ſeyn!

Der Fürſt ſah nach der Uhr. „Unglücklich, liebes Kind? Ich glaube, ich ſelbſt habe dazu beigetragen. Aber Geduld, liebes Mädchen. Die Stunde iſt gekommen, da Ihr Glück anhebt; und damit Sie dieſe Stunde nicht vergeſſen, (er band ihr ſeine Uhr in das Schürzenband), ſo tragen ſie die Uhr hier zum Andenken dieſer Stunde.“ Er warf ſich an den Schreibtiſch, und ſchrieb auf eine Karte an die Frau von Hauſen: „Ich bin Emiliens Freund, und hoffe, man wird das von jetzt an nie vergeſſen. Von Zeit zu Zeit werde ich mich nach Emiliens Zuſtand erkundigen, und es Ihnen danken, wenn er glücklich iſt.“ ... „Geben Sie dieſe Karte Ihrer Tan-

te, ſagte der Fürſt zu Emilien; und nun leben Sie wohl. Es ſoll alles gut gehen.“ Er ging mit ihr in das Vorzimmer, wo er ſie dem Kammerjunker übergab, um ſie nach Hauſe zu begleiten.

„Nun, Herr Oberſt, war es ſo recht? Ein liebenswürdiges Mädchen! in der That, ein liebenswürdiges Mädchen! Herr, Sie haben Recht, nach d e r kletterte ich ſelbſt einmal durch das Fenſter. Ein ſehr ſchönes Geſchöpf! reitzend über alle Beſchreibung!“

Der Oberſt ſtand kalt da. Und nun, Ew. Durchlaucht? Ich muß doch etwas gethan haben!

„Nun ja, die Frau von Hauſen wird jetzt dem Baron ſchon die Hausthür wieder öffnen; ich ſtehe dafür. Und quälen wird ſie das ſchöne Mädchen auch nicht mehr. Was konnte ich mehr thun? Man muß doch das Aufſehen vermeiden. Es ſoll alles gut gehen.“

Der Oberſt begab ſich weg.

Emilie war indeſſen zu Hauſe gekommen. Der Kammerjunker fuhr zurück, und ſie ſtand da im Zimmer, von den Blicken der Tante durchbohrt. „Haſt du den Fürſten geſpro-

chen?" fragte die Tante in einem ſpitzen, giftigen Tone. — Ja, meine liebſte Tante, antwortete Emilie zärtlich; und er läßt ſich Ihnen empfehlen. Er ſagte mir viel Gutes von Ihnen. Der Oberſt hat ihn an meinen ſeligen Vater erinnert, den der Fürſt gekannt hat. Er war neugierig, mich zu ſehen.

Ja, wo Ihr ſeyd, der Oberſt und du, ſagte die Tante zweideutig, da kann ich denken, was man Gutes von mir ſpricht. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie daran wäre. Emilie war entſchloſſen, ihrer Tante die Karte des Fürſten nicht zu geben. Dieſer großmüthige Entſchluß brachte eine gewiſſe Wärme gegen ihre Tante hervor, die ſie ſonſt nicht fühlte. Jetzt entdeckte ſie noch eine Spur von Liebe zu ihrer Tante in ihrem Herzen. Sie nahm ihre Hand, küßte ſie, und ſagte: liebſte Tante, ſeyn Sie doch nur ein wenig gütig gegen mich. Der Tante blieb das ein Räthſel. Sie hatte groſſe Luſt, ihre ganze Galle über Emilien auszugießen; aber ſie wagte es nicht. Was mag der Fürſt gewollt haben? das war ihr einziger Gedanke.

Jetzt erblickte ſie die Uhr. „Was iſt

denn das da?“ fragte ſie mit einer Stimme, worin die Wuth mit einer falſchen Freundlichkeit rang, ſo daß die Frage zu einer Art von Gluckſen wurde. — Der Fürſt hat mir die Uhr geſchenkt. Es ſoll ein Andenken ſeiner Freundſchaft für mich ſeyn. — Glühend roth wurde die Tante, dann wieder grünlich blaß. Sie hob die Hand auf, und ließ ſie wieder ſinken. Nun war ſie verlegen, wie ſie Emilien behandeln ſollte. Sie fuhr nach ihrer Gewohnheit auf, und mitten darin ſank ihre Stimme bis zur Sanftmuth. Die giftigſten Leidenſchaften ſtürmten in ihrer Bruſt. Nach einigen Kampfe ließ ſie ſich die Unterredung, die Emilie mit dem Fürſten gehabt hatte, erzählen.

Sie ſchüttelte den Kopf, weil ſie Emilien nicht glaubte; denn immer ſtand der Oberſt vor ihr, der fürchterliche Mann. Emilie ließ freylich ein Paarmal mit einfließen, daß der Fürſt ſie ſeines Schutzes, ſeiner Freundſchaft verſichert hätte. Genug, die Tante wurde durch die Ungewißheit, worin Emiliens Erzählung ſie ganz zufällig verſetzte, bitter beſtraft. Sie war zu furchtſam, Emilien etwas zu ſagen,

und ließ nun ihre verdoppelte Wuth an den Bedienten aus.

Jettchen kam zu Hauſe, hörte, und erſtaunte. Die Mutter ging mit ihr allein. Sie fliſterten eine halbe Stunde; und nun nannte Jettchen zum erſten male Emilien: liebſte Kuſine! Noch nie hatte man Emilien höflich begegnet. Sie wurde jetzt durch die zweideutigen Zeichen einer falſchen Freundlichkeit ſo gerührt, daß ſie die Uhr abband, und ſie Jettchen ſchenkte. Die Thränen traten ihr dabei in die Augen. Jettchen weigerte ſich mit habſüchtigen Blicken, die Uhr zu nehmen. O nehmen Sie, nehmen Sie, ſagte Emilie mit Thränen; und ſchenken Sie mir Ihre Liebe dafür. Sie drang ihr die Uhr auf.

Jettchen erröthete, und nahm mit ungewiſſer Hand die Uhr. Sie machte wirklich eine Bewegung, als wollte ſie Emilien die Hand küſſen; es wurde indeß eine Umarmung daraus. In dem Augenblick bekam der Bediente von der gnädigen Frau eine Maulſchelle, daß er dem Fräulein Emilien kein Weinglas hingeſetzt hatte. Die Tante verzog

ihren

ihren Mund immer bis zur Grimaſſe zum Lächeln; und da ſie einmal zu Emilien „lie⸗bes Kind“ ſagte, ſo brachen Thränenſtröme aus des guten Mädchens Augen hervor. Emi⸗lie warf ſich ihrer Tante an den Buſen, und ſchluchzte laut. Noch nie war die Tante ſo verlegen geweſen, wie jetzt; ſie ſaß da, ſo hölzern, ſo ſteif. Bald lächelte ſie, bald hob ſie die Hände empor, als ob ſie Emilien um⸗faſſen wollte, und ließ ſie wieder ſinken. Ja, ja! ſagte ſie, und immer ſagte ſie wieder: ja, ja! weiter nichts. Sie dankte von Her⸗zen Gott, als Emilie endlich zu Bette gieng. Ja, ja! ſagte ſie noch zu ihrer Tochter, ohne zu vollenden. Ja, ja! und immer ja, ja!

Der Oberſt kam zu dem Baron. „Nun, rief dieſer ihm lebhaft entgegen: wie iſt es? wie ſtehts?“

Ja, wie iſt es! wie ſtehts! Gut, könnt' ich ſagen; und was Emilien betrifft, wirklich gut. Ihr Fürſt iſt ein guter Menſch; ich wollte, ich könnte ſagen, ein guter Fürſt. Er hat Emilien geſehen, und ſie feyerlich ſeines Schutzes verſichert. Wenn es nur hilft!

„O, warum nicht, lieber Oberſt? warum

nicht? O, ich bitte Sie, die Runzeln von ihrer Stirn. Denn ich bin ſo glücklich! Ich kenne die Tante Hauſen. Sie trägt gewiß Emilien jetzt auf den Händen. Was haben Sie denn mit dem Fürſten?"

Was ich mit ihm habe? Er war aufgebracht auf Sie und Emilien. Man hatte Sie Beide gewiß nicht vortheilhaft geſchildert. Ich beredete ihn, Emilien zu ſehen. Er ſah ſie, bewunderte ſie, und hielt ihre Sache, die er nicht kannte, für gerecht, weil Emilie ein ſchönes Auge und eine ſchöne Geſtalt hat. — Was ſoll man glauben?

„Aber, lieber Oberſt, es iſt ja beinahe, als ob Sie mir die ſchnelle, die unerwartete Hülfe nicht gönnten!"

Wenn es Hülfe iſt, ſage ich. Der Fürſt iſt gut, denkt menſchlich; aber, lieber Baron, ein Fürſt ſoll kalt urtheilen, kalt wie ein geſchriebenes Geſetz, ehe er warm fühlt. Hätte er da geſtanden, mit einer kalten Stirn, gefragt, Emiliens Unſchuld, Ihre Unſchuld geprüft, gezweifelt, und dann erſt geglaubt, als er Ueberzeugung hatte, ſo wollte ich hier einen Ehrenſprung thun, und Sie ſollten eine

Flaſche Wein auf ſein Wohl mit mir trinken, oder ſich mit mir ſchlagen. Aber nein; er ſah Emilien, fand ſie ſchön, und folglich unſchuldig. Ein Fürſt muß keine Augen haben.

„Da ſehen Sie, liebſter Herzensoberſt, da ſehen Sie ja, was ich ſage, und was Sie nicht glauben wollen: die Wirkung der edlen Celtiſchen Natur. Der Fürſt ſah die Celtin, mit der Empfindung, womit er ein höheres Weſen, einen Geiſt, erſcheinen geſehen hätte: mit Ehrfurcht. Nun ſehen Sie doch wohl endlich einmal?“

„Zum Teufel, ſitzen Sie ſchon wieder auf? Steigen Sie ab, Baron! Ich ſehe nichts weiter, als daß Ihr Fürſt jedem Eindrucke folgt. Eine gefährliche Eigenſchaft für Sie und für Emilien. Der Eindruck verfliegt. Ein anderer ſchöner Mund behauptet, es ſey nicht ſo; und der Fürſt vergißt Emilien wieder. Doch wir wollen das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. Auf morgen Mittag laſſen wir uns Beide bei der Tante melden. Jetzt zittert ſie vor uns, wie jeder Niederträchtige, und giebt uns Emilien; dann wollen wir es dem Fürſten danken, daß es ſo gegangen iſt.

„Ja, das wollen wir,“ rief der Baron, und fiel dem Oberſten in die Arme. „O, ich bin glücklich, daß ich Emiliens Auge nur ohne Thränen weiß. O, mein Vater, mehr als mein Vater! Emiliens Retter! wie dank ich Ihnen.“

Der Oberſt hatte mit ſeiner Vermuthung von dem Fürſten nicht Unrecht. Von Emilien fuhr der Fürſt ſogleich zu ſeiner Geliebten. Er war ſo voll von Emiliens Schönheit, Naivetät und Unſchuld, daß er ſogleich ſeiner Geliebten die kleine Begebenheit erzählte. „Nein, meine Liebe,“ ſagte er; „Sie haben wahrhaftig keinen Begriff von der ganz eigenen Schönheit dieſes Mädchens. Sie war blöde. Aber denken Sie ja nicht an die Blödigkeit, die ſo albern ausſieht, die dumme Ziererei, die närriſche, lächerliche Verlegenheit, mit der ein Landmädchen ſich zum erſtenmale der Fürſtin und dem Hofe präſentiren läßt! Gar nicht. Es war reitzende, ſehr reitzende Unſchuld. Und was das Mädchen ſagte, war ſo ſchön geſagt, kam ſo tief, ſo ohne Zwang aus der Seele hervor, daß das ſchon allein ſie höchſt intereſſant machte. Nein, Sie haben ſich arg von

der Hauſen betriegen laſſen. Ich will meine Ehre an einen Heller ſetzen, daß dieſes Mädchen ſo tugendhaft als ſchön iſt. Man darf nur ihre Stimme hören. So etwas Intereſſantes iſt mir noch nie vorgekommen, ein ſo reiner, ſo inniger Ton. O, glauben Sie mir, Liebe, da ſtiege ich ins Fenſter, und wenn ich zuverläſſig wüßte, daß ich den Hals bräche."

Nun wahrhaftig, wo Sie doch die Augen zuweilen haben! Ein blaſſes, hageres Geſicht, ohne alles Feuer, ohne . . .

„Aber das weiß ich: die Mutter iſt kokett mit ihrer Tochter, wie ſie es noch vor einigen Jahren mit ſich ſelbſt war; und ſo ein Gegenſtück, wie Emilie, kann ſchaden. Geitzig iſt die Hauſen dazu. Sie ſollten nur geſehen haben, wie ärmlich das Mädchen gekleidet war! Und trotz der Kleidung eine Figur! o, eine Figur, ſo ſchlank, ſo edel!"

Die Geliebte ſuchte das Geſpräch auf etwas Anders zu leiten; aber vergebens. Der Fürſt fing immer aufs neue an von Emilien zu ſprechen. Er ſaß ſogar einige Minuten ſchweigend da, und dachte an Emilien; denn

mitten im Nachdenken ſagte er auf einmal wieder: o, es iſt ein wunderſchönes Mädchen!

Mit einem ſolchen Enthuſiasmus hatte der Fürſt noch nie von einem Mädchen geſpro- chen. Der Frau von Koch — ſo hieß die Geliebte — wurde angſt bei dem Handel. Schon ſeit einigen Wochen hatte ſie gemerkt, daß der Fürſt in ſeinem Betragen gegen ſie nachläſſiger geworden war. Sie zitterte, als der Fürſt ſagte: „ich werde mich genau erkundigen laſſen, wie die Hauſen mit dem Mädchen umgeht. Zwar denke ich, jetzt recht gut: denn ich habe dem Mädchen eine Karte an die Tante mitgegeben; allein ich werde ſie nächſtens ſelbſt überraſchen um zu ſehen, wie man meine Befehle reſpektirt.“ Er ſprach den Abend von nichts, als von Emilien. „Wenn Sie die Frau von Hauſen ſehen,“ ſagte er noch beim Abſchiednehmen, „ſo er- öffnen Sie ihr meine Meynung.“

Die Frau von Koch ſchlief ſehr unruhig. Am andern Morgen fuhr ſie zu der Frau von Hauſen. Ach, ſie war ſo artig, ſo liebens- würdig, ſo freundlich. Man kam auf Emi- lien. Die Frau von Koch horchte bei der

Hauſen hin. Dieſe ſeufzte: was ſoll ich machen? Das Mädchen hat ſeinen Willen, und lacht mich obendrein aus. Die Koch lächelte. „Fürchten Sie ſich vor der Karte, die der Fürſt Ihnen geſchrieben hat?“ — Welche Karte? — Man erklärte ſich, und Emilie mußte die Karte hergeben. Die Frau von Koch rückte immer näher. „Jetzt freilich iſt wohl eigentlich nichts zu thun. Der Baron wird uns Beide auslachen; und Ihr armes Jettchen bedaure ich herzlich, wenn der Baron das Mädchen bekommt. Das wird am Hofe einen Lärm geben!“ — Ja das Mädchen iſt ordentlich zu meinem Unglück geboren, ſeufzte die Tante.

In dem Augenblick ließen der Oberſt und der Baron ſich auf den Nachmittag melden. Die Hauſen ſchlug die Hände zuſammen, und ſah die Frau von Koch an. „Abgeſagt; aber höflich!“ Die Frau von Hauſen bedauerte; ſie wollte ſich die Ehre auf einandermal ausbitten laſſen. Frau von Koch drang nun in die Andre, daß ſie dem Baron Emilien abſchlagen ſollte; aber der Tante war gar zu bange vor dem Fürſten. Die Koch lächelte:

„Folgen Sie mir, Frau von Hauſen; ich ſtehe für alles. Seyn Sie unbeſorgt; und wenn Sie nicht Muth genug haben, ſo habe ich ihn. Geben Sie mir Emilien. Ich ſchicke ſie fort. Der Baron ſoll ſie nicht haben, der unverſchämte Geck! Und hier bleiben darf ſie nicht. Nein, das darf ſie nicht!“

Noch bänger war der Frau von Koch, als der Fürſt auch heute wieder anfing von Emilien zu ſprechen. „Sind Sie bei der Hauſen geweſen? Was macht Emilie? Haben Sie das Mädchen geſehen? Sie wird doch gut gehalten?“ So kam Frage auf Frage. Die arme Frau von Koch wurde doch endlich ungeduldig. Ich habe das Mädchen geſehen; ja! Sie iſt niemals ſchlecht gehalten worden, und die Frau von Hauſen hat ſich bitter beklagt, daß Sie mit einer Karte, und obendrein mit einer unverſiegelten, ihre Haushaltung und Kinderzucht reguliren wollen.

„Aber das Mädchen iſt wahrhaftig unſchuldig, liebſte Frau von Koch! Sie ſollten ſie nur geſehen haben.“

Ey nun ja; ermordet hat ſie keinen. Sie hat einen Liebeshandel hinter ihrer Tante Rük-

ken getrieben, der Oberſt, Ew. Durchlaucht, mag ſagen, was er will. Ins Fenſter iſt der Baron doch geſtiegen. Und freilich, nun dürfen die jungen Herren und die jungen Mädchen nur erfahren, was vorgefallen iſt. Man darf nur hübſch ſeyn, zum Fürſten ge- hen, und klagen, ſo ſchreiben Se. Durch- laucht allen Mädchen einen Erlaubnißſchein, durch Thür und Fenſter ſo viele Liebhaber zu ſich kommen zu laſſen, als ſie nur wollen. Lieber Gott! das wird eine ſchöne Kinderzucht werden! So hab' ich heute ſchon an drei Or- ten von jungen Mädchen gehört.

„Was reden Sie nun da einmal wieder, meine ſchöne Frau! Das hätte Jemand geſagt? Nicht möglich!"

Warum nicht? was wäre denn unmögliches daran? Der Oberſt hatte von dem reichen Ba- ron ein Verſprechen auf eine Penſion von drei- hundert Thalern jährlich bekommen. Dafür freilich, hieß es, ſollte er Emilien zu ſich nehmen. Denn daß der Baron Emilien heirathen wollte, das kam erſt ſpät hinzu. Der Baron hätte Emilien bei dem Oberſten beſucht. Da war freilich keine Tante mehr, die ihn auffing, wenn

er Nachts in die Fenſter ſtieg. So ſtand es. Und nun auf einmal geht das Gerede in der Stadt, Se. Durchlaucht haben der Hauſen befohlen, Ihres Bruders Tochter ſchalten und walten zu laſſen. Die Hauſen iſt eine Plaudertaſche, und boshaft dazu. Da ſetzt ſie ſich hin, zieht Ihre allerliebſte Karte hervor, verdreht aus Bosheit den Sinn Ihrer Worte, und ich möchte dann in die Erde ſinken, wenn ich ſolche ſchiefe Urtheile über Ew. Durchlaucht hören muß.

Der Fürſt runzelte die Stirn. „Aber, mein Gott, wer mich kennt — und meine Unterthanen kennen mich ja, — der wird doch wiſſen, daß ich kein toller Tyrann bin, der den Eltern in ihre Erziehung greifen will!“

Ja, wer kennt Sie denn ſo, wie ich Sie kenne?

„So ſagen Sie, was hätt' ich anders thun ſollen? Das Mädchen ſtand da und redete wie ein guter Geiſt; der Oberſt ſprach wie ein Buch. Ich hätte darauf ſchwören wollen, und will es noch, daß das Mädchen unſchuldig iſt.“

O ja, das geb' ich Ihnen zu. Wie geſagt, die Hauſen iſt ein boshafter Geitzhals. Sie

mag das arme Mädchen genug gequält haben; denn ſie wollte ihre Tochter dem reichen Flaming aufhängen. Davon rede ich nicht; ſondern von dem tollen Geſchwätze, das in der Stadt auf Ihre Rechnung umherläuft. Ich habe mir heute ſchon das undankbare Geſchäft gemacht, an drei Orte hin zu fahren, und dem Geſchwätze laut zu widerſprechen. Laſſen Sie ſich doch einmal, ſagte ich überall, von der Hauſen die Karte Sr. Durchlaucht zeigen; aber eher glauben Sie nicht.

„Die Hauſen wird die Karte zeigen.“

Das wird ſie nicht. Hier iſt die Karte. Es hat mir Mühe genug gekoſtet, ſie dem Weibe aus den Händen zu ſchwatzen.

Der Fürſt nahm die Karte, und zerriß ſie. „O, Sie ſind eine liebenswürdige Frau! Aber was iſt nun anzufangen?“

Das Böſe wieder gut zu machen, ſo viel es ſich thun läßt. Der Baron kann für jetzt Emilien ſchlechterdings nicht bekommen. Und wer weiß im Grunde, ob er ſie will! Der Menſch iſt durchaus ein Narr, und ich glaube, auch ein böſer Menſch.

„Das glaube ich nicht, Frau von Koch.

Ein Narr, das gebe ich zu, mit ſeinen Menſchenracen. Aber ein Mann, der den Armen ſo viel Gutes thut, und jedem Unglücklichen Hülfe und Schutz giebt, iſt kein Böſewicht. Nein, das nicht; gewiß nicht! Gäbe doch der Himmel, daß alle meine Unterthanen ſolche Böſewichter wären; und ich wollte viel mit ihnen ausrichten."

Nun, Emilien kann er fürs erſte doch nicht bekommen, oder Sie beleidigen Ihr Kabinet, Ihr Konſiſtorium, und, was noch mehr iſt, ſich ſelbſt. Die ganze Stadt weiß, welche Antwort Sie Flamingen vor einigen Tagen gegeben haben.

„Freilich wohl, es iſt ein fataler Handel. Ich wollte, er hätte ſie, und ich wäre aus dem Spiel."

Auch muß er ſie haben; denn warum ſollte man das Mädchen, dem hämiſchen Neide der Frau von Hauſen zu Gefallen, nicht glücklich machen? Aber nur jetzt nicht. Bleibt Emilie hier, ſo hat der Baron ja Ihre Einwilligung. Er entführt das Mädchen der Frau von Hauſen unter der Naſe, und, was noch

ſchlimmer iſt, beruft ſich auf Sie. Was wollen Sie dann machen?

„Ey, die Frau von Hauſen wird ja ein Mädchen hüten können, nur ſo lange, bis die Sache ſich verblutet hat.“

Da dauert mich wieder das Mädchen, das die Hölle in dem Hauſe haben würde. Sie kennen die Hauſen nicht. Doch laſſen Sie mich nur machen. Das Mädchen muß nicht leiden, durchaus nicht. Laſſen Sie mich nur. Die Hauſen ſoll ihren Willen nicht haben, und Ihr Wort ſoll gerettet ſeyn. Laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!

„O, Sie ſind wahrhaftig die reitzendſte Frau von der Welt. Machen Sie nur, Liebe, daß Niemanden wehe geſchieht. Jede Klage meiner Unterthanen ſcheint mich zu treffen; und wenn ich es bedenke, ſo iſt es auch ſo: denn bin ich nicht der Fürſt, der Vater, der Herr des Landes? Hören Sie, daß ja Niemanden wehe geſchieht!“

Wer wird nach dieſer Unterredung nicht gern geſtehen, daß der Fürſt ein ſehr guter Menſch war! Wirklich konnte niemand tiefer als er fühlen, was es heiße:

Vater eines Volkes zu ſeyn. Ach, er gab ſein ganzes Herz hin, trauete weil er ehrlich war, prüfte nicht, weil er jedem ſein Herz zutraute, und wurde betrogen, betrogen um die Freude, für die allein er zu leben glaubte: die Freude, ſeine Kinder glücklich zu machen.

Auch umgaben ihn keine Böſewichter; nur Menſchen, in manchem Betracht ſogar gute Menſchen. Die Frau von Koch war gar keine üble Frau; ſie liebte den Fürſten, ſie liebte ſogar ſeinen Ruhm. Man hatte viele Mühe gehabt, ſie in ſeine Arme zu liefern; denn ſie war zu Zeiten eine Schwärmerin, aber nur zu Zeiten. Sie betrachtete ſich als des Fürſten Frau, ſie war ihm pünktlich treu; und aus dieſem Geſichtspunkte her hielt ſie ſich ſelbſt für die züchtigſte Frau im ganzen Fürſtenthume. Sie konnte geduldig Beleidigungen ertragen; aber deſto unverſöhnlicher war ſie auch, wenn man ihre Tugend nur in den geringſten Zweifel zog. Und dennoch miſchte ſie niemals den Fürſten unmittelbar in ihre Händel. Sie nutzte ſein Anſehen, um ſich zu rächen; aber ſie ſchonte dabei ſeiner Ehre. Der Fürſt

wußte das, und ſetzte um ſo größeres Vertrauen in ſie.

Der Baron hatte ſie " eine Hure " genannt. Das glaubte ſie um ſo feſter, da er ſie in manchen Geſellſchaften ſehr nachläſſig behandelte. Sie wußte nicht, daß der Baron gegen jeden Schwarzkopf ſehr nachläſſig war. Was Wunder, daß die Frau von Koch alles aufbot, um den erſten Wunſch des Barons, Emilien zu heirathen, vereiteln zu können! Emilien ſuchte ſie dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie dieſelbe von ihrer grauſamen Tante wegbrachte. Das Mädchen, dachte ſie, findet mit ihrem Geſichte noch immer einen Mann, der geſcheidter iſt, als der Baron; und dem Fürſten kommt denn doch das ſchöne Mädchen auch aus den Augen. - Wie es in der Welt geht! Jedermann trieb hier ſein Spiel, immer dem andern in die Quer; und jeder glaubte ſich berechtigt, es ſo zu treiben. Die Gewiſſen ſchliefen ſehr ruhig, ſelbſt bei der Hauſen.

Den Tag nachher kam die Tante Hauſen zu der Frau von Koch, und hörte von ihr, daß der Fürſt es gern ſähe, wenn Emilie entfernt würde. Die Tante hatte nichts dagegen; nur

bat ſie, Emilien gut zu halten, weil es doch ihres Bruders Tochter wäre. Die Frau von Koch lächelte. „Seyn Sie unbeſorgt,“ ſagte ſie ein wenig boshaft; „Emilie ſoll wenigſtens nichts verlieren.“ Nun wurde für den folgenden Morgen ein Spaziergang mit Emilien nach dem Gartenhauſe der Frau von Koch verabredet. Selbſt Jettchen ſollte nichts davon wiſſen. Am andern Morgen machte dieſe einen Beſuch, und Frau von Hauſen gieng mit Emilien ſpazieren. Vor dem Thore begegnete ihnen Frau von Koch, und lud ſie auf ihr Gartenhaus ein. Man gieng hin. Frau von Koch bat beide Damen zu Tiſch. Die Frau von Hauſen konnte nicht. Gut; dann Emilie. Emilie blieb, und die Frau von Hauſen fuhr von da in Geſellſchaft.

Nun hatte die Frau von Koch Emilien allein. Wie geſagt, ſie war eine liebenswürdige Frau. Sie fing an mit Emilien zu plaudern, machte ſie treuherzig, ließ ſich erzählen, und vergoß wirklich aufrichtige Thränen des Mitleidens. Bald ſchloß ſie das arme verlaſſene Mädchen an ihre ſchöne Bruſt, ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen, und trocknete ihr die Au-

gen.

gen. Kurz, nach einer Stunde hatte die Frau von Koch Emiliens ganzes Herz. Sie aßen allein in einem grünen Kabinette von Roſen. Seyn Sie heiter, liebe Emilie; Sie ſind hier bei einer Frau, die Sie liebt. — „Ach,“ ſagte Emilie mit heitern Augen, „könnte ich hier, oder in irgend einem Winkel der Erde, der ſo ſchön wäre, wie dieſer, immer leben!“ Frau von Koch ſtand auf, und ſchloß das Mädchen in ihre Arme. Auf einmal hob ſie an: höre, liebe Emilie, ſey meine Tochter, oder meine Schweſter, was du am liebſten willſt. Du biſt ſechzehn Jahre, ich ſechsund zwanzig. Das iſt ein geringer Unterſchied. Schweſter alſo. Oder willſt du lieber Tochter? „Tochter! ſtammelte Emilie; und der Frau von Koch drangen Thränen aus den Augen. — Gut, meine liebſte Tochter, gut! Ja, von nun an meine Tochter! — Sie ſetzte ſich vertraulich zu ihr.

Die Hauſen, mein Kind, haßt dich. Du haſt Jettchen den reichen Baron weggefiſcht; und dies vergiebt die Hauſen dir nie. Alles war freilich ſeit vorgeſtern auf dem Wege, ſich zu arrangiren. Der Oberſt Brenſen

hatte das Eis gebrochen. Oder wie? liebſt du wirklich den Baron ſo leidenſchaftlich? Dann wäre mein Plan nicht viel werth.

Emilie ſagte gutmüthig: „Ja, ich liebe ihn; denn er, er war es, der mich von der Sklaverei meiner Tante befreien wollte. Ach, gnädige Frau . . .!“

Mütterchen, willſt du ſagen.

„Mütterchen, Sie liebt jedermann; aber ich Arme, ich hatte auf der weiten Welt keinen Menſchen, der mich liebte, der zu meiner Rettung einen Finger gerührt hätte. Glauben Sie mir, Mütterchen, manchmal war ich ordentlich überzeugt, der Himmel müſſe ſich meiner annehmen und mir einen Helfer ſchikken. Ach, wie will ich ihn lieben! dachte ich. Da kamen der Baron und der Oberſt — Sie wiſſen es nicht; nein, Sie können es nicht wiſſen, wie einer Verlaſſenen iſt, wenn ſie nun endlich Jemand findet, der es mit ihr hält, der ihr Liebe zeigt.“

Die Frau von Koch trocknete ſich die Augen. Bald hätte der Baron geſiegt; ſie wankte ſchon ſehr ſtark.

„Sehen Sie,“ fuhr Emilie fort; „meine

Tante verdrehete mir alles. Ich hatte den Baron von ungefähr auf dem Weidendamme getroffen; und nun, o Gott! nun hieß ſie mich ein liederliches Mädchen, hieß mich öffentlich ſo. Denken Sie nur!“

Die Thräne der Frau von Koch ſtand; ihr Entſchluß wurde wieder feſt. Mich, dachte ſie, hat der Narr eine Hure geheißen; er ſoll ſie nicht haben! Er ſoll nicht! Eine krummbeinige Hure! Hat der Narr meine Beine je geſehen? Er ſoll ſie nicht!

Ja ſieh, liebes Töchterchen, wie es ſteht. Der Baron — gut, ich will glauben, daß er dich liebt. Aber heirathen? Ich zweifle daran, daß es gehen wird. Der Fürſt hat es ihm ſchlechterdings unterſagt; und wenn er es auch jetzt erlauben wollte, ſeitdem er dich kennt, ſo kann er doch nicht gut, eben weil er es verboten hat. Die Hauſen dringt mit aller Gewalt darauf, daß der Baron dich nicht haben ſoll. Was läßt ſich nun machen? Es iſt ein dummer Handel, Und zu jung biſt du im Grunde auch wohl. Nach einigen Jahren, freilich, da ließe ſich eher etwas thun. Aber du willſt nicht warten.

Emilie erröthete. „Warten, liebſte Mutter? O, ſagen Sie das nie wieder. Ach, warten will ich noch zehn Jahre, ja Lebenslang, wenn . . . wenn ich ... nur nicht mit der Tante leben muß.“

Gut, Emilie; ſo faſſe einen raſchen Entſchluß. Aber Kind, ſchweigen mußt du, wie das Grab; oder du machſt mich unglücklich.

Emilie fiel der Frau von Koch in die Arme: „Schweigen wie das Grab, liebſte, gütigſte Mutter.“

Ich habe heimlich ein Gut gekauft, in der ſchönſten, reitzendſten Gegend der Welt. Da will ich meine Tage beſchließen. Vielleicht ziehe ich bald, ach! ſehr bald dorthin, oder bin gezwungen, es zu thun. Dahin geh, Emilie, dahin geh. Sey dort in meiner Abweſenheit Herr des Gutes; baue, verſchönere das Paradies, das du dort finden wirſt. Du biſt mitleidig; dort wirſt du Unglückliche genug zu tröſten finden. Ich habe dort einen Verwalter, und weiß nicht, ob er mir treu iſt, noch weniger, ob er die Unterthanen drückt. Dahin geh, Emilie. Sey die Aufſeherin des Verwalters, und die Mut=

ter der Armen und Unglücklichen. Bringe mir alles in Stand. Ich hoffe und fürchte, ſetzte ſie mit Thränen hinzu, ich werde dir bald nachkommen. . . . Du ſollſt alles erfahren, Emilie," fuhr ſie nachdenkend, mit niedergeſchlagenen Augen, fort; „denn ich habe ſo gut Liebe nöthig, als du. Du kennſt den Fürſten. Der Staat gab ihm eine Fürſtin, eine Gemahlin; die Liebe gab ihm ein Weib. Dies Weib bin ich. Ach! ich liebte ihn, und liebe ihn noch. Ich zittre vor dem Augenblicke, da der Tod oder ſeine Untreue ihn von mir trennen wird; und doch kann dieſer Augenblick nahe ſeyn. Ich habe, Gottlob! nie einen Menſchen beleidigt, nie die Gelder des Staates verſchwendet, nie jemanden gedrückt. Aber dennoch weiß ich, daß ich verachtet und gehaßt ſeyn werde, ſo bald er ſtirbt, oder aufhört mich zu lieben. Auf dieſen Fall, Emilie, habe ich mir das Gut gekauft, ſogar ohne des Fürſten Wiſſen. Dort will ich dann meine Thränen verbergen. Dahin, Emilie, geh, daß ich dann eine Freundin finde, an deren Buſen ich meine Thränen weinen kann."

Dies war einer von den ſchwärmeriſchen Augenblicken der Frau von Koch. Sie zerfloß bei dieſen Worten in Thränen, netzte Emiliens Geſicht damit, drückte das Mädchen an ſich, küßte es, und war außer ſich. Emilie hing, wie alle Unglücklichen, auch ein wenig zur Schwärmerei hin. Sie weinte mit ihrer ſchönen Mutter. Ja, ich will hin, ich will hin; und Sie ſollen dort ein Paradies finden, und ein Herz, das keine andere Freude kennen wird, als Sie zu erheitern. Ich will hin!"

Die Domeſtiken nahmen das Eſſen ab. Man ſchwatzte von dem Wetter. Nach Tiſche überlegte man alles gehörig. Die Erlaubniß Deiner Tante habe ich, Emilie. — „Und der Baron, und der Oberſt?" – Schreib Ihnen auf einige Jahre ein Abſchiedsbillet, und du haſt obendrein den Vortheil, die Treue deines Geliebten prüfen zu können."

Frau von Koch arbeitete dieſe letzte Vorſtellung noch aus, und Emiliens warme Phantaſie ergriff ſie lebhaft. „Ja, rief ſie, ich werde dann, wenn er mir treu bleibt, die ſeltene Gewißheit haben, daß er mich wirklich liebt.

Aber Mütterchen, wenn der Baron nun glaubte, mein Billet wäre erzwungen! Er trauet meiner Tante alles zu. Meine Tante könnte Verdruß davon haben.

Sie waren Beide jetzt zu allen romantiſchen Planen geſtimmt. Frau von Koch ſchlug vor, und Emilie nahm an. Die erſtere ließ einen Miethswagen holen. Emilie ſtieg am Thor ein, und hielt ein vor ihr geſchriebenes Billet in der Hand. Sie fuhr vor des Barons Haus. Ein ſehr treuer Burſche der Frau von Koch ſtand in einem Ueberrocke hinten auf. „Herr Baron, ein Frauenzimmer will Sie auf einen Augenblick ſprechen. Sie hält unten im Wagen vor der Thüre." Der Baron ſprang hinunter. Emilie lächelte ihm aus dem Wagenfenſter entgegen. Emilie! rief er voll Entzücken. „Bſt!" rief Emilie, und reichte ihm die Hand aus dem Wagen. Der Baron küßte ihr die Hand. Sie gab ihm ihr Billet. „Leſen Sie das, Herr Baron, und folgen Sie mir nicht."

Dahin flog der Wagen, wie ein Sturmwind. Der Baron ſah ihm nach, bis er verſchwand. Langſam ging er auf ſein Zimmer.

Es war Emilie, rief er dem Oberſten entgegen; und hier iſt ein Billet von ihr. Er riß das Billet auf, und las vor:

„Ich verlaſſe Sie auf einige Zeit, mein theuerſter, großmüthiger Freund; freiwillig: denn ich brachte Ihnen mein Lebewohl ſelbſt. Seyn Sie nicht unruhig meinetwegen. Ich bin glücklich, gewiß das bin ich. Sie lieben mich, und ich kenne keine größere Freude, als Ihnen die Treue aufzubewahren, die Ihnen mein Mund und mein Herz freiwillig gaben. Von meinem zweiten Vater, dem Oberſten, nehme ich mit Thränen Abſchied. Sagen Sie ihm, daß ich glücklich leben werde, bis mein vollendetes Glück mich Sie wieder finden läßt. Wir ſehen uns wieder. Ihre treue Emilie."

Der Baron konnte vor Stammeln den Brief kaum ausleſen. Was, der Teufel, iſt das? rief der Oberſt. Wo war ſie? wer ſaß bei ihr im Wagen? — Der Baron erzählte. — Allein im Wagen? So war ſie nicht gezwungen, das Billet zu ſchreiben. Aber warum verläßt ſie uns? — Jedes Wort in dem Billet wurde nun abgewogen, unterſucht, bezwei-

ſelt, wie ein alter Kodex; aber man fand eben ſo wenig, als man gewöhnlich bei Handſchriften findet. Beide ſahen ſich verwundert an.

Emilie war indeß wieder zu der Frau von Koch gekommen, und dieſe hatte während der Zeit Wäſche, Kleider und alles Nöthige zu ihrer Reiſe beſorgt. Nachts um zwölf Uhr ſtieg Emilie mit der Frau von Koch in den Wagen. Dahin fuhren ſie: Emilie mit fröhlichem Herzen; denn die ſchönſten Bilder eines freien, heitern, wohlthätigen Lebens ſchwebten in bunten Farben vor ihrer Seele, welche Sklaverei ſo lange niedergedrückt hatte.

Sie fuhren die Nacht durch. Am Morgen fand Emilie einen kleinen Wagen, der voraus gegangen war. Hier trennten ſich die beiden Freundinnen mit heißen Thränen. Emilie fuhr in Begleitung eines alten Bedienten, den die Frau von Koch in Ruhe ſetzen wollte, mit Poſtpferden weiter, und die letztere kehrte zurück. Niemand in der Stadt konnte errathen, wo Emilie geblieben war. „Nun wird mir der Oberſt wieder auf den Hals fallen!“

ſagte der Fürſt verdrießlich zu der Frau von Koch. „Und das arme Mädchen muß ſich aus einem Winkel in den andern werfen laſſen, weil die Frau von Koch eine Grille im Kopfe hat!“

Der Oberſt wird Ihnen nicht auf den Hals fallen! Für Sie und Ihren Ruhm habe ich geſorgt, ſo viel es mir auch gekoſtet hat. In acht Tagen ſollen Sie von Emilien einen Brief leſen, woraus Sie ſehen werden, daß ſie ganz gern in dem Winkel iſt, in den meine Hand ſie ſtieß. Meine Grille führte ich aus, um mir tauſend andere zu erſparen, wozu ich leicht hätte Anlaß bekommen können. Es iſt alles ſo beſſer. Wir, die Hauſen, ich, der Baron, der Oberſt und Emilie ſelbſt ſind zufrieden; es wäre doch ſeltſam, wenn Sie allein nicht mit mir zufrieden ſeyn ſollten. — Der Fürſt ſchwieg, las wirklich nach acht Tagen ein paar Worte von Emilien, die ihr Vergnügen bezeugten, vergaß Emilien, und — war zufrieden.

Der Baron allein und der Oberſt waren unzufrieden. Ha! ſagte der Oberſt eifrig; dahinter ſteckt etwas. Emiliens Einfall wegzu-

reiſen, kommt nicht von ihr ſelbſt. Der Pferdefuß ſieht ganz deutlich unter dem Rocke hervor. Ich ſetze meinen Kopf daran, die Tante iſt im Spiel. Das Mädchen war zu einfach, um ſolche ſeltſame Einfälle für ſich ſelbſt auszubrüten. Die Tante, das ſoll einer ſehen, hat hier wieder Teufelskniffe gehabt.

„Und dennoch ſoll ſie ſich geirrt haben! Ich will nicht eher ruhen, als bis ich ſie finde.“ So ſprachen Beide bis um Mitternacht hin. Am andern Morgen ſaß der Baron zu Pferde, und ſprengte die Straße hinunter, die Emilie gefahren war, zum Thor hinaus. Da gingen vier Wege ab. Welchen ſollte er nehmen? Er legte dem Pferde den Zügel auf den Hals, und es ging gerade aus. Nun fragte er jeden Menſchen, der ihm begegnete, ob er nicht einen Wagen mit einem Frauenzimmer geſehen habe. Er galoppirte raſch hinter jeder Kutſche her, die er bemerkte, ſah in jedes Kutſchfenſter, und — erfuhr nichts.

So zog er acht Tage, wie ein Straßenräuber, auf allen Landſtraßen die Kreuz und Quer, ſo daß ſein Reitknecht oft dachte, es müſſe mit dem Baron nicht richtig ſeyn. Abge-

mattet kam er wieder zurück. „Ich habe ſie nicht gefunden!“ rief er dem Oberſten betrübt zu. — Wo haben Sie Emilien denn geſucht? — „Ueberall! in jedem Wagen, dem ich begegnete.“

Aber zum Teufel! Sie müſſen doch irgend eine Vermuthung gehabt haben, der ſie nachgeritten ſind; ſonſt —

„Nun, zum Thore hinaus muß ſie doch gefahren ſeyn! Mein Engländer wird an den Kreuzzug denken. — Sie iſt verloren!“

Jetzt theilte der Oberſt ihm ſeine Vermuthungen mit. Er hatte Lieschen auf Kundſchaft ausgeſandt. Lieschen, höre. Kein Mäuschen muß die letzten Tage bei der Hauſen geweſen ſeyn, ohne daß wir es wiſſen! — Lieschen erfuhr, daß die Frau von Koch bei der Hauſen, und dann dieſe wieder bei der Frau von Koch geweſen war. Sie wußte auch, daß beide Damen mit großem Eifer von Emilien geſprochen hatten. Dann war Emilie mit ihrer Tante ſpazieren gegangen, und ſeitdem nicht zurück gekommen. Der Miethkutſcher wurde ausgefragt. Er hatte das Fräulein vor dem Neuthore abgeholt, und auch wieder auf eben die

Stelle hingefahren. Vor dem Neuthore lag das Gartenhaus der Frau von Koch. Emilie hatte da gegeſſen. Frau von Koch war in der Nacht verreiſt, und erſt am Mittage zurückgekommen. Wohin aber? das konnte man nicht heraus bringen. Der Kutſcher, der gefahren hatte, war über dieſen Punkt ſo ſtumm, wie ſeine Pferde. Kurz und gut, ſagte der Oberſt, Emilie iſt von der Frau von Koch weggebracht.

„Da ſehen Sie!“ rief der Baron. „Und die Frau von Koch hat pechſchwarzes Haar! Da ſehen Sie es! Und dicke Lippen, und wahrhaftig eine ganz Slaviſche Naſe, und einen Fuß, klein wie ein Kinderfuß, und Zähne wie Alabaſter!“

Aber zum Teufel, die Tante! Was hat denn die? Blondes Haar, und gar keine Zähne!

„Aber dicke Lippen, und einen Leib wie eine Trommel. Ich ſage Ihnen, es iſt eine Spielart, wie eine Schecke.“

Aber zum Henker! warum hatte denn die Allerwelts-Slavin, die Koch, nicht den gehörigen natürlichen Reſpekt für Emiliens edle Celten-Natur? He? Darauf antworten Sie!

„Keinen Reſpekt? Hat ſie es denn ge-

wagt, Hand an Emilien zu legen? Ueberliſtet wurde das arme Mädchen; und ſie verließ mich freiwillig. Gewalt würden ſie gegen Emilien nie gewagt haben."

Nun, bei Gott! brummte der Oberſt vor ſich; ſo hat es doch nie einem Thoren an einer Antwort gefehlt. Meinetwegen, ſagte er laut; die Frau von Koch ſoll zuweilen Anfälle von Großmuth haben, die ſie alsdann ſehr weit treibt. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, und Emilien liebte, ich ſuchte die Freundſchaft der Frau von Koch zu gewinnen.

„Ja, liebſter Oberſt, ich wollte mich für Emilien unter die Füße eines Mogolen ſchmiegen. Ja, das will ich!"

Und laſſen Sie das ewige Schimpfen auf ſchwarzes Haar, und ſo weiter. Bis jetzt haben Sie dadurch noch nichts als Feinde.

Der Baron verſprach alles, was der Oberſt verlangte; denn er liebte Emilien. Er drängte ſich in alle Geſellſchaften, wo er die Frau von Koch zu finden hoffen konnte. Immer bezeigte er ihr die gehörige Aufmerkſamkeit, und hütete ſich vor allen Ausfällen gegen ſchwarzes Haar und volle Buſen. Es ging gut. Emi-

liens Briefe an die Frau von Koch waren voll von dem Baron. Die Schwärmerei dieſer Briefe ſteckte die Frau von Koch an. Sie näherte ſich dem Baron nach und nach. Er nahm ſich zuſammen, und die Dame machte auf einmal die Bemerkung, daß Flaming kein ſo übler Mann wäre, als man ihn ihr geſchildert hätte. Und wie ſchnell that ſie ihm Schritte entgegen, als ſie ihn einmal ihre Lieblingsmeynung — und darum ihre Lieblingsmeynung, weil ihre Ehre darauf gegründet war — mit einem unverſtellten Enthuſiasmus vertheidigen hörte.

Man ſprach von der Heirath eines jungen Mannes, der ein Mädchen ohne alles Vermögen und ohne Rang geheirathet hatte. Der Menſch iſt ein Narr! hies es. „Aber ich ſehe doch nicht, ſagte Flaming, warum er ein Narr ſeyn ſoll.“ Man ſetzte alle Gründe auseinander. Wie? rief Flaming voll Eifer; „deswegen? deswegen? Bei Gott! Sie müſſen hier eine ſonderbare Vorſtellung von der Ehe haben. Ja, wenn ich bedenke, was die Ehe nach den heiligen Geſetzen der Natur, die ſie den edleren Völkerſtämmen tief in die

Seele drückte, ſeyn ſollte, ſo muß ich behaup= ten, daß tauſend Paare, die förmlich kopulirt ſind, nicht in der Ehe leben. Der heirathet, um ein Haus zu machen; der, um bequeme Tage zu haben; jener aus politiſchen Grün= den; dieſer aus Geitz; ein Anderer, um in eine mächtige Familie zu kommen; Tauſende, weil es Mode iſt; Tauſende aus Wolluſt. Iſt das Ehe? Wenn es ſo heißt, nun, bei Gott! ſo hat man den heiligſten Nahmen an ein elendes Ding verſchwendet. Werfen Sie Ihre Augen auf die elendeſten Völker der Erde. Sie heirathen alle aus eben dieſen Gründen: die Mongolen, um Sklavinnen an ihren Weibern zu beſitzen; die Morgenländer, ihre thieriſche Wolluſt zu be= friedigen, oder um Nachkommen zu hinter= laſſen; die Amerikaner aus Faulheit, und aus Eitelkeit ein Weib zu haben, ſo kalt ſie auch ſind. Leſen Sie den Gumilla oder den Char= levoix darüber. Das ſind die Ehen der aller= verächtlichſten Völker auf dem Erdboden. Ei= telkeit, Hochmuth, Geitz, Tyrannei und Wol= luſt. Darum herrſcht dort auch die Vielwei= berei, und hier, wo man die Sitten dieſer elenden Menſchen nachahmt, die Untreue.

Nein, die heilige, ſanfte Flamme der reinen Liebe, der gegenſeitigen Achtung, der Freundſchaft, das alleruneigennützigſte Vertauſchen der Herzen gab die Natur nur ihren Lieblingen, den edelſten Menſchen. Der Mann fragt hier nicht: welchen Rang haſt du? wie groß iſt dein Vermögen? wirſt du Kinder gebären können? haſt du Reitze die Wolluſt zu befriedigen? ſondern er ſchauet dem holden ſittſamen Mädchen durch das Auge in die Seele, fragt nichts als: biſt du edel geſinnt wie ich? haſt du die Tugenden des edelſten Menſchen? fließt dein Blut ſo rein wie das meinige durch dein Herz? liebſt du mich, um mir alles in der Welt aufopfern zu können, das Scepter über die Erde für eine Hütte, in der ich lebe? Und ſagt das Mädchen ja, ſchlingt ſie ihren Arm um des Mannes Hals, und drückt ihn an die keuſche Bruſt, ſo iſt die Ehe geſchloſſen. Die Natur beugt ſich lächelnd und ſegnend auf die Liebenden herab; und dies iſt die einzige wahre, die edelſte Ehe, im ſchönſten Sinne des Wortes, die ich annehme. So heiratheten unſere alleredelſten Vorfahren; und darum wohnten Keuſchheit,

Zufriedenheit, Freiheit und Tugend mit ihnen in ihren Eichenwäldern."

Aber unſere Vorfahren verboten ja die Mißheirathen. Kein Adeliger durfte je eine Bürgerliche zur Gattin nehmen.

„Ganz recht. Aber damals wohnte die Tugend, die Keuſchheit bei dem Adel. Er enthielt den edelſten Menſchenſtamm. Doch wie iſt er jetzt herabgeſunken von ſeiner Höhe! Man ſieht ja...." Hier hielt er inne; er wollte ſagen: eben ſo viele Schwarzköpfe unter dem Adel als Blondköpfe unter den Bürgern. Doch zum Glück dachte er an die Frau von Koch, die mit großem Wohlgefallen zuhörte. — „Itzt," fuhr er fort, „wohnt die Tugend überall; und glücklich, wer ſie zu finden weiß! Nach den Geſetzen der Natur könnte itzt ein Fütſt ſein Herz einem Bauermädchen anbieten; und die Natur, die Vorſehung, die Vernunft, alle Schutzgeiſter der Menſchen würden dieſe Ehe rechtfertigen."

Die Frau von Koch erröthete vor Freude. Ja, dachte ſie mit Triumpf, ſo iſt es; ſo bin ich des Fürſten Weib, und die Fürſtin iſt — die Fürſtin. Sie lächelte dem Baron ſehr

freundlich zu. Ach! ſie hätte nur wiſſen ſollen, daß er, ihres Haares wegen, ſelbſt ſeinen Bedienten bedauert haben würde, wenn der ſie hätte heirathen ſollen.

Von dieſem Augenblicke an war des Barons Glück bei ihr beſchloſſen. Sie ſchrieb an Emilien ganze Seiten von nichts als von dem guten, liebenswürdigen Flaming; und ſie hätte jetzt gleich Emilien wiederkommen laſſen, wenn ihr nicht die Vorſtellung ſchwer geworden wäre, das Mädchen, das ſie wirklich liebte, zu verlieren. Der Baron rückte täglich in der Gunſt der Frau von Koch ſo ſichtbar vorwärts, daß er ſelbſt die ſchönſten Hoffnungen faßte. Frau von Koch fing ſogar ſchon freiwillig an, mit ihm von Emilien zu ſprechen. Sie ſcherzte mit ihm darüber, ſie zeigte ihm ſchon hin und wieder, wenn er allein bei ihr war, Stückchen von Emiliens Briefen; und dieſe Stückchen hoben ſeine Liebe noch höher: denn Emilie ſprach von ihm mit einer Schwärmerei, wie ein reines Herz voll Liebe und Dankbarkeit ſie immer hat. Er ſchrieb ſchon an den Oberſten, der wieder abgereiſt war, ſein Triumphlied. Aber auf einmal brach er ſelbſt

allen Umgang mit der Frau von Koch ab. Er war kalt, mißtrauiſch gegen ſie, überlegte jetzt alles, was er ſagte, erſt zehnmal, und wog jedes Wort auf einer Goldwage. Die Frau von Koch drang in ihn: er ſollte ihr ſagen, womit ſie ihn beleidigt hätte; aber er zog dabei allemal die Stirn kraus, und ſchwieg.

An den Oberſten ſchrieb er: „Liebſter Oberſt, ich habe meinen Umgang mit der Frau von Koch, auf den Sie ſo ſehr rechneten, aufgeben müſſen. Sie iſt viel zu wollüſtig, als daß ich ihr je trauen könnte. Ich habe ſie einmal beleidigt; und ein Wollüſtiger iſt durchaus unverſöhnlich. Emilien erwarte ich von der Hand des Geſchicks, von ihr ſelbſt, und von ihrer Liebe zu mir. Und warum ſoll ich auch aus den Händen dieſer elenden Buhlerin ein Geſchenk annehmen, das ſie nur beſudeln kann? Nein, ich traue jedem Menſchen, nur dem Wollüſtling nicht. Er kann nicht vergeben. Ich trage geduldig, mit Faſſung; aber Emilie iſt mein: das fühl' ich wie mein Daſeyn."

Wie das gekommen war? Wie alles bei dem Baron kam. Er las, ich weiß nicht in

welchem Buche: übergebogene Nägel auf den Fingern von ſehr weißer, todter, oder blauer Farbe, wären ein untrügliches Zeichen von der Liederlichkeit eines Mädchens. Jetzt nahm er in jeder Geſellſchaft die Hände aller Mädchen, und beſah die Nägel auf den Fingern ſehr aufmerkſam. Weil er faſt überall weiße oder blaue Nägel zu finden glaubte, ſo erſtaunte er über die Zügelloſigkeit der Sitten unter dem weiblichen Geſchlechte. „Hm!" ſagte er, wenn von einem Mädchen die Rede war: „ihre Unſchuld iſt dahin; denn die Nägel, die Nägel!" Das kam aus. Die Mädchen liefen vor dem Baron, als ob er die Peſt hätte. Die jungen Herren machten es ihm nach; und ſeitdem trugen die jungen Mädchen in Geſellſchaft Fingerhandſchuh: nicht aus böſem Gewiſſen, ſagten ſie; aber wer will ſich immer tariren laſſen! Der Baron wurde wieder allgemein verhaßt. So hatte er auch die Nägel der Frau von Koch beſehen, und den Kopf geſchüttelt; denn ihre Nägel waren übergebogen, und ſehr todtenweiß. Er ſagte nichts; er dachte bloß: „Hm! da iſt es kein Wunder; denn ſie iſt eine Slavin, und die

ſind alle wollüſtig. Aber, wenn doch nun der Oberſt noch hier wäre, und mit eignen Augen ſähe, wie mein Syſtem ſo ganz zutrifft!"

Der Baron dachte mit keinem Gedanken daran, wie unbarmherzig es iſt, ſo etwas Allgemeines als Kennzeichen von Laſtern und Tugenden anzugeben; ſein Herz würde ſonſt vor Reue geblutet haben. Er hatte indeß keine ſchlechtere Meynung von der Frau von Koch als vorher, da er nur glaubte, daß ſie eine Slavin wäre. Aber er las gerade Cromwells Leben. Die Freunde Cromwells riethen ihm, ſich mit Karl II. zu vergleichen, ihm die Hand ſeiner Tochter und mit ihr die Krone zu geben. Cromwell überlegte den Vorſchlag ſehr lange. „Nein, ſagte endlich dieſer Kenner des menſchlichen Herzens: nein, Karl Stuart wird mir nie verzeihen; auch wenn er wollte, auch wenn er es verſpräche. Er iſt unverſöhnlich; denn er iſt ein Wollüſtling. Ich darf ihm nie trauen; denn er iſt ein Wollüſtling!" Dieſe Worte las der Baron. Er begriff nicht, warum ein Wollüſtling unverſöhnlich iſt; aber eben darum hatte dieſe Maxime ſo großen Reitz für ihn, und er wünſchte eine Gele-

genheit, ſie wieder anzubringen. Jetzt dachte er an die übergebogenen Nägel der Frau von Koch. Nein, rief er; ich kann ihr nie trauen: denn ſie iſt ein wollüſtiges Weib! und ſo brach er allen Umgang mit ihr ab.

Dennoch wäre alles gut gegangen, wenn er hätte ſchweigen können. Man fragte ihn um die Urſache ſeines Bruchs mit der Frau von Koch. Er ſagte, was er dem Oberſten geſchrieben hatte. „Ich habe die Frau von Koch einmal beleidigt. Sie iſt ein wollüſtiges Weib; und der Wollüſtige iſt durchaus unverſöhnlich. Traue ihr, wer will; ich nicht!"

Ein junger Mann, der ſich einbildete, daß der Baron Flaming durch die Frau von Koch ein Amt ſuchte, das er ſelbſt gern haben wollte, wußte dieſe Bemerkung des Engliſchen Protektors, welche Flaming auf die Frau von Koch angewendet hatte, dieſer wieder in die Hände zu ſpielen. Man denke an die Empfindlichkeit der Frau von Koch in dieſem Punkte. Sie tobte. Daran zweifeln konnte ſie nicht; denn ſie erinnerte ſich genau, daß der Baron auch ihre Nägel beſehen hatte. O, rief ſie; der elende Heuchler! Erſt nennt er mich eine reine,

unſchuldige Seele, meine Verbindung mit dem Fürſten eine Ehe, welche die Natur mit lächelnden Blicken heiligt; und nun, o Gott! der elende Böſewicht! jetzt geht er umher, nennt mich ein liederliches Weib, eine wollüſtige Kreatur. Nein, er ſoll ſie nicht haben! nein, Emilie, nein!

Sie vereinigte ſich jetzt mit den übrigen Feinden des Barons, deren nicht wenige waren. Man hatte nur auf dieſes Signal gewartet, um ihm allen möglichen Verdruß zu machen. Er mochte nun unternehmen, was er wollte: alles wurde ſchief ausgelegt und verläſtert. Die Frau von Koch verbarg den Haß gar nicht mehr, den ſie gegen ihn hatte; ſie zeigte ihn öffentlich, und oft. Der Baron ſchrieb an den Oberſten:

„O, wie ſehr hatte ich Recht, daß ich mich von ihr trennte. Ein wollüſtiges Weib iſt unverſöhnlich. Alles hat ſich gegen mich verſchworen. O, Sie glauben nicht, wie viel Slaviſches Blut hier fließt. Und wenn ich noch nicht von meinem Syſtem überzeugt geweſen wäre, ſo würde ich es jetzt ſeyn. Die Koch mit ihrem ſchwarzen Haar, der Geheimerath

mit ſeinem dicken Bauche, Jettchen mit ihrem Lappländiſchen Buſen, und die Hauſen mit ihren Negerlippen machen mir ſo viel Verdruß, daß ich meines Lebens nicht mehr froh werde. O wehe! wehe! daß jemals die Slaven in Deutſchland eindringen mußten! Wenn mich Emilie nicht hielte, glauben Sie mir, ich zöge heute nach Biscaya oder Aſturien, und ſchlüge meine Hütte und mein Grab da auf, wo jeder, auch der Viehhirt, ein Edelmann iſt; ich zöge in eins von den beiden Ländern, in denen man das Celtiſche Blut noch allein unvermiſcht und rein antrifft, ſo rein, wie es vielleicht vor Jahrtauſenden in den Adern der Bewohner vom Kaukaſus floß: unter die Menſchen, die Spanien ſeinen Stolz nennt, unter die edlen Biscayer. Ah, jetzt hier an dem Leben, das ich führe, ſehe ich erſt, wie recht Sie einmal hatten, als Sie in Scherze ſagten: man ſollte jede Ehe zwiſchen einem Blondkopf und einem Schwarzkopf als Blutſchande verbieten; und jeden Mann, der Mongoliſche Kennzeichen an ſich trüge, ließe ich, wenn ich Fürſt wäre, in meiner Kapelle Diskantſänger werden. Das wäre Aufklärung, das wäre

wahre Menſchlichkeit; und wenn nun ein=
mal ſtehende Heere nothwendig ſind, ſo
würde in meinem Lande jeder Schwarzkopf
Soldat werden. Sie bewundern jetzt den
großen König; ich bewundre ihn mit Ihnen.
Aber betrachten Sie ſeinen Kopf, ſehen Sie
ſein himmelblaues, großes, ſchön geſpaltenes
Auge, ſein blondes Haar, ſeine edle Naſe;
dann werden Sie den Muth begreifen, womit
er ſeine Feinde demüthigt, und die Weisheit,
womit er ſeine Völker glücklich macht. Er iſt
ein reiner Celte. Leben Sie wohl. Ich blei=
be Emilien treu, das iſt alles, was ich Ih=
nen ſagen kann."

So ſchrieb er. Der Entſchluß, die Reſi=
denz zu verlaſſen, war in ſeinem Kopfe feſt:
nur wußte er noch nicht, wohin er ſich wen=
den, und was er unternehmen ſollte. Er
machte tauſend Plane, und verwarf ſie wie=
der. Einen Abend fiel ihm beim Leſen eines
Buches folgende Stelle in die Augen: C'est
à la campagne, que les ecrivains acquie-
rent plus de nobleſse et d'élevation dans les
idées, deviennent plus forts et plus tou-
chans; c'est là que se developpent toutes

les forces de l'ame. Das war ein gewaltiger Schlag an ſein Herz. Er ſtützte den Kopf in die Hand, und las die Stelle noch dreimal. Schon längſt war er Willens geweſen, ſeine Ideen über die verſchiednen Menſchenracen zu Papier zu bringen. Er hatte ſogar ſchon angefangen; allein es fehlte ihm an Erhabenheit: ſeine Ideen blieben ſo kalt; und hier wurden ihm Stärke, Rührung und Erhabenheit verſprochen. Verwirrte Bilder eines philoſophiſchen, ruhigen, gelehrten Lebens auf dem Lande, erhellt von dem Glanze eines unſterblichen Ruhms, flogen durch ſeinen Kopf. Ach, dachte er, niemand wird dich da ſehen, als die paar Bauern, die nicht wiſſen, wer du biſt; die in dir nur ihren Edelmann, und nie den Mann achten, der die größte Revolution auf der Erde bewirken will, nehmlich das Laſter, den Aberglauben in ihren Quellen zu verſtopfen, und die Reinheit des menſchlichen Geſchlechts wieder herzuſtellen. Er ſchüttelte traurig den Kopf, und las weiter: enseigner la saine morale, combattre la superstition et le fanatisme, ruiner de vieux préjugés, rendre les hommes réspectables! quel bien

peut faire un philoſophe à la campagne, s'il réunit un éſprit juste à un coeur honnête! Schlag auf Schlag! und dieſer letzte Schlag traf ſein Herz zugleich mit, ſein Herz, das ſo reitzbar für das Gute war. Ein fröhlicher Tumult entſtand in ſeiner Seele. Er ſah ſich ſchon als den Schutzgeiſt von Hunderten guter Menſchen, die ihn anbeteten, weil er ſie gelehrt hatte ihren Werth zu fühlen und glücklich zu ſeyn. „Ja!" rief er entzückt: „ich will die Welt unterrichten, und ihr zugleich ein Beiſpiel geben, wie ſie die Menſchen glücklich machen ſoll!" Der Entſchluß, auf ſeine Güter zu gehen, wurde feſt.

Sechs Jahre hatte er nun ſeine Güter nicht geſehen. Seine Mutter lebte Theils in Berlin bei Käthen, Theils auf einem Landhauſe in Schleſien, das ſie gekauft hatte. Kaum nahm er ſich die Zeit ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. Er packte ſeine Bücher, ſeine Todtenköpfe, ſeine Papiere, ſeine Inſtrumente ein, nahm von Niemanden Abſchied, und reiſte in aller Stille nach ſeinen Gütern ab.

An einem ſchönen September-Abende kam er vor dem Dorfe an, wo ſein Ritterſitz war.

„Da wohnen die Menſchen, die ich glücklich machen will!“ rief er mit leuchtenden Augen. Er ließ den Wagen vor dem Dorfe halten, und ſtieg aus, um durch das Dorf zu gehen. An dem erſten Hauſe begegnete ihm ein Bauerburſche mit blondem Haar und blauen Augen. Das nahm er als ein gutes Vorbedeutungszeichen auf. Er blieb ſtehed, und ſah dem Burſchen nach. „Iſt es nicht,“ rief er laut, und ſchlug die Hände zuſammen, „iſt es nicht abſcheulich? Dieſe Menſchen mit den Zeichen der edelſten Abkunft, geboren zu Glück durch Tugend, Weisheit und Selbſtgefühl ihres Werthes, leben, um die ſchönſten Anlagen ihrer Seele unter niederdrückenden Arbeiten auszurotten? — Nein! nein! rief er noch lauter, es ſoll anders werden!“

Die Fenſter in den Hütten öffneten ſich. Man betrachtete den Fremden, der auf der Gaſſe mit ſich ſelbſt redete. Flaming nickte jedem Geſichte einen freundlichen Gruß zu, und ging langſam weiter. Jetzt kam ihm ein Mädchen entgegen, das wirklich die hübſcheſte Blondine im ganzen Dorfe war. Der Baron erſtaunte über das Mädchen. Sie hatte

alle Zeichen der edelſten Abkunft an ſich; und die ſchlanke Geſtalt, der Griechiſche Buſen, das feine Geſichtchen, der edle Gang, die kleinen Schritte, und die hellen Farben ihrer Kleidung vollendeten des Barons Erſtaunen. „O!“ rief er ſo laut, daß es das Mädchen beinahe hörte, „der Himmel gebe mir hier zehn ſolche weibliche Geſchöpfe, und ich trotze damit einer Welt voll Slaven!“

Das Mädchen ſah ſeine bedeutenden Blicke, und wollte ihm ausweichen; allein der Baron trat ihr in den Weg. Er ſah ſie lächelnd an, umfaßte ihren ſchlanken Leib, und ſagte dann mit entzückter Stimme: „Liebes, liebes Mädchen!“ Das Mädchen erröthete und wand ſich aus ſeinen Armen. „Recht, recht! liebes Deutſches Mädchen!“ rief der Baron, und ließ ſie fahren; „ich ehre die keuſche Unſchuld Deiner Seele. Du biſt vom edelſten Adel, mein Kind!“ — Das Mädchen ſah ihn mit großen Augen an. Ich von Adel? fragte ſie lachend, und wollte gehen. „Du von Adel!“ ſagte Flaming, und ergriff ihre Hand. „Wie heißeſt Du, mein Kind?“— Roſine Herrmann, antwortete das Mädchen verſchämt. — „Herr-

mann! Herrmann! O richtig! Alles ſtimmt zu⸗ſammen, Name und Geſicht. Recht! Herr⸗mann! Dein Geſicht kann Deine Geburt nicht verläugnen. Dein Vater, Mädchen, ſage ich Dir, iſt vom edelſten Adel, edler als Du glaubſt. Du denkſt, er iſt ein Bauer; aber ich ſage Dir...“ Das Mädchen entſchlüpfte ihm, und ging in ein nahes Haus.

„Iſt der Menſch ein Narr?“ fragte der Beſitzer dieſes Hauſes Roſen. „Du von Adel? Name und Geſicht ſtimmten zu? Dein Va⸗ter wäre ein Edelmann?“ Ei, ſagte Roſe, der Menſch iſt nicht geſcheidt.

Man ſah dem Baron nach, und er blieb wohl noch zehnmal bei der Jugend ſeines Dor⸗fes, beſonders bei der weiblichen, ſtehen. Die Bauern in den Fenſtern oder vor den Thüren ſchüttelten die Köpfe über den Fremden, der indeſſen immer auf den Edelhof zuging. Nach einer halben Stunde wußte das ganze Dorf, daß der Fremde, der heute alle Mädchen an⸗gehalten hatte, Quinctius, der junge Baron war. Jetzt wurde das Kopfſchütteln der Bauern noch ſtärker und allgemeiner. Alle Nachbaren traten zuſammen. Väter und Müt⸗

ter fanden an der Freundlichkeit des gnädigen Herrn gegen ihre ſchlanken Töchter gar kein Behagen; und die jungen Bauerkerl, die vor⸗her gelacht hatten, noch weniger. Aber am ärgſten war die Unruhe bei Roſens Eltern. Roſe hatte des Barons Geſpräch mit ihr ih⸗rer Mutter erzählt; der Bauer, der es mit angehört hatte, ihrem Vater.

Roſens Vater ſtützte den Elbogen auf den Tiſch, und ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Ro⸗ſens Vater ſoll ein Edelmann ſeyn? Herr⸗mann? So heißt kein Anderer hier im Dorfe. Das iſt doch ſeltſam!“ Er ſprach mit ſeiner Frau darüber. Sie leugnete, daß der Baron das geſagt habe. Das vermehrte ſeinen Arg⸗wohn, und ſetzte ihn in die Hitze. „Leugne nur nicht!“ rief er; „ein Hurkind hat er Roſen geheißen. Veit hat es gehört. Nahme und Geſicht, hat er geſagt, träfen zu. Ein Edelmann, hat er geſagt, wäre ihr Vater!“ Die Mutter weinte und ſchimpfte; der Vater fluchte und lärmte. Auch Roſe weinte. Zu dieſer Scene der Wuth und Bekümmerniß kam nun auch Roſens Bräutigam. Schon ſein Geſicht ſagte ihr, er wolle mit ihr

zanken, daß der Edelmann ſie auf öffentli⸗
cher Straße in die Arme genommen, und,
noch mehr, daß ſie es gelitten habe. Kurz,
die ganze Gemeinde dachte nichts weniger,
als daß ihr Edelmann auf das Land gezo⸗
gen ſey, ſie glücklich zu machen; und wo der
Edelmann, der am Abend ſpät noch einmal
durch das Dorf gieng, auf einen Bauern
traf, da ſah er auch ein kaltes, mürriſches
Mißtrauen in dem Geſichte. Die Mädchen
aber liefen vor ihm, als ob er die Peſt an
ſich hätte. Er konnte keine Blondine mehr
zur Sprache bringen, und freute ſich über
die keuſche Zurückgezogenheit der Mädchen,
ohne ein Verbot der Eltern und der jun⸗
gen Bauerburſchen zu ahnen.

Als er die höchſt nöthigen Einrichtungen
zu ſeinem häuslichen Leben gemacht hatte,
ſtellte er ſich an das Fenſter, und ſah mit ei⸗
ner ſehr fröhlichen Miene auf die Hütten
herunter, die in dem blaſſen Lichte des Herbſt⸗
abends ruhig vor ihm lagen. Tauſend ver⸗
worrene Bilder, Plane und Wünſche drängten
ſich vor ſeine Seele. Mit wohlwollenderem
Blick und Herzen hat vielleicht nie ein Herr

auf die Wohnungen ſeiner Unterthanen herab⸗ geſehen, als jetzt Flaming, und mit mehr Widerwillen haben wohl nie Unterthanen an ihre Herrſchaft gedacht als jetzt die ſeinigen.

„Genug,“ rief Flaming endlich den Hüt⸗ ten zu; „ich will Euch glücklich machen. Ich habe Euch meine heißen Begierden nach Ruhm und Ehre aufgeopfert! Euer Glück ſoll mein Stolz ſeyn; und wenn mein Name nur in dieſen Hütten mit dankbaren Thränen der Freude genannt wird, ſo mag die übrige Welt vergeſſen, daß ich gelebt habe!“

Dieſe ſo wohlthuenden Gefühle der Liebe füllten ſein Herz mit einer ſtolzen Fröhlichkeit. Er gieng heiter im Zimmer auf und nieder, und ſah entzückt rings umher, als ob er un⸗ ter ſeinen glücklichen Unterthanen gienge. „Und der Welt will ich zeigen,“ rief er jetzt ſtillſtehend und mit einem ſtolzen Lächeln, „bis auf welchen hohen Grad der Vollkommenheit die Menſchheit ſteigen kann, wenn ein fühlen⸗ des Herz, wenn die Weisheit ſich ihrer an⸗ nimmt.“ Der Zuwachs dieſer Idee, von der Welt bewundert zu werden, hob ſeine Empfindung, ſo hoch ſie ſteigen konnte. Er

warf ſich ſogleich an den Schreibtiſch und be-
arbeitete einen Plan, ſeine Unterthanen glück-
lich zu machen. „Alles,“ rief er, nachdem
er eine halbe Stunde den Kopf geſtützt hatte,
„alles kommt doch im Grunde darauf an,
der Natur zu folgen. Die Natur hat den
Weg zum menſchlichen Glück ſo deutlich vor-
gezeichnet; nie hat ein Philoſoph nur je einen
andern finden können. Nein, es kommt nur
darauf an, meine theuren Unterthanen zum
Gefühl ihres edlen Werthes zu bringen, ſie
zu der Vollkommenheit zu heben, die der edel-
ſte Menſchenſtamm erreichen kann; alles weg-
zuſchaffen, was Sitte der unedleren Slaven,
oder gar Verderbniß Mongoliſcher Nationen
iſt. Nachkommen von Wenden, Polen, Böh-
men, Ruſſen oder andern Slaviſchen Natio-
nen ſind gewiß noch unter meinen Unter-
thanen.“

Er erinnerte ſich jetzt, daß er ſogar heute
ſchon einige Bauern mit ſchwarzen Köpfen,
Stutznaſen, ſtarken Backenknochen, oder krum-
men Beinen geſehen hatte. „Wohl!“ rief
er; „ſie ſind da, um glücklich zu ſeyn, wie
ich. Ich will dieſen verſäumten Kindern der

Natur ein zärtlicher Vater werden; ich will ſie veredeln, ohne meinen edleren Untertha-nen zu ſchaden, und meine und deine Kin-der, Emilie, ſollen nur noch wenige Tropfen unedlen Bluts aus meinen Dörfern wegzu-ſchaffen haben!"

Nun brachte er an ſeinem Schreibtiſche die halbe Nacht damit zu, einen Plan aus-zuarbeiten, wie er ſeine Unterthanen glück-lich machen wollte. Er war entſchloſſen, ſogleich den nächſten Tag anzufangen. Den Juſtizamtmann hatte er ganz früh zu ſich beſtellen laſſen; und am Morgen ſtudierte er noch eine kleine Rede ein, die er an ihn halten wollte. Seine Theorie von den Men-ſchenracen hatte er ganz in Kurzem zu Pa-pier gebracht, um ſie dem Amtmanne mit-zutheilen. Hierin waren alle körperliche und moraliſche Kennzeichen der Menſchenſtämme angeben, und folglich leicht zu überſehen, was für Reformen noch in ſeinen Dörfern zu machen wären.

Er wartete ungeduldig auf den Amtmann. Endlich wurde dieſer gemeldet. Flaming eilte, ſeine Papiere in der Hand, mit geöffneten

Lippen, in zitternder Ungeduld, auf die Thür zu. Die Thür gieng auf, und ein kleiner, dickbäuchiger Mann mit ſchwarzem Haar, ſchwarzen Augen, und einem ſpitzen Kinne trat ihm mit einigen tiefen Verbeugungen entgegen.

Der Plan von Glückſeligkeit, der ſo lebendig in Flamings feuriger Seele lag, ſchrumpfte, als er den Bauch des Amtmanns erblickte, über die Hälfte zuſammen. „O, zu allen Teufeln!" rief er laut, und drehete ſich unmuthig von dem Amtmann ab. Er war zu ſehr überraſcht von dem ſo ganz unerwarteten Anblick. Der Juſtizamtmann, der erſt ſeit einigen Jahren hier ſtand, folglich den Baron noch nicht kannte, und ihm, nach den Erzählungen der Bauern im Dorfe, wenigſtens keinen Glückſeligkeitsplan für ſeine Unterthanen zutraute, war ohnedies ſchon mit einem verlegenen Geſicht in das Zimmer getreten. Er wurde noch verlegener, als der Baron ſich fluchend von ihm wendete. Indeß er redete ihn an, wünſchte ihm Glück zu ſeiner Ankunft, u. ſ. w. Seine Verlegenheit ſtieg aber mit jeder Minute, da der Edel-

mann keine Sylbe antwortete, ſondern mit krauſer Stirn bald ein Papier, das er in der Hand hielt, bald ihn ſtarr betrachtete. Flaming konnte nichts antworten; denn er hatte nichts gehört. Er ſah mit Verdruß, daß er dem Amtmanne ſeine Theorie von den Menſchenſtämmen nicht mittheilen konnte, ohne ihm wehe zu thun, weil er ſelbſt die meiſten Kennzeichen einer Slaviſchen Abkunft an ſich trug.

Wiſſen muß ich es doch, dachte er mit Kopfſchütteln; und ſo fragte er den verlegenen Mann auf einmal: „was für ein Landsmann ſind Sie, Herr Amtmann?“ und zu gleicher Zeit fieng er an den Kopf des Amtmanns mit dem Koſaken-Schedel, der nebſt andern Todtenköpfen ſchon ausgepackt war und auf dem Tiſche ſtand, zu vergleichen.

Ein Sachſe, Herr Baron.

Flaming ſchüttelte den Kopf, und ſah auf den Schedel. „Aber Ihre Vorfahren?“

Aus Preußen, Herr Baron.

„Hm! ganz recht! ganz recht! Das konnte nicht anders ſeyn!“ rief Flaming, und lächelte, daß ſeine Theorie ſich ſo gut hielt.

Er gieng einen Augenblick im Zimmer umher, und nickte ſich freundlich Beifall zu. Dann zeigte er auf den Koſaken-Kopf, und ſagte: „Das hab' ich gedacht, Herr Amtmann; das hab' ich gedacht?“

Der Amtmann folgte dem zeigenden Finger des Barons, bemerkte die Todtenköpfe, und blieb verlegen ſtehen. Flaming aber hatte in dieſem Augenblicke ſeinen ganzen Plan vergeſſen, und ſeine Phantaſie gieng mit ſeiner Hypotheſe durch. Er lächelte höchſt freundlich, daß ſeine Theorie ſich ſo richtig bewährte.

„Nicht wahr, Herr Amtmann,“ fuhr er mit funkelnden Augen und einem gutherzigen Tone fort: „Sie eſſen gern fette, öhlichte Speiſen? nicht wahr, ich hab' es errathen?“

Der Amtmann erröthete, weil er die Frage für Spott über ſeinen Bauch hielt. Er verbeugte ſich mechaniſch.

„O, ich will Ihnen noch mehr ſagen, lieber Herr Amtmann,“ fuhr der Baron eifrig fort. „Sie ſollen Wunder ſehen. Sie trinken lieber warme Getränke als kalte? nicht wahr? — Sie mögen dunkelfarbige Kleider lieber leiden, als helle Farben? nicht wahr?

Sie tragen gern weite Beinkleider? nicht wahr?" —

Der arme Amtmann, der ohnedies nicht zu den Dreiſteſten gehörte, hatte bei dieſen Fragen, von denen er auch nicht das Mindeſte begriff, faſt die Beſinnung verloren. Er wollte etwas ſagen; es wurde aber nur eine Verbeugung daraus. Dieſe hielt der Baron für ein Ja. Nun fuhr er fort, legte dem Amtmanne die Hand auf die Schulter, und ſah von Zeit zu Zeit in ſein Papier. „Hören Sie nur zu, Herr Amtmann: Sie ſind eiferſüchtig, ſehr eiferſüchtig. „Und" — er ſah wieder in ſein Papier nach neuen Kennzeichen des Slaviſchen Völkerſtammes — „nicht wahr, Sie ſind verheirathet? und dann — ſeyn Sie einmal aufrichtig — Sie legten einen eingebildeten Werth auf die Jungfrauſchaft Ihrer jetzigen Frau?"

Aber, mein Gott, Herr Baron . . . fing der Amtmann erröthend an. Er endigte nicht. Der Baron fuhr fort. „Sie rauchen gern Taback, ſtarken Taback? Und dann, nicht wahr? Sie ſind ein Freund von ſtarken Getränken?"

Der Amtmann, der den Baron immer in das Papier blicken ſah, glaubte bei ihm verläumdet zu ſeyn. Er unterbrach ihn hier; Trinken, gnädiger Herr, iſt mein Fehler nicht. Zum Beweiſe dient meine feſte Geſundheit; ich bin noch niemals in meinem Leben krank geweſen.

„Recht, recht!“ rief der Baron noch erhitzter; „auch das hab' ich gewußt.“ Und um den Amtmann zu überzeugen, daß er es wirklich gewußt habe, zeigte er ihm auf dem Papiere folgende Worte: „er wird nie oder ſelten krank; und wird er es einmal, ſo bedarf er keiner Arzneimittel. Die Natur iſt ſein Arzt; denn er hat ſehr viel thieriſche Lebenskraft.“ „Iſt es nicht mit Ihnen ſo, wie es hier ſteht?“

Jetzt verſank der Amtmann in ein Erſtaunen ohne Gleichen. Er war feſt überzeugt, das Er auf dem Papier ſolle i h n bezeichnen, da es doch nichts anders als der S l a v e bedeutete. Den letzten Umſtand, der ihm vorgeleſen war, geſtand er ein, und erwartete nun ängſtlich, was für Beſchuldigungen dieſer Steckbrief noch weiter enthalten würde.

Der Baron glühete vor Freude, daß ſeine Hypotheſe ſo beſtätigt wurde; allein auf ein- mal fiel ihm ſein Glückſeligkeitsplan auf dem Tiſche in die Augen. Er legte ſeine Theorie von den Menſchenracen auf den Plan, kreuz- te die Arme übereinander, ſeufzte tief, und ſagte langſam: „das iſt doch Schade, ſehr Schade!“

Gnädiger Herr, was iſt denn Schade? fragte der Amtmann, dem der Muth bei des Barons Freundlichkeit gewachſen war. Was iſt denn Schade?

„Daß Sie, daß Ihre Vorfahren aus Preußen abſtammen, daß . . . daß . . . Sie können ein ehrlicher Mann ſeyn, Herr Amt- mann, und ich wollte darauf ſchwören, daß Sie es ſind; aber . . .“

Ich bin verläumdet, Herr Baron, ſagte der Amtmann mit einer Art von Heftigkeit.

„Verläumdet?“ Jetzt erſt merkte Flaming, in welche Lage der Amtmann durch ſeine Fra- gen gebracht war. „Seyn Sie ruhig, Herr Amtmann,“ ſagte er mit Güte. „Ich meyne wahrhaftig nichts Uebels. Es ſollte mir nahe gehen, wenn ich Sie beleidigt hätte; denn

was können Sie für die Aehnlichkeit? „Er ſah aufs neue den Koſaken-Kopf an.

Flaming ſuchte wirklich — ſo gutherzig war er — ein Mittel, den Mann zu rechtfertigen. Vielleicht, dachte er, war ſeine Mutter eine Deutſche; und dann iſt er doch halb ein edler Celte. „Wo ſtammt denn Ihre Mutter her?“ fragte er jetzt den Amtmann. „Aus Deutſchland gewiß?“

Meine Mutter war eine Polin.

„Nun, ſo hol's der Henker!“ rief der Baron. „Eine Polin? Ich wollte, daß ... Nun, zu ändern iſt es nicht. Laſſe ſie es gut ſeyn, laſſen Sie es gut ſeyn! Sie können nicht dafür, und ich eben ſo wenig.“ Mit dieſen Worten gieng er heftig im Zimmer auf und nieder, und brummte von Zeit zu Zeit: „eine Polin! Hol's der Henker!“

Der Amtmann wurde von Sekunde zu Sekunde verlegener, und dem gutherzigen Baron, der es bemerkte, gieng ſeine Verlegenheit nahe. Er trat von neuem freundlich zu dem Amtmann, um ihn aufs ſchonendſte mit der Urſache ſeines Verdruſſes bekannt zu machen. „Sehen Sie, lieber Herr Amtmann,

fieng er zutraulich an; „ich bin hieher gekommen, um meine Unterthanen ſo glücklich zu machen, als Menſchen es nur ſeyn können. Ich habe ein Herz, Herr Amtmann, welches das menſchliche Elend, die Bedrückungen, unter denen der edle menſchliche Geiſt liegt, tief empfindet. Glückliche Zufälle und ein anhaltendes Studium der menſchlichen Natur, haben mich mit den Haupturſachen des menſchlichen Elendes, und mit den einzigen Mitteln, ihnen abzuhelfen, bekannt gemacht. Ich bin reich genug, es mit allen Hinderniſſen aufzunehmen.“ (In dem Laufe dieſer Ideen vergaß er, daß er einen Slaven vor ſich hatte. Der Glückſeligkeitsplan füllte ſeine Seele, und die Augen leuchteten ihm von den Strahlen der Gutherzigkeit.) „Ich will,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „der Wohlthäter meiner Unterthanen ſeyn. Sie ſollen mich wie ihren Vater lieben. Ich habe ihrer Glückſeligkeit eine Laufbahn voll Ehre, eine heiße Leidenſchaft, ein Leben voll Bequemlichkeit, voll der feinſten Freuden, auf die mein Stand, mein Reichthum und meine Verbindungen mit den größten Gelehrten mir Anſprüche gaben, auf-

geopfert; ich will die ſtillern und ruhigern Freuden, welche Unſchuld, Einſamkeit, Verborgenheit und die Natur geben, mit meinen Unterthanen theilen, und ihre Glückſeligkeit ſoll meine einzige Belohnung dafür ſeyn. Sie Herr Amtmann, ſind ein Menſch wie ich. Sie müſſen das Vertrauen belohnen, das ich Ihnen ſchenke, indem ich Ihnen einen Theil von der Glückſeligkeit meiner Unterthanen anvertraue; Sie müſſen mit mir gemeinſchaftlich arbeiten, denken, wachen und ausführen. Meine Unterthanen ſind meiſtens des höchſten menſchlichen Glückes fähig; denn ſie ſind faſt alle reine Deutſche. Ich, Herr Amtmann, und Sie ſelbſt ..." Auf einmal ſchwieg er mitten in dem feurigſten Strome ſeiner Beredtſamkeit. Er wollte ſagen: Sie ſelbſt ſind ein Deutſcher; und nun fiel ihm ein, daß der Amtmann ein Slave war. Er ſah den Amtmann mit einer Miene an, die ſowohl ihn als auch ſeine Unterthanen bedauerte.

Der Amtmann war während der kleinen Anrede wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Er nickte freundlich mit dem Kopfe, und ſann ſchon hin und her, welche Vorſchläge er ſei-

nem enthuſiaſtiſchen Edelmanne zum Wohl der Bauern zuerſt thun wollte. Da der Baron ſchwieg, ſo hob er ſehr gutherzig an: Was ich zur Ausführung Ihrer edlen Abſichten thun kann, gnädiger Herr, will ich ſehr gern thun. Ihr Vertrauen iſt mir ſehr ſchmeichelhaft.

„Legen Sie mir nur nichts dabei in den Weg,“ ſagte Flaming mit einer ſo empfindlichen Kälte, daß dem Amtmanne das Wort zwiſchen den Lippen blieb. Der Baron machte eine Verbeugung. Der Amtmann dankte Gott, als er auf der Gaſſe war, gieng augenblicklich zu dem Paſtor hin, und fluchte unterweges von Herzen auf den tollen Baron, von dem er nichts begriffen hatte.

„Nun? wie haben Sie unſern jungen gnädigen Herrn gefunden?“ fragte der Paſtor; und ſeine Schweſter ſprang bei dieſer Frage aus dem Nebenzimmer hervor. Ja, wie hab' ich ihn gefunden? antwortete der Amtmann mit gerunzelter Stirn, und erinnerte ſich noch einmal der ganzen Unterredung mit allen Zeichen des Verdruſſes. Bei Verſtande kann er unmöglich ſeyn, unmöglich; denn ſo durch einander ſpricht kein Vernünfti-

ger. Entweder er hat mich zum Narren ge-habt, oder ich bin bei ihm verläumdet. Se-hen Sie, dieſen Augenblick iſt er ſo freund-lich, wie ein Menſch nur ſeyn kann, und ſpricht wie ein Buch; aber dann fährt er un-vermuthet auf, man weiß nicht warum, und thut Fragen, als ob er alle Menſchen zu Nar-ren hätte.

Ja, ſagte des Paſtors Schweſter; es wird wohl ſo ein Wildfang ſeyn, der keinen ehrlichen Mann ungehudelt, und kein Mäd-chen ungeneckt kann gehen laſſen. Geſtern hat er alle Mädchen angehalten.

Das kann wohl ſeyn, meynte der Amt-mann; ein paar Aeußerungen von ihm klan-gen nicht ſehr ehrbar. Er ſagte mir mit ei-nem ſpöttiſchen Lachen: ich ſey eiferſüchtig; und hernach lachte er darüber, daß meine Frau, noch Jungfer geweſen wäre, als ich ſie gehei-rathet hätte. Ach, glauben Sie mir, wir werden unſere Noth mit ihm haben. Er ſagte mir ins Geſicht, ich tränke.

„Es ſoll indeß ein gelehrter Mann ſeyn,“ ſetzte der Paſtor hinzu.

Nun ſo hat er den Verſtand wegſtudiert.

So etwas muß es auch ſeyn. Er hatte drei oder vier Todtenköpfe auf dem Tiſche ſtehen. Jetzt ſprach er von dem Studium der menſchlichen Natur und von Verbindungen mit den größten Gelehrten; und zwiſchen durch wieder das tollſte Zeug.

Der Prediger ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und zog ſich an, um ſelbſt zu dem Baron zu gehen. Der Amtmann begab ſich voll Verdruß nach Hauſe. Der Prediger wollte eben weg, als Flaming zu ihm kam.

Das Herz ſchlug dem Baron, als der Amtmann von ihm gegangen war. Er fühl' te, daß er den Mann tief beleidigt hatte, und daß er ihm Genugthuung geben mußte. So: gleich gieng er zu dem Amtmanne, mit dem feſten Vorſatze, ſeine Härte wieder gut zu ma: chen und gar nicht an die Menſchenſtämme zu denken. Er fand, anſtatt des Amtmannes, deſſen Frau, ein hübſches Weib, mit zwei liebenswürdigen Kindern, deren blondes Haar ihn völlig mit dem ſchwarzköpfigen Vater verſöhnte. Flaming ſetzte ſich bei ihr nieder, ſchäkerte auf eine ſo vertrauliche Weiſe mit den Kindern, und ſagte der Mutter ſelbſt ſo

viel Schönes, daß dieſe ganz von ihm einge- nommen wurde. Von ihr ging er, weil ihm der Amtmann zu lange ausblieb, zu dem Pfarrer, und traf ihn an der Thüre.

Auch hier war Flaming ſehr artig und zu- traulich. Mit dem Pfarrer ſowohl als mit ſeiner Schweſter, einem liebenswürdigen Mäd- chen, das bei kaſtanienbraunem Haare doch blaue Augen hatte, ſchwatzte er ſo heiter und ſo unterhaltend, daß Beide nicht wußten, was ſie von den Aeußerungen des Amtmanns den- ken ſollten. Er war gegen Karolinen (ſo hieß das Mädchen) ſehr beſcheiden, und rede- te von der Liederlichkeit mit einem ſo unver- ſtellten Abſcheu, daß ſie ſogar anfing die Aus- ſage der Bauern für Unwahrheit zu halten. Genug, der Baron von Flaming hatte Aller Beifall, und des Amtmanns Zweifel wurden Nachmittags, als der Paſtor und ſei- ne Schweſter zu ihm kamen, ſo einmüthig und ſo hitzig widerlegt, daß er ſchweigen mußte.

Der Herr von Flaming war unterdeſſen zu dem feſten Entſchluſſe gekommen, ſeine Theo- rie, auf welche er das Glück ſeiner Untertha-

nen gründen wollte, zu verſchweigen; denn überall traf er auf Dinge, die ihn dazu nöthigten.

Der Amtmann war ſelbſt ein Slave. Der Prediger hatte zwar blondes Haar und blaue Augen; allein in der Stunde, die der Baron mit ihm zugebracht, und in der er ihm über ſeine Hypotheſe ganz fein auf den Zahn gefühlt, hatte er auch bemerkt, daß der Paſtor ſteif und feſt an eine allgemeine Abſtammung von Adam glaubte, und, was noch mehr war, dieſe Meynung mit ſeltener Gelehrſamkeit zu verfechten wußte. Trotz der Gelehrſamkeit des Pfarrers aber, und trotz dem ſchwarzen Haare, dem Slaviſchen Kinne und Geſichte des Amtmanns, würde Flaming dennoch mit ſeiner Hypotheſe auf den Kampfplatz gerückt ſeyn, wenn ihn nicht ganz beſonders die Furcht, des Paſtors Schweſter zu beleidigen, davon abgehalten hätte. Flaming konnte ſich nicht läugnen, daß Karoline manche Zeichen einer Slaviſchen Abkunft an ſich hatte; aber, der Himmel mochte wiſſen, wie es zuging, dieſe Slaviſchen Eigenthümlichkeiten ſtanden dem Mädchen ſo gut, daß bei ei-

nem andern Manne als Flaming dadurch die ganze Hypotheſe in Gefahr gerathen wäre.

Flaming traf Karolinen in dem ungekünſtelten Morgenanzuge. Ihr braunes, dunkles Haar ringelte ſich auf einem weißen wächſernen Halſe ſo ſchön, daß in der That das blondeſte Haar dieſe Wirkung nicht hätte hervorbringen können. Ihr Buſen war voll, wie ihre ganze Geſtalt rund und üppig; ihr Arm und ihre Hand rund und fleiſchig; ihre roſenrothen Lippen zum Kuſſe rund und hoch gewölbt; über ihren Lippen ſtand ein kleines hübſches Stutznäschen, das aber ihr Geſicht äußerſt witzig machte. Geſtalt und Geſicht, Arm und Buſen waren nicht Celtiſch, das ſah Flaming wohl; aber — wie es zuging, das mag die Natur verantworten, die ſchon mehrern Syſtemen böſe Streiche geſpielt hat — Flaming heftete ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf dieſe reitzende Slaviſche Figur, und in manchem Augenblicke hätte er ſich nicht Eins von allen dieſen Zeichen eines unedlen Geſchlechtes für alle Schätze der Welt nehmen laſſen. Dabei war Karoline ausgelaſſen heiter. Sie lachte und plauderte, wenn ſie

einmal hinein kam, ohne Aufhören fort; aber ſie zeigte beim Lachen einen Mund voll ſo ſchöner weißer Zähne, und beim Plaudern wurden Auge und Geſicht ſo angenehm lebendig, daß der Baron keinen Blick von ihr wendete, ob er gleich Plaudern, Lachen und ſehr weiße Zähne ebenfalls für Zeichen einer unedlen Abkunft hielt. Kurz, er konnte ſchlechterdings nicht mit ſeiner Theorie hervorrücken, weil es ihm unmöglich war Karolinen zu beleidigen. Er entſchloß ſich alſo die Glückſeligkeit ſeiner Bauern auf Schleifwegen zu gründen, ohne ſeine Theorie bekannt werden zu laſſen; und damit machte er denn ſogleich den Anfang.

Den nächſten Tag ließ er die Hausväter und Hausmütter des Dorfes auf dem großen Saal in ſeinem Schloſſe zuſammen kommen. Mißtrauiſch ſtanden die Alten in einem engen Kreiſe da, und fliſterten mit einander. Noch mißtrauiſcher waren die jungen Männer junger hübſcher Weiber, und ſahen jedem Bedienten, der durch den Saal ging, bedenklich nach. Endlich erſchien der Baron von Flaming. „Guten Tag, meine lieben Freunde

und Kinder!“ rief er mit einem zutraulichen Tone. Aber da war kein Blick, der ihm antwortete, kein Mund, der ſeinen Gruß erwiederte.

Der Baron trat mitten unter die Bauern. Auf ſein Winken ſchloſſen ſie einen Kreis um ihn her. „Ich habe,“ hob er freundlich an, „die Stadt verlaſſen, meine Freunde, um in Euren Armen glücklich zu ſeyn und mein Leben unter Euch zu beſchließen. Hier bin ich nun: nicht, wie viele meines Gleichen, Euch zu drücken, Eure Erndten mit meinen Jagden zu zerſtören; nein, Euch glücklich zu machen. Ich verlange nichts von Euch, als daß Ihr meinem Rathe folgt, der nur auf Euer Glück abzweckt. Um meinen Eintritt unter Euch zu heiligen, will ich einigen von Euch die Frohndienſte erlaſſen, die Ihr mir zu thun ſchuldig ſeyd. Ihr könnt leicht denken, daß ich Gründe haben muß, warum ich ſie nicht allen erlaſſe; aber ich hoffe, daß es bald in meiner Gewalt ſtehen wird, gegen jeden von Euch gleich gütig zu ſeyn.“

Die Bauern, die das nicht erwartet hatten, ſahen ſich unter einander an und ſchwiegen, be-

ſonders da ſie bemerkten, mit welcher Aufmerkſamkeit der Baron ſie alle, vorzüglich aber die jungen Weiber, betrachtete.

Jetzt ließ ſich der Baron das Dienſtbuch bringen. Nun mußte ein Hausvater nach dem andern mit ſeiner Hausfrau herzutreten, wie ihre Namen im Buche folgten. Flaming betrachtete jedes Paar ſehr lange und ſehr genau; dann ſchrieb er etwas auf ein Blatt Papier. Er war eine Todtenſtille im Saale, ſo lange die Muſterung währte.

Der Baron unterſuchte bei jedem Paare ganz genau die Kennzeichen ihres edleren oder unedleren Urſprungs, um die Größe ſeiner Wohlthat darnach abzumeſſen. Er war ganz vollkommen überzeugt, daß alle Nachkommen der unedleren Menſchenſtämme auf die Rechte und Freiheiten der edlen Celten keine Anſprüche machen könnten; ja, auch davon, daß die Slaviſchen Einwohner ſeiner Dörfer ſeine Wohlthaten mißbrauchen würden. So hatte er denn an den Frohndienſten einen Zaum, mit dem er die unſittlichere Natur der Schwarzköpfe bändigen konnte. Eben ſo viel lag ihm daran, dieſen Unterſchied gleich Anfangs fühlbar zu machen, da-

mit der bedeutendſte Theil ſeines Plans, die Heirathen zwiſchen den edleren und unedleren Menſchen ſeiner Herrſchaft zu hindern, deſto leichter auszuführen wäre.

Jetzt las er die Namen der Glücklichen, denen er alle Frohndienſte erlaſſen wollte, laut vor. Man kann leicht denken, daß es lauter Blondköpfe mit blauen Augen waren. Den Köpfen mit braunem Haar erließ er die Hälfte, und allen Schwarzen doch etwas; nur bei Einem, der ein gar zu Mohriſches Geſicht hatte, ſchüttelte Flaming wohl zehnmal den Kopf, und erließ ihm gar nichts.

Der Amtmann, welcher gegenwärtig war, um der Handlung gerichtliche Kraft zu geben, ſchüttelte den Kopf eben ſo oft als der Baron. Er ſann hin und her über die Urſachen, die der Baron haben könnte, dieſem zu erlaſſen und jenem nicht; aber er ſann nichts heraus. Der alte Mann mit dem Mohrengeſichte trat endlich, da alles vollendet war, beſcheiden an den Tiſch, und fragte den Baron mit bebender Stimme: „Was hab' ich denn Böſes gethan, Ihr Gnaden, daß Sie mich vor der ganzen Gemeinde beſchimpfen? Ich

bin ein ehrlicher Mann, ſeit zwanzig Jahren hier Schulze im Dorfe. Ihr hochſeliger Herr Vater gab mir das Zengniß der Ehrlichkeit dadurch, daß er mich zum Schulzen machte. Ich verlange keinen Erlaß meiner Dienſte: denn Sie ſind Herr zu ſchenken, wem Sie wollen; aber, Ihr Gnaden, bitten kann ich Sie doch wohl, daß ſie erklären, ob Sie mich für einen ehrlichen Mann halten oder nicht.“ Der Amtmann und die Gemeinde gaben un- aufgefordert dem Schulzen das beſte Zeugniß. Der Baron gerieth in Verlegenheit. Er war überzeugt, daß er dieſem Negergeſichte kein Unrecht gethan haben konnte; und doch erhob ſich in ſeinem Innern eine Stimme, die für den Alten ſprach. Alſo erklärte er öffentlich, daß er nichts gegen den Schulzen habe. Mehr wollte dieſer nicht. Er ſchlug es ſogar, doch ohne alle Bitterkeit, aus, als der Edelmann ihm eben ſo viel erlaſſen wollte, wie den übrigen Schwarz- köpfen. Nun ſtand der Baron auf, und erklärte der Gemeinde noch zuletzt, daß er ihr eine Be- dingung bekannt machen würde, die jeder beob- achten müßte, wenn er die Wohlthat auf ſei- nem Gute behalten wollte. „Die Bedingung iſt

nicht ſchwer, meine Freunde," ſagte er. „Es iſt eine Kleinigkeit, welche nichts als die natürliche Ordnung der Familien betrifft." Die Blondköpfe dankten jetzt dem Baron, und die Schwarzhaarigen ſchüttelten die Köpfe, die ihr Unglück verurſacht hatten. Der Baron verließ zufrieden den Saal, und die Bauern folgten ihm mit mannigfaltigen Gedanken und Empfindungen.

Die Schwarzköpfe blieben auf dem Kirchhofe ſtehen, und ſahen mit finſtern Blicken den Blondköpfen nach, die freudig zu ihren Hütten eilten. Was meint Ihr dazu? fragte ein Alter. Wie nennt Ihr das? Alle kamen überein, daß der Baron der allerpartheiiſchſte Mann in der Welt wäre. Man ging die Lebensläufe der Blondköpfe durch, und fand ſchlechterdings keine Urſachen darin, die ſie zu dem ſo ausgezeichneten Vorzuge berechtigten. Warum aber hat der Baron den Unterſchied gemacht? fragte jeder. Es kamen ſo viele Hypotheſen zum Vorſchein, als Schwarzköpfe da waren; allein jede hatte ihre Schwierigkeiten. Einige meinten, die andere Parthei müſſe ſie verläumdet haben. Unmöglich. Niemand hatte den Baron vorher

geſprochen. Kurz, man erhitzte ſich, man ſtritt, ohne etwas auszumachen, und am Ende ging jeder Schwarzkopf mit einem Herzen voll Erbitterung gegen Flaming nach Hauſe.

Auch die Blondköpfe nahmen zu Hauſe die Urſache ihres Glücks in Ueberlegung, und brachten eben ſo wenig heraus. Indeß ſie ließen es dahin geſtellt ſeyn, und waren mit ihrem Edelmanne zufrieden. Natürlicher Weiſe erregte die Partheilichkeit des Barons auf der einen Seite Neid, auf der andern Stolz; und noch denſelben Abend brachen ein paar Weiber los. Die Schwarze ſchrie der Blonden zu: ja, du haſt eine hübſche Tochter; und wir wiſſen wohl, daß der Baron ſchon den erſten Tag freundlich mit ihr geſprochen hat. Eine Hand wäſcht die andere; und wer giebt, will haben. Hätte ich eine hübſche Tochter, ich dürfte auch nicht mehr zur Frohne. Da, Herrmann iſt auch los davon, und Veit und Richter. O, der gnädige Herr weiß wohl: wer fahren will, muß ſchmieren. Herrmanns Roſe hat er ja vor aller Menſchen Augen in die Arme genommen; mit Richters Trinen hat er vor der Scheune geſchwatzt, und Veits

Tochter hat er ſogar über den Steig geholfen. O ja, verkauft ihr nur Euer Fleiſch und Blut um Sündengeld! Wir wollen ſehen, wer am weiteſten kommt!

Dieſes Geſchwätz der Weiber traf, und traf gewaltig; denn ſo viel war richtig: die Eltern aller der Mädchen, mit denen der Edelmann die beiden Tage hindurch geſprochen und freundlich geſprochen hatte, waren unter der Zahl der Glücklichen. Die Töchter der Schwarzköpfe hingegen hatte er nicht angeſehen, wenn ſie ihm auch begegnet waren. O, man ſieht es ja, hieß es den andern Tag ſchon allgemein im Dorfe: den Vätern ſchenkt der Baron die Frohndienſte; aber die Töchter ſollen ihn abbezahlen. Pfui, das Sündengeld!

Obgleich dieſe Erklärung von des Barons Partheilichkeit auf keine Weiſe von ihm ſelbſt beſtätigt wurde, (denn alle Mädchen ſahen ſehr bald, daß ſie vor ihm ſehr ſicher waren): ſo blieben dennoch die Schwarzköpfe ſtarrköpfig dabei, weil ſie auf ſolche Art wenigſtens ihre Rache gegen die Blonden befriedigten. Und durch die bekannt gemachte Bedingung des Barons wurde dieſe Rache noch glühen-

der; dieſe Bedingung ſetzte nehmlich feſt, daß jeder, dem die Frohndienſte erlaſſen wären, ſogleich dies Vorrecht wieder verlieren ſollte, wenn er in eine Familie heirathete, welche dieſes Vorrechtes nicht genöſſe. Der Baron hatte dabei eine doppelte Abſicht: erſtlich ſeine Celtiſchen Unterthanen unvermiſcht zu erhalten; und dann durch Vortheile und Wohlthaten junge Blondköpfe aus den benachbarten Dörfern anzulocken, ſich mit den ſchwarzköpfigen Mädchen ſeiner Dörfer zu verheirathen, und ſo das Slaviſche Blut zu veredeln.

Konnten die Schwarzköpfe dieſe Verachtung wohl ertragen? Unmöglich! Der Haß gegen den Baron und gegen die glücklichen Blonden wurde glühend. Es kam zwiſchen beiden Theilen zu Neckereien, zu Stößen, zu Händeln, und zuletzt zu Schlägen. Natürlich waren die Schwarzköpfe allemal die Anſtifter der Schlägereien; natürlich folgte die bürgerliche Strafe des Amtmanns; natürlich hob das den Triumph der einen und den Haß der andern Parthei, und eben ſo natürlich wurde der Edelmann in ſeinem Glauben beſtärkt, daß die Schwarzköpfe durch ihre Organiſation mehr zu Laſtern

geneigt, und von unedlerer Natur wären, als die Blondköpfe, weil jene immer die Anfänger der Schlägereien, und in ihrer Rache unverſöhnlich und unmäßig waren. „O,“ rief er, als ihm der Amtmann einen Bericht von einer neuen Schlägerei gab, „da ſtritten die Philoſophen ſchon Jahrtauſende über die Urſachen der Freiheit und des Despotismus, über den Sklavenſinn der Aſiaten, und über das unauslöſchliche Gefühl der Freiheit in der Bruſt der Europäer, über die Grauſamkeit, den unbeugſamen Trotz ſo mancher Völker, und über die Lenkſamkeit andrer; und hier, hier in meinem Dorfe, iſt das Räthſel aufgelöſt. Wohlthaten und Freiheiten ſind die Bewegungsgründe zu allem Guten für meine edlern Unterthanen; und Kerker und Schläge können die wenigen Nachkommen eines unedleren Stammes nicht bändigen. Zufälle, rufen die Philoſophen. Organiſations-Unterſchied, Racen-Unterſchied, ſag' ich. Da ſteckt es! da ſteckt es! Denn, ſagen Sie, Herr Amtmann, fuhr er eifrig fort, hätte bei den Hindus, unter dem ſchönſten Himmel, wo die ganze Natur ſo ſanft iſt, der harte, der dem Anſcheine nach ſo unmenſchliche Kaſten-Unter-

ſchied entſtehen können, wenn nicht die Natur ſelbſt durch ihre Bildung der Menſchen dieſe Scheidewand geheiligt hätte? Warum, ſagen Sie mir, warum konnte ſich der alte Deutſche Adel ſo hoch über die andern Stände erheben? Warum beſtrafte Infamie die Verbindung eines Edeln mit einer Unedeln?" — Es war doch hart, erwiederte der Amtmann. — „Hart? Mit nichten, ſage ich Ihnen. Edleres Blut floß in den Adern des alten Adels: eine edlere Organiſation hob ihn empor; nicht Sitten, nicht Stolz, nicht Gebräuche. Warum ſinkt jetzt der Adel immer mehr? warum hat er die tiefe Verehrung verloren? An Stolz, an Anſprüchen darauf fehlt es ihm wahrhaftig nicht. Aber die Unmöglichkeit ſtellt ſich ihm in den Weg. Als der erſte Adelsbrief für Geld gegeben wurde, da war der Adel vernichtet. Edles Blut vermiſchte ſich mit dem unedleren; es floß in alle Stände über, und mit ihm alle Tugenden des beſſeren Blutes. Das unedlere Blut hingegen miſchte ſich auch mit dem edleren: der Adel fühlte ſich erniedigt, und der unedlere Menſchenſtamm erhoben. O, glauben Sie mir, ich kenne kein abſcheulicheres Verbrechen, als eine

Mißheirath. Es iſt das einzige Verbrechen gegen die Natur, wahre Sodomiterei! Aber, bei Gott, hier in meinem Dorfe ſoll es nicht Statt haben. Keine Mißheirath! das rath' ich Ihnen."

Mag er doch das halten, wie er will! dachte der Amtmann, der ſehr wenig von des Barons Deklamation verſtanden hatte, und gar nicht einmal daran dachte, daß er bei Mißheirath auch an ſeine Bauern denken könnte. Indeß der Baron hatte Recht. Täglich gab es Händel und blutige Köpfe. Er ſchärfte die Strafen für die Schwarzköpfe, und der Blondköpfe nahm er ſich bei allen Gelegenheiten an. Ja er war partheiiſch in der Gerechtigkeitspflege; denn er glaubte, daß ein Vorwurf, ein Tadel, für einen Blondkopf eine eben ſo große Strafe ſey, als für einen Schwarzkopf acht Tage Gefängniß bei Waſſer und Brot.

Darüber nahm denn die Erbitterung der Schwarzköpfe, und der Stolz der Blondköpfe mit jedem Tage zu. Beide Partheien kamen nicht mehr zuſammen, weder in der Schenke, noch auf den Feldern. Alle Verbindungen unter den Familien wurden abgebrochen. Der

Unterſchied wurde täglich größer, ſo wie man des Edelmanns Wünſche nach und nach kennen lernte. Der Baron haßte alles, was den Wenden, oder Polen, oder Ruſſen kenntlich macht. Die Blondköpfe, die ihren großen Vortheil dabei ſahen, wenn ſie die Wünſche ihres gütigen Barons erfüllten, ſchafften nach und nach alles ab, was er nicht leiden konnte. Sie wählten zu ihren Kleidungen helle Farben; denn ſie waren gewiß, daß der Baron ihnen dann die Hälfte der Koſten wiedergab. Die Mannsperſonen trugen im Winter keine Schafpelze mehr; die Mädchen Röcke, welche wenigſtens eine Hand breit länger waren, als ſonſt, und Schuhe mit hohen Hacken. Sie ſuchten ihre Taille zu verlängern, ſchnürten ſich feſter, machten, wenn ſie gingen, kleinere Schritte, und der Baron war dafür bei allen Gelegenheiten ihr Wohlthäter. Er ſtellte Verſuche an, deu Schwarzköpfen eben dieſe Sitten angenehm zu machen; und ſie thaten das Gegentheil. Sie ſahen jetzt ein Mittel, dem Edelmanne Verdruß zu erregen. Die Mannsperſonen trugen ſogar im Sommer Pelze und weite Beinkleider; und Schwarz wurde die Lieblingsfarbe dieſer Parthei. Die Mädchen

machten ihre Röcke noch kürzer als ſonſt, und trugen nichts als platte Schuhe. Sie banden die Röcke hoch hinauf über die Hüften, und vergrößerten ſowohl dieſe als den Buſen durch eine Menge Tücher und Röcke, die ſie einen über den andern trugen.

„Sehen Sie doch, lieber Oberſt,“ ſagte der Baron dem Oberſten Brenſen, der ihn beſuchte, um etwas von Emilien zu erfahren: „ſehen Sie doch nur auf die Gaſſe! Finden Sie einen Blondkopf in meinem Dorfe, den Sie nicht ſogleich auch an der Kleidung erkennen, ſo will ich mein Syſtem aufgeben. Ich bitte Sie, verſuchen Sie es nur. Gehen Sie ein paarmal mein Dorf auf und nieder; und ſind Sie dann nicht überzeugt, ſo will ich nie ein Wort mehr darüber verlieren.“ Der Oberſt that das; und zu ſeinem Erſtaunen ſah er einen ſo auffallenden Unterſchied in der Kleidung und dem Benehmen der Schwarz- und der Blondköpfe, daß er nicht mehr wußte, was er ſagen ſollte.

Jetzt triumphirte der Baron laut, und trieb ſeinen Satz ſo weit er konnte. Und eben dieſer Triumph über den Oberſten gab ihm auch

die Stärke, den Bitten einer ganzen Familie und, noch mehr, den Empfindungen ſeines eigenen Herzens zu widerſtehen.

Das Dorf war in zwei nicht zu verſöhnende Partheien getheilt, und auch dieſer Zwieſpalt unter den Schwarzen und Blonden im Dorfe trug nicht wenig zu Flamings Triumphe bei. „Die Natur hat ſie getrennt,“ rief er, ſo oft er von Händeln unter beiden Partheien hörte. Die Natur? erwiederte der Oberſt; das iſt nicht! das kann nicht ſeyn! Wie? die Natur, die unabläſſig das ſchöne Band der Liebe um alle Menſchen zu ſchlingen bemühet iſt, die Natur ſoll hier, ſagen Sie, Widerwillen, gegenſeitigen Haß geſchaffen haben und befeſtigen? Wenn das Wahrheit wäre, ſo wäre es die ſchrecklichſte, die je des Menſchen Vernunft erdacht hat.

Der Baron zuckte die Achſeln. „Der freien Vernunft,“ ſagte er mitleidig lächelnd, „iſt die ſchrecklichſte Wahrheit lieber, als der angenehmſte Traum.“

Das mag ſeyn, erwiederte der Oberſt, wenn ich ſtreng, ſehr ſtreng beweiſen kann, daß das Wahrheit iſt, was ich glaube. Ich bitte Sie,

lieber Baron, bedenken Sie, was aus Ihren Sätzen folgt. Sie öffnen dem allerſchrecklichſten Deſpotismus Thor und Pforten. Sie erniedrigen Millionen Menſchen auf einmal; heiligen die Barbarei der Menſchen gegen Menſchen; heiligen die Sklaverei, die Bedrückungen; ſetzen vielleicht auf zwei Drittel der Menſchen das ewige, unauslöſchliche Brandmal der Leibeigenſchaft, indem Sie die Natur zur Schöpferin der Sklaverei machen; Sie geben der Bosheit, der Gewinnſucht die ſicherſten Waffen, und bedecken ſie mit dem unangreiflichen Schilde eines Naturgeſetzes.

Der Baron zuckte die Achſeln. „Freilich, es thut mir weh um den armen Neger; allein die Natur ſchuf auch Eſel und andere Laſtthiere. Können wir ſie zwingen es anders zu machen?“

Pfui! rief der Oberſt: pfui! Eſel und Menſchen! Zum Teufel, Herr, laſſen Sie uns davon ſchweigen. Traurig genug, daß ich mich vor dem Arme der Vorſehung in den Staub beugen muß, wenn er ganze Geſchlechter von Menſchen zerſchmettert; aber fluchen würde ich der Vorſehung, wenn ich glauben müßte, daß Elend und Schande des halben menſchli-

chen Geſchlechtes ihr ewiges Geſetz wäre. Still davon! ſtill!

„Aber, lieber Oberſt, Sie reden von Elend, von Schande, und bedenken nicht, daß die Menſchen von den niedern Menſchenracen der Schande und der Härte, womit ſie behandelt werden müſſen, eine unüberwindliche Gefühlloſigkeit entgegen ſetzen, die ihnen von der Natur als eine Entſchädigung gegeben wurde; bedenken nicht, daß dieſe Härte, dieſe Strenge, welche Sie Barbarei und Grauſamkeit nennen, für die Mongolen nothwendig iſt. Leſen Sie nur etwas über den Charakter der Negerſklaven.“

Recht, über ihren Charakter, den eure Grauſamkeit ihnen giebt, ſo wie die Härte der Aeltern die Kinder tückiſch, ſtarrköpfig und gefühllos macht! . . . Guter Gott! dieſer Menſch, der auf ſein Herz ſtolz ſeyn könnte, künſtelt in ſich ſelbſt eine unnatürliche Grauſamkeit hinein; und beſchuldigt die ſanfte, die liebende Natur einer Härte, deren er ſelbſt nicht fähig iſt. Herr, laſſen Sie mir die Natur ungeſchoren!

„Wie aber, lieber Oberſt, wenn wir beſſeren Menſchen nun da ſind, unſere verſäumten

Brüder zu veredeln? Unter den Celtiſchen Völkerſchaften werden mehr Knaben als Mädchen geboren: das ſagt Ihnen jede Todtenliſte. Unter den Mongolen, Morgenländern u. ſ. w. mehr Mädchen als Knaben; denn ſonſt ließe ſich die Vielweiberei bei ihnen nicht erklären. Wie? wenn die überzähligen Celtiſchen Männer von der Natur beſtimmt wären, durch Verbindungen mit den überzähligen Mädchen der unedleren Nationen dieſe nach und nach zu veredeln, (wie es denn in Amerika und Oſtindien ſchon der Fall iſt,) bis ſo endlich die unedlern Menſchen von der Erde weggeſchafft würden?"

Die Natur ſchafft nichts, was weggeſchafft werden ſoll. Sie macht keine Fehler, die wir zu verbeſſern hätten. Wehe dem Menſchengeſchlechte, deſſen Glückſeligkeit die Natur dem Verſtande der Menſchen vertrauen müßte! Nein, Herr, ich will Ihnen ſagen, wie es iſt. Sie putzen Ihr Syſtem mit allen Künſten, die Sie wiſſen, aus, um etwas noch nie Geſagtes ſagen zu können. Sie wollen Beweiſe für Ihr Syſtem, und finden ſie. Ein ehrlicher Mann unter den Negern, E i n großer Mann unter den Ame-

rikanern ſtürzt Ihr ganzes Syſtem, das oh-
nehin von der ewigen Güte ſchon verdammt iſt,
weil ich, zum Beweiſe, wenn Ihr Syſtem aus-
gemacht richtig wäre, mit meinem ſchwarzen
Haar und dicken Bauche die größten Boshei-
ten vertheidigen könnte. Die Vorſehung wä-
re ja dann die Mitſchuldige der Mörder; der
Richterſtuhl des Ewigen würde ja umgeſtürzt:
denn der Ewige hätte ja bei der Schöpfung
der Mongolen das Laſter geheiligt und geſeg-
net. Herr, dieſe Lehre könnte nur der Teu-
fel erfinden, und ein Elender glauben, weil
er damit die Wunden ſeines Gewiſſens zu hei-
len hoffen könnte. Oder meynen Sie, daß
ein Menſch, und wenn ſein Haar auch ſo
blond wäre, wie Flachs, ſein Auge ſo blau wie
dort der Himmel, und ſeine Naſe ſo lang
und fein, wie die Naſe eines Windhunds —
meynen Sie, daß ein ſolcher Menſch noch
einen Augenblick glauben könnte, Tugend ſey
Befehl der ewigen Güte, wenn er zugleich
überzeugt wäre, daß Gott andere Menſchen,
Menſchen ſage ich, vernünftige Weſen, durch
ihre Organiſation gezwungen habe, zugleich
vernünftig und laſterhaft zu ſeyn?

„Sie ſind hitzig, lieber Oberſt. Wie kann ich mit Ihnen fortdiſputiren?“

Ey, zum Teufel, gewiſſe Dinge ſind ſo toll, daß ſie jeden ehrlichen Mann mit toll machen. So — und, zum Henker, wer möchte da kalt bleiben? — könnte eben ſo gut ein Fürſt auf die Idee fallen, den Krieg und das Ermorden in Schlachten zu einem Geſetze der Natur und der Vorſehung zu machen, weil die Natur mehr Knaben geboren werden läßt als Mädchen. Die Natur erſetzt die Lücke, die der unmenſchliche Krieg macht; aber ſie ſchafft nicht, um ſchlachten zu laſſen. So verhärtet die Natur auch Menſchen, die unmenſchlich behandelt werden; aber ſie ſchafft ſie nicht hart, um ſie hart behandeln zu laſſen. Was Sie zur Urſache machen, iſt Wirkung. Kurz, Herr, ſo lange noch ein Menſchenverſtand etwas, und hätte es auch nur das Gewicht eines Sandkorns, gegen Ihr Syſtem ſagen kann, ſo lange ſollte kein ehrlicher Mann dies Syſtem behaupten, weil es abſcheulich iſt.

Der Baron lächelte und ſchwieg. Er glaubte, der Oberſt vertheidigte das Gegentheil, weil er ſelbſt ſchwarzes Haar hatte.

Die Liebe gab indeß den Angriffen des Oberſten neue Kraft. So groß auch der Haß beider Partheien im Dorfe gegen einander war, ſo hatte dennoch die Liebe einige Herzen der jungen Leute vor dieſem Haſſe bewahrt. Der Schulz mit dem Mohrengeſichte war des blonden Herrmanns Nachbar. Herrmanns Tochter und des Schulzen Sohn hatten als Kinder zuſammen geſpielt; als Knabe und Mädchen ſteckten ſie immer zuſammen im Garten, auf der Wieſe, im Felde, auf der Scheuer. Sie hatten ſich immer etwas zu ſagen, das Niemand hören; immer etwas zu ſchenken, eine Blume, ein Band, eine Hutſchnalle, das Niemand ſehen; ſogar immer etwas mit einander zu zanken, in das ſich Niemand miſchen durfte. Dann gieng Roſine daher mit niedergeſchlagenen Augen, und Schulzens Sohn ſchlug Knipschen vor ſich, und ſchalt vor ſich allein, bis ſie einander trafen, ſich anſahen und ſich verſöhnten, ohne des Zankes weiter zu gedenken. Unter dieſen Händeln waren Roſine und Konrad zwanzig Jahre alt geworden, ohne daß ihnen Beiden dieſe Kleinigkeiten nur ei-

nen Augenblick lange Weile gemacht hätten. Auch legte ihnen Niemand dabei etwas in den Weg; denn die Eltern waren beinahe eben ſo gute Freunde wie die Kinder.

Nun trennte ſich das Dorf, wie geſagt, in zwei Partheien. Lange noch hielt ſich der Schulz, ohne von dem Haſſe der ſeinigen mit fortgeriſſen zu werden. Roſine und Konrad kannten gar keine Parthei. Nach und nach aber mußte der Schulz, ſo gutmüthig er auch war, dennoch die ſeinige ergreifen; denn auch auf ihn fielen die Bedrückungen des Edelmanns. Flaming hatte Anſtalt gemacht, den Negerkopf des Schulzenamts zu entſetzen, und es Herrmannen zu geben. Das merkte jener. Da entſtand die erſte Kälte zwiſchen den beiden Nachbaren, die denn bald in den entſcheidenſten Haß ausartete. Der Schulz wies Roſinen mit Härte von ſeinem Brunnen weg, wo ſie Waſſer ſchöpfen wollte. Roſine hatte in ihrem Hauſe die Meynung herrſchend zu machen gewußt, daß Schulzens Waſſer für Vieh und Menſchen das geſundeſte im Dorfe wäre; und wollte Jemand einen Trunk Waſſer haben, ſo holte ſie ſogleich friſches von

Schulzens Hofe. Sie hatte ein Syſtem, das ſie mit unbeſchreiblichem Eifer vertheidigte: daß Waſſer, wenn es eine Stunde geſtanden habe, der ungeſundeſte Trunk ſey. Es iſt, ſagte ſie, ein ſo kurzer Gang von hier zu Schulzens, und Konrad hilft mir ziehen. Ich will friſches holen. Und doch blieb ſie oft mit dem friſchen Waſſer aus, eben weil Konrad ihr half.

So wie der Schulz ſie von ſeinem Brunnen gewieſen, ſie über das Entbehren des geſunden Waſſers daraus geweint, und ihren Vater mit Thränen gebeten, ja des Waſſers wegen die alte Freundſchaft mit Schulzens wieder anzuknüpfen, von ihrem Vater aber den Befehl erhalten hatte, keinen Fuß mehr über Schulzens Schwelle zu ſetzen; ſo war auch ihr Syſtem dahin. Sie bot Niemanden mehr ein Glas friſches Waſſer an. Dagegen aber war ſie nun von einer andern Seite deſto thätiger für die Haushaltung. Wenn ihre Eltern zu Bett giengen, ſo rief ſie: wie ſieht das hier aus! und fieng an, Dinge, die ſie ſelbſt in den Weg geſtellt hatte, wegzuräumen, hatte ſich dann noch nicht ausgezogen, oder

erſchrak, wenn ſie ſich ausziehen mußte, über ein Loch in ihrer Schürze, ſuchte Nadel und Zwirn, und ſchlich, wenn die Eltern fort waren, zur Thür hinaus, ſtreichelte den Hofhund, und gieng an den Zaun, wo Konrad ſchon wartete.

Konrad fluchte dann über den Baron, Roſine weinte, und Beide tröſteten ſich eins in des andern Armen. Konrad hatte weiter keine Hoffnung mehr, als Soldat zu werden und Roſinen mitzunehmen; Roſine fand in ihrer ſanftern Bruſt noch immer Hoffnungen, mit denen ſie Konraden hinhielt. Kurz, die Liebe der beiden jungen Leute bekam ihre größte Stärke durch die Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte, durch dieſe verſtohlnen Beſuche, durch dieſe gegenſeitigen Tröſtungen; und die ſanfte Roſine wurde durch ihre Liebe ſtark, ſo wie der unbeſonnene Konrad durch die ſeinige vorſichtig.

Der alte Schulz ertappte das verliebte Paar eines Nachts, als die Pferde ſo ſchrecklich lärmten, und er endlich aufſtand, um ſeinen Konrad zu ſuchen. Roſine entfloh, und Konrad hörte nur halb die Drohungen ſeines

Vaters. Am andern Morgen hob der Schulze wieder an, und drohete ſeinem Sohne die härteſten Strafen, wenn er noch mit einem Gedanken an das Mädchen denken würde. Die Mutter, die ihren Sohn kannte, und einen Sturm zwiſchen ihm und dem Vater befürchtete, erſtaunte, als Konrad ganz ruhig da ſtand und ſeinen Vater, ohne ihn zu unterbrechen, ausreden ließ. Vater, ſagte dann Konrad, ich habe Euch ausreden laſſen; nun laßt auch mich reden. Roſinen hab' ich lieb gehabt, das wißt Ihr, von der Wiege an. Ihr hattet zwanzig Jahre nichts dagegen. Nun auf einmal fordert Ihr, ich ſoll ſie nicht mehr lieb haben, und Roſine hat mir nichts Leides, ſondern alles Liebes gethan. Ihr könnt viel fordern; aber es iſt doch auch die Frage, ob ich's halten kann. Seht, Vater, ich habe mich ſelbſt recht ordentlich gefragt, ob ich wohl von Roſinen laſſen könnte; ſeht, hier in meinem Gewiſſen iſt eine Stimme, die ruft, wenn ich ſo frage: nein! Ich habe es ihr hundertmal geſchworen, ſie nicht zu laſſen; und ein ehrlicher Kerl will ich bleiben. Wollt Ihr es nun nicht haben, gut! ſo ſagt es mir ordentlich und ein für allemal; dann gehe

ich unter das Volk. In Ungarn geht es ſo wieder los. Gott mag mir und Euch dann gnädig ſeyn! Bleib' ich, ſo war es Gottes und Euer Wille; und dann, fuhr er mit ſtillen Thränen fort, bitte ich Euch, nehmt Euch meiner Roſine an, wenn ſie wiederkommt: denn ſie geht mit mir, das hat ſie mir geſchworen.

Dieſer ruhige Ton und ſeine ſtillen Thränen (Konrad war eben nicht fürs Weinen) brachten den Alten aus dem Texte. Die Mutter hing ſchon an ihres Sohnes Halſe, und ſchwor ihm, Roſine ſollte ſein werden, trotz Vater, Baron und Roſinens Eltern. Der alte Schulz drehete ſich bedächtig ab, murmelte vor ſich hin etwas von ungerathnen Kindern, und die Sache blieb unentſchieden.

In Roſinens Hauſe gieng eine beinahe ähnliche Scene vor. Der alte Herrmann, der von des Nachbars Hofe her ein paar kräftige Ermahnungen bekommen hatte, auf ſeine Tochter zu achten, daß ſie nicht des Nachts ehrliche Kerl an ſich zöge, fragte und erfuhr. Er ſtürzte grimmig in das Haus, und wüthend auf Roſinen zu. Roſine gab nun alles verloren, und in dieſer Vorſtellung fand

ſie eine ungewöhnliche Stärke. Sie ſprang hinter ihrem Rade auf. Das blaue ſanfte Auge blitzte; ein ungewöhnliches Feuer goß ſich auf ihre Wangen. Ja, rief ſie auf einmal mit einer Stimme, die man an ihr gar nicht kannte, und mit einer herriſchen Stellung: ja, ich habe ihn lieb, und will ihn ewig lieb haben, und einen Eid habe ich darauf geſchworen, daß ich ſeine Frau werden will; und wollt Ihr nicht, ſo wird er Soldat, und ich gehe mit ihm davon.

Der Vater verſuchte noch ein Paarmal den Muth ſeiner Tochter nieder zu ſchelten, aber vergebens. Sie verſicherte ſehr feierlich, daß ſie mit Konraden nach Ungarn gegen die Türken gehen würde. Und bin ich da unglücklich, ſagte ſie, ſo habt Ihr es auf Eurem Gewiſſen! Mit dieſen Worten gieng ſie zur Thür hinaus, auf den Hof. Konrad ſah ſie, und ſprang an den Zaun. Sie redeten da öffentlich mit einander, und gaben ſich die Hände. Die Väter bemerkten es durch die Fenſter, ſchüttelten die Köpfe, und ſchwiegen.

Ein paar Tage lang ſahen die Väter dem Umgange der jungen Leute ſtillſchweigend und

unthätig zu; dann grüßten ſie einander über den Zaun hin, ſprachen ein paar Worte, und ſchloſſen endlich förmlich Frieden. Man ſprach hin und her über die Verbindung der jungen Leute. Der alte Herrmann wollte die Freiheit ſeines Gutes nicht wieder verlieren. Man wurde eins, dem Baron den Fall vorzutragen, und der alte Herrmann that es ſchon am folgenden Tage. „Wie?“ rief der Baron; „Roſine und des Schulzen Sohn? Das iſt nicht möglich! Herrmann, Ihr ſeyd betrogen, und Eure Tochter beſchwatzt! Wie? dieſer ſchwarze Krauskopf, dieſes Geſicht mit den dicken Negerlippen? Nein, nein! beim Himmel! nein! Nein, Herrmann kreuzte ſich. Es iſt aber doch ein Chriſtenmenſch, Ihr Gnaden. „Das iſt wohl wahr; aber der Himmel mag wiſſen, wie dieſer Menſch aus der Mongolei hierher nach Deutſchland hat kommen können. Nein, Herrmann, kurz und gut, Roſinen bekommt er nicht, wenn Euch noch das Geringſte an meiner Freundſchaft gelegen iſt.“ Herrmann ſchlich nach Hauſe.

Die beiden Familien wendeten ſich um

Vorbitte an den Amtmann, an den Prediger; der Baron blieb aber ſtandhaft bei ſeiner Weigerung. Man wendete ſich endlich an den Oberſten. Da ſehen Sie ja nun, hob der Oberſt an, daß es nicht an der Natur liegt, wenn Ihre Schwarzköpfe von den Blondköpfen getrennt ſind. Ein einziger ſolcher Fall, wie dieſer, wo eine Blondine einen Schwarzen liebt, zeigt denn doch . . . „Liebt?" fragte der Baron lachend. „Von dem Negergeſichte glaube ich wohl, daß er die Celtin lieben mag; aber für das Mädchen ſtehe ich. Sie iſt gezwungen von den Eltern, oder beſchwatzt. Denn Sie ſollten dieſes Mädchen kennen: ſchön wie eine junge Nymphe, ſchlank, fein, züchtig! Kurz, es iſt nicht möglich."

In dem Augenblicke ließ ſich des Schulzen Sohn melden. Nun ſollen Sie ſehen," ſagte der Baron. „Geben Sie auf das Mohrengeſicht Acht, und dann bemerken Sie ſeine Aeußerungen, ſeinen Charakter. Ich hoffe, er ſoll ihn zeigen." Konrad kam. Der Baron fuhr auf ihn ein, um ihn furchtſam zu machen. Der Oberſt behielt ihn im Auge. „Ich weiß, was du willſt," rief der Baron.

„Herr

„Herrmanns Roſinen. Ich gebe meine Einwilligung niemals.“ Der junge Menſch blieb beſcheiden, aber ohne Furcht, daſtehen. Ja, Ihr Gnaden, ich will Sie bitten, meiner Heirath mit Roſinen nichts in den Weg zu legen. Eigentlich, Ihr Gnaden, wenn alles Recht wäre, was in der Ordnung iſt, weiß ich nicht einmal, ob ich einen Menſchen auf der Welt um ſeine Einwilligung zu bitten hätte. Ich habe Roſinen lieb, Roſine mich. Wir ſind Beide im vernünftigen Alter. Ich kann arbeiten, das Mädchen auch. Ich bin ein ehrlicher Kerl, ſie ein ehrliches Mädchen. Ich muß ſie haben oder ſterben, das fühl' ich hier in meiner Bruſt, ſo gut wie ich fühle, daß ich lebe. Sie ſagt daſſelbe; und mehr, Ihr Gnaden, dächte ich, forderte Gott nicht von einem paar Menſchen, die ſich heirathen wollen.

Der Oberſt ſchlug die Arme unter, und lächelte. Der Baron ſah es, und das Lächeln verdroß ihn. „Höre, ſagte er zu dem Burſchen: überleg, was ich dir ſagen will. Was ſoll ich dir geben, wenn du Roſinen fahren läßt?“ — Wie? ſagte Konrad, und das Blut

ſtieg ihm ins Geſicht: da ſind Sie, da iſt die ganze Welt zu arm, mir Roſinen zu bezahlen. Ja, dann verdient' ich Roſinen nicht, wenn ich ſie verkaufen könnte! Der Oberſt lächelte noch mehr. „Ich glaube, Burſche," rief Flaming mit gerunzelter Stirn, „du trotzeſt?", — Ich habe nichts Uebels gethan, erwiederte der Jüngling, und weiß alſo nicht, wovor ich mich fürchten ſollte.

„Du fürchteſt alſo gar nicht, daß ich dir Roſinen abſchlagen werde? Gut denn, ich ſchlage ſie dir ab."

Das können Sie, Ihr Gnaden, ſagte der Bauer mit feſter Stimme; wenn aber der Vater will —

„Ich ſtehe dir dafür, der Vater wird nicht wollen. Du ſollſt ſie nicht haben."

Das können Sie nicht ſagen, auch wenn ihr Vater nicht will. So lange Roſine mich lieb hat, und ſo lange dieſe beiden Arme (er hielt ſie dem Baron geballt entgegen) arbeiten können, ſo lange kann kein Kaiſer ſagen, ich ſoll ſie nicht haben. Unſre Eltern können uns enterben; das iſt alles. Brot wächſt auf der ganzen Erde für die Menſchen, die ehrlich ſind;

das kann Roſine mit mir finden. Aber ob ſie ohne mich einen Mann wieder findet, der ſie ſo liebt wie ich, und den ſie ſo liebt, wie mich, das weiß Roſine. Ich fürchte mich nicht; alſo Ihr Gnaden —

„Ich ſage dir, du ſollſt Roſinen nicht haben, und damit gut.“ Der Bauer lächelte und ging.

Gott ſegne mir, ſagte nun der Oberſt, die Mongolen, wenn ſie alle ſo ſind! Nun, was haben Sie gegen den Burſchen, Baron? edel, furchtlos, beſtimmt, kalt, wie ein Mann ſeyn muß. Nun?

„Aber ſahen Sie nicht das Geſicht? dieſe dicken Lippen, das wollichte Haar, die kleinen brennenden Augen?“

Recht verliebte Augen, voll Muth und Entſchloſſenheit, und ein paar runde Lippen, recht zum Küſſen.

„Ich ſage Ihnen, das Mädchen liebt ihn nicht, ſo ſehr der Burſche auch von ihr windbeutelte.“

Man entſchloß ſich das Mädchen holen zu laſſen. Roſine kam, und bat den Baron mit allem, was die unglückliche Liebe, was der wah-

reſte Schmerz, was die Furcht ewig von dem Geliebten getrennt zu werden, was die Thränen eines gebrochenen, natürlichen Herzens, was Tugend, Schönheit nur Rührendes haben, ſie ihrem Geliebten zu geben. „Mädchen,“ rief der Baron hundertmal: „wie iſt es möglich? wie kannſt du das Mohrengeſicht lieben?“ Aber Roſine hielt dem Geſichte ihres Konrads eine eben ſo große Lobrede, als ſeinem Herzen. Der Baron war gerührt. Roſine fiel ihm zu Füßen; der Oberſt redete ihm zu. Er konnte kaum widerſtehen. Und dieſe Ehe, lieber Baron, ſagte der Oberſt, ſoll Sie künftig immer ans Ohr zupfen, wenn Sie mit Ihrem Syſteme ſchwärmen. „Schwärmen?“ ſagte der Baron, und das Mitleiden verſchwand wieder aus ſeinen Augen. „Meynen Sie, daß die Thränen einer verirrten Thörin das Gebäude der Weisheit ſtürzen können, ſo irren Sie. Es bleibt dabei, — ſo wendete er ſich an Roſinen — ich werde nie meine Einwilligung in Eure Ehe geben. Das ſag deinem Vater und dem — jungen Menſchen. Ich bedaure dich, armes Kind, ſetzte er mitleidig hinzu; aber es iſt zu deinem Beſten.“

Roſine ſtand auf, trocknete geſchwind ihre Augen, ſah den Baron mit einer Art von Abſcheu an, und ſagte dann mit Heftigkeit: gut! ich will ... Sie erröthete, endigte nicht, und ging.

Baron, fing nun der Oberſt an, ſo hole doch der Teufel alle Syſteme, wenn eins im Stande iſt, ein ſolches Herz, wie das Ihrige, ſo von Grund aus zu verſteinern! Wie können Sie des Jünglings Edelmuthe, ſeinem feſten männlichen Trotze, wie den rührenden Thränen dieſes Mädchens voll Liebe, dieſes ſanften Geſchöpfes widerſtehen? Sie leugnen ſelbſt nicht ab, daß Ihr Syſtem auf ſchreckliche Folgen führt. Sie können nicht leugnen, — denn, beim Himmel! in Ihrer Bruſt iſt mein Zeuge — daß der Burſche mit dem Mohrengeſichte ſich wie ein edler Menſch betrug; nicht leugnen, daß die Celtin da den Menſchen trotz ſeiner Mongolen-Organiſation heftig und mit allen Kräften liebt. Das iſt Ein Beweis gegen Ihr Syſtem; und Ein Beweis muß Ihnen hier ſo viel ſeyn, als Millionen, weil es ein abſcheuliches Syſtem iſt. Aus Ihrem eignen Syſteme will ich Ihnen denn ſogar beweiſen,

daß Sie ſelbſt ein Mongole ſind. Sie, Sie ſelbſt ...

„Wie? ich?“ fragte der Baron voll Verwunderung.

Sie! Sie ſelbſt! Da liegt der Beweis, da unter Ihren Füßen. (Er zeigte auf einen Pudel, den der Baron unbeſchreiblich lieb hatte, weil er ſo treu war.) Hundertmal haben Sie mir geſagt, daß es ein ſicheres Kennzeichen eines unedleren Menſchenſtammes ſey, wenn ein Menſch große Liebe und Achtung für Thiere bezeige. Der Aſiat trauet dem Elephanten Menſchenverſtand zu; der Araber verehrt ſein Kameel, ſein Roß; der Peruaner ſein Lama; der Lappe ſein Rennthier; der Kamtſchadale ſeinen Hund, der ihn zieht und nährt. Alle lieben dieſe Thiere mehr als ihre Weiber. Sie haben mich aufgefordert, unter den Celtiſchen Nationen nur Eine zu nennen, welche die Thiere ſo verehre, wie jene die ihrigen. Da ſind Sie ſelbſt! Stunden lang können Sie von Ihrem Pudel reden, von ſeiner Treue, von ſeinem Verſtande, von ſeiner Klugheit. Mehr kann der Peruaner ſein Laſtthier nicht lieben, als Sie Ihren Pudel. Entweder geben Sie zu, daß

es mit den Kennzeichen der unedleren Menſchenracen, und alſo mit Ihrem ganzen Syſteme, nicht richtig iſt, oder geſtehen Sie, daß Sie ſelbſt ein Mongole ſind.

„Aber, Herr Oberſt, ſehen Sie denn nicht, daß alle dieſe Nationen mit ihren Thieren anders umgehen als ich mit... ?“

Ei ja; ſie haben aber auch ganz andere Dienſte von ihren Thieren, als Sie von dem Pudel. Und wie viel anders denn? Ich habe Sie ſchon Viertelſtunden lang mit dem Pudel reden hören. Das kann eigentlich nur ein Raſender. Ich weiß wohl, man vergißt in einem ſolchen Augenblicke, daß es ein Thier iſt. Jene Nationen auf ihrer Stufe der Kultur, die mit den Thieren aufgewachſen, an die Unterhaltung mit ihnen gewöhnt ſind, von ihnen genährt und bekleidet werden: mich dünkt, man kann ſie immer mit uns Menſchen ſeyn laſſen, und das Räthſel dennoch auflöſen. Der Aſiat liebt ſeinen Elephanten, wie Sie Ihren Pudel.

„Sie ſpotten, Herr Oberſt! Ich liebe meinen Pudel nicht im mindeſten, wenn Sie es ſo nehmen.“

Gut denn, Baron; ſo geben Sie mir den

Pudel. Sie wiſſen, wie gern ich ihn ſchon lange gehabt hätte. Sie verlieren an ihm nichts, da Sie ihn nicht lieben; und ich werde ihn lieben.

Flaming lächelte, lockte den Pudel an ſich, und ſtreichelte ihn. „Ich muß Ihnen den Pudel abſchlagen; wenn ich auch den Hund nicht liebe, ſo liebt der Pudel doch mich. Es würde dem armen Thiere nahe gehen, wenn es von mir getrennt würde. Der Pudel kann nicht eine Stunde ohne mich ſeyn, obwohl ich ohne ihn.“

O pfui, Baron! Alſo dem häßlichen Thiere dort thut es weh, wenn es von Ihnen getrennt wird, und da fühlt Ihr Herz Mitleiden; aber, wenn zwei Menſchenherzen von einander geriſſen werden, die ohne einander unglücklich ſind, da bleiben Sie hart? Großer Gott! dieſer Menſch hat ein Syſtem erfunden, nach welchem es ihm erlaubt iſt, gegen eine Beſtie gütiger zu ſeyn, als gegen ein Geſchöpf, in deſſen Herzen ſein Blut klopft, Menſchenblut! Zum Tenfel! ich will mich nicht weiter ärgern; und wenn Emilie nicht wäre, Sie ſollten mich nicht wieder ſehen. Doch noch das, und zwar zum letz-

ten male. Sie werden alles das, was Sie beſonders unter denen Nationen finden, die Sie ſo ſehr erniedrigen wollen — alles das werden Sie auch unter uns finden, nur anders geformt, in einem ſanfteren Lichte, als eine Reiſebeſchreibung es geben kann. Laſſen Sie einen Philoſophen aus einem andern Welttheile eine Reiſe durch das gebildetſte Land von Europa machen, und ſeine Reiſe beſchreiben; laſſen Sie es ihm aufgefallen ſeyn, daß beinahe in jedem Hauſe ein Schoßhund oder eine Katze der Liebling einer Familie iſt; laſſen Sie ihn ſagen: „die Celten in Europa halten beinahe in jedem Hauſe ein Thier, das ſie lieber haben als ihre Kinder. Die Hausmutter trägt dieſes Thier faſt beſtändig auf den Armen, und nimmt es in jede Geſellſchaft mit. Zu Hauſe darf es auf den koſtbarſten Stühlen liegen. Alle Glieder der Familie ſagen dem Thiere eine Schmeichelei über die andre, liebkoſen ihm, küſſen ihm Schnauze und Pfoten, reden ganze Viertelſtunden mit dieſem Thiere, als ob es Vernunft hätte; und dieſes Thier iſt, ſo viel ich mich auch erkundigt habe, für ſeine Anbeter ohne Nutzen." Laſſen Sie einen Reiſenden

dies ſchreiben — und welcher Zug darin iſt übertrieben? – und laſſen Sie dann einen Syſtemmacher von Ihrem Schlage über eine ſolche Reiſebeſchreibung gerathen: ſo ſteht augenblicklich der Europäer unter der Klaſſe von Nationen, die den Thieren Verſtand zutrauen und ſie göttlich verehren. Ich habe einen Theil der Reiſebeſchreibungen geleſen, die Sie immer im Munde führen. Die Nachrichten von den Gebräuchen der Völker ſind nicht anders, als jene Nachricht von unſern Schooßhunden. Der Reiſebeſchreiber ſtellt den Gebrauch, den er nicht kennt, in ein grelles Licht, hebt ihn aus der Menge andrer Umſtände, die ſeine Seltſamkeit mildern, allein aus, giebt ihm Allgemeinheit, die er nicht hat, legt einen größeren Werth darauf, als er ſollte, und iſt darin unſchuldig. Er fragte jeden, den er antraf, nach dieſem Gebrauche, der im Lande unbemerkt bleibt, hörte von Jedem darüber reden, weil jeder gefragt wurde; und, ſiehe da! der Artikel in der Reiſebeſchreibung iſt fertig, und geht in Syſteme von der Natur des Menſchen, von ſeiner moraliſchen Denkart über. Sehen Sie, das iſt meine Meynung. Und nun kein

Wort weiter davon! Der Oberſt ging voll Zorn hinaus.

Der Baron von Flaming wurde doch nachdenkend: nicht über die Richtigkeit ſeines Syſtems; (denn daran zweifelte er auf keine Weiſe, und er hatte ſich ſo hinein gearbeitet, hatte alles in der Welt in ſo genaue Beziehung auf ſein Syſtem gebracht, dachte nichts in der Welt, las nichts, als nur in Beziehung auf ſein Syſtem, ſo daß jeder Angriff darauf vergeblich ſeyn mußte); aber Roſinens Thränen, und der Kummer des jungen Menſchen über die Trennung von ſeiner Geliebten lagen ſchwer auf ſeinem Herzen. Trotz ſeinem Syſteme würde er dennoch zuletzt in die Verbindung der beiden jungen Leute gewilligt haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß er dann jedem erlauben müßte, eine Slavin, ja, noch etwas ärgeres, wohl gar eine Zigeunerin, (die er, nicht wie ſein Vater für Juden, ſondern für die elendeſte Kaſte der Hindus hielt) zu heirathen. Er ſeufzte tief auf. „Lieber, guter Gott!" rief er: „muß ich nicht hart ſeyn? kann ich die Glückſeligkeit meiner Unterthanen ſo leichtſinnig aufs Spiel ſetzen? es wagen, daß ein-

mal einer von den elenden Mongolen, die hier in Horden umherziehn . . ? Nein! der Burſche iſt ein Slave, und der Liebe nicht fähig. Sie wäre unglücklich mit ihm: denn ſie forderte Liebe, Achtung; und er würde ſie nach ſeiner Natur zur Sklavin erniedrigen. Sie wäre mit ihm unglücklich. Nein! nein!"

Er ließ den alten Herrmann holen, und ſuchte ihn von der Idee, ſeine Tochter dem jungen Menſchen zu geben, abzubringen. Der Alte aber blieb dabei, ſeine Tochter würde davon gehen. Warum, fragte der Alte endlich, wollen es denn Ihr Gnaden nicht zugeben? — „Herrmann," ſagte der Baron, „ich thue es allein um Eurer Tochter willen. Wenn Ihr es denn wiſſen wollt. . . Aber ich ſage Euch, ſchweigt! Seht doch nur dem Schulzen ins Geſicht. Seht Ihr denn gar nichts?"

Nein, Ihr Gnaden, nicht das Mindeſte. Er ſieht aus wie alle andre Menſchen.

„Herrmann, der alte Schulze ſieht aus wie ein Zigeuner. Die Farbe, die Naſe, die Augen, die Lippen. . . ."

Behüte Gott! Ihr Gnaden wollen doch nicht den Schulzen zu einem Diebe und Mörder machen?

„Ich nicht; aber daß er von Zigeunern abſtammt, das weiß ich, und daß Art von Art nicht läßt, das weiß ich noch gewiſſer. Wollt Ihr, Herrmann, Ihr ein Abſtämmling von den freien Sachſen, wie es Eure blauen Augen und Euer helles Haar beweiſen — wollt Ihr Eure Tochter einem Abkömmlinge von Zigeunern, oder doch wenigſtens einem Wenden geben, ſo thut es; aber ich erlaſſe keinem Wenden die Frohndienſte. Und Eure Tochter ſollte doch von Euch erben, was Ihr von Euren Voreltern ererbt habt: reines Deutſches Blut!"

Der alte Herrmann wiſchte ſich die Stirn. Er ſann ein paar Augenblicke nach, und erinnerte ſich, daß der Baron keinem Schwarzkopfe die Frohndienſte erlaſſen hatte. Auf einmahl war ihm das Betragen des Barons deutlich. Kennt man denn die Wenden, fragte er, am ſchwarzen Haar, Ihr Gnaden?

„Nicht am Haar allein, Herrmann; noch an tauſend andern Zeichen. Aber ich bitte Euch, ſchweigt davon!"

Nicht ein Wort, Ihr Gnaden! Und der Konrad ſoll ſie nicht haben! Der Teufel traue den Wenden!

Herrmann ging nach Hauſe. Er fand Konraden dort, nahm ihn ſtillſchweigend beim Arm, führte ihn an die Thür, öffnete ſie, und ſagte: Du biſt zum letztenmal hier geweſen; meine Tochter iſt nicht für Dich! und damit warf er ihn zur Thür hinaus. Die Frau fragte ihn um die Urſache ſeiner ſchnellen Veränderung; er antwortete in Räthſeln, und ſo wenig ſeine Frau als Roſinens Thränen brachten etwas von ihm heraus. Der Schulz kam ſelbſt zu Herrmannen; allein Herrmann behandelte den Alten ſo ſtolz, daß dieſer ſeinem Sohne ebenfalls verbot, weiter an Roſinen zu denken. Konrad ſprach Roſinen ein paar Augenblicke durch ein Loch, das in den Stall ging. Nachts um zwölf Uhr ſtand er, mit einem Pack Kleider und Wäſche unter dem Arm, und einem Bündelchen Geld in der Taſche, am Dorfe draußen. Roſine kam eben ſo bepackt, warf ſich in Konrads Arme, und benetzte ihn mit Thränen der Angſt. „Weine nicht, Roſine," ſagte er zuverſichtlich, und hob ihr Geſicht gen Himmel. „Da ſieh hin! Gott iſt uns gnädig; aber ich wollte alle mein Geld wegſchenken, wenn er uns ein Zeichen ſeiner Gnade gäbe, damit Du ru-

ßig wärſt.“ In dem Augenblicke ſchneuzte ſich hell ein Stern, und zog ſich am Himmel herab, wohin ſie wollten.

Sieh, ſieh! Gott iſt uns gnädig! rief Roſine jauchzend. Er zeigt uns den Weg! Konrad nahm Roſinen in die Arme, und unter Liebkoſungen flogen ſie den Weg, den ihnen die Lufterſcheinung zeigte.

Dies Ende hatte ſo wenig Herrmann als der Baron erwartet. Der Alte hätte, um das zu verhüten, ſeine Tochter lieber einem wirklichen Zigeuner gegeben; und der Baron konnte ein paar Tage hindurch den Gedanken nicht aus der Seele los werden: wie wird es den unglücklichen Flüchtlingen, wie nun den kinderloſen Eltern gehen? und wer iſt Schuld daran? Noch tiefer und ſchmerzlicher drückte ſich dieſer Gedanke in ſein Herz, als ein Bedienter ihm erzählte, daß der alte Schulze aus Kummer über ſeinen Sohn todtſterbenskrank ſey. Er verfinſterte die Stirn, und nannte den ganzen Tag hindurch nicht Eins von ſeinen Lieblingsworten, als Menſchenracen, Celten, Wenden, Slaven, Mongolen; ja, als er einige Tage nachher hörte, daß der alte Schulz wirk-

lich im Tode läge, konnte er dem Drange ſei- nes Herzens nicht widerſtehen, den Mann zu beſuchen, und ihm den Kummer, den er ihm gemacht hatte, wieder abzubitten.

Er ging wirklich zu ihm hin, ſo ſehr er auch vor dem Anblick des unglücklichen Vaters zitterte. Da lag der Alte bleich auf dem Bette, kraft- und muthlos. Ach! auch das noch? rief er ſchauernd, als er den Baron erblickte, und verſuchte ſich umzudrehen. „Nein," rief auf einmal der Baron mit dem Tone der Reue, der gutherzigſten Liebe, ging auf das Bette zu, und ergriff des Kranken Hand: „nein, lieber Schulze, Ihr ſollt nicht aus der Welt ge- hen, ohne mir vergeben zu haben. O, wendet Euer Auge nicht von mir! laßt mir die Hand! Denkt, Euer Sohn ſtände hier, faßte Eure ſter- bende Hand, und bäte um Euren Segen."

Ach, mein Sohn, mein armer Sohn! ſeufzte der Alte. Da wird er liegen auf dem Schlacht- felde, verwundet, und niemand bringt ihm eine Erquickung, niemand verbindet ſeine Wun- den; niemand! Jammern wird er nach Troſt und Hülfe, und niemand, niemand! — Dieſe Töne des bitterſten Schmerzes mit dem Accente

des höchſten Jammers aus der Bruſt des Sterbenden hervorgehaucht, zerriſſen des Barons Herz.

„Nein!“ rief er laut, und beugte ſich über den Kranken: „ich will Dir Deinen Sohn wieder ſchaffen. Du ſollſt nicht ohne ihn, nicht troſtlos ſterben!“ Ein Strahl von Freude ſtieg in das erloſchne Auge des Vaters. Er ergrieff haſtig des Barons Hand, und drückte ſie an ſeine kalten Lippen. „Gott!“ ſeufzte Flaming; „was hab' ich gethan!“ — Er riß ſich loß, eilte nach Hauſe, und ließ ſatteln. Alle Bedienten, ſo viel ihrer da waren, mußten aufſitzen. Er vertheilte ſie auf alle Straßen, und er ſelbſt ritt mit dem Oberſten, der ihn hundertmal fragte: wohin? zu Emilien?

„Nicht zu Emilien,“ antwortete der Baron. „Ich ſuche die unglücklichen Liebenden auf, um ſie ihren Eltern zurückzugeben, ihren Eltern, die ich unglücklich gemacht habe. Laſſen Sie uns eilen!“ Der Oberſt umarmte den Baron, und rief: „jetzt, Baron, ſind Sie mir ein Celte, und wenn Sie das Geſicht eines Mopſes hätten. Zum Teufel! ſehen Sie wohl, daß ich recht habe? Sie reden oft, daß einem ſchaudern

möchte. Aber Empfindung, ſag' ich, Handeln, macht den Menſchen, nicht das Syſtem; eben ſo wenig, wie eine Mopsnaſe oder ein paar krumme Beine, oder gelbe Farbe, oder ein dicker Bauch. Laſſen Sie uns reiten. Haben wir den Jungen mit ſeinem Mädchen wieder, ſo ſollen Sie dem Negermaule einen Bruderkuß geben, und damit Ihr Syſtem den Abſchied bekommen. — Flaming ſah und hörte nicht, ſondern eilte vorwärts. Nach acht Tage langen vergeblichen Bemühungen war er wieder zu Hauſe. Der Schulze ſtarb eine Stunde vor ſeiner Ankunft. Die Bedienten kamen ebenfalls zurück, ohne von dem jungen Paare Nachricht erhalten zu haben.

Die Zeit heilte die Wunde wieder aus, welche dieſe Begebenheit dem Herzen des Barons geſchlagen hatte, [illegible] ſo fing denn auch ſein Syſtem wieder an [illegible]rzukommen; aber mit ſeinen Bauern [illegible]arb er es immer mehr. So ſehr er die [illegible]den unter ſeinen Bauern durch unerwart[illegible] ja durch unnöthige Wohlthaten vor den [illegible]warzen auszeichnete, ſo war er dennoch a[illegible] bei jedem Unglücke der Schwarzen ein h[illegible]icher Vater. Jedem Mangel half er

ab, jedes Unglück ſuchte er zu mildern. Allein er verdarb jede Wohlthat, die er den Schwarzen erzeigte, wieder durch eine Art von Verachtung, durch die Art und Weiſe, wie er ihnen die Wohlthat gab; und hundertmal mußte er ausrufen: „o, die undankbaren, die gefühlloſen Seelen!“ Auch Herrmann war nicht wieder von dem Baron zu gewinnen. Er ſchrieb ihm öffentlich den Verluſt ſeiner Tochter zu, die er nicht vergeſſen konnte. Nach gerade wurde denn auch das Syſtem des Edelmanns unter den Bauern bekannt. Der alte Herrmann war in ſeinem Schmerze plauderhaft geweſen. Die Blonden ſagten einander ins Ohr: der Edelmann habe in ſeinem Familienarchiv alte Nachrichten, woraus erhelle, daß die Vorfahren aller derer, denen er die Frohndienſte nicht erlaſſen hätte, Zigeuner geweſen wären, wie man denn das auch noch aus dem ſchwarzen Haare dieſer Leute ſehen könne. Und wahr iſt es, rief ein alter Bauer; denn denkt nur zurück: der ſelige Baron haßte nichts mehr als die Zigeuner. Er hat es ſeinem Sohne noch auf dem Sterbebette anbefohlen, uns andern die Frohndienſte zu erlaſ-

ſen, und den Schwarzen nicht. — Das blieb Anfangs wie ein dumpfes Geſpräch unter den Weißen; dann verbreitete es ſich auch unter die Schwarzen, und endlich kam das Gerücht als Injurienklage vor den Amtmann.

Ja! rief der Verklagte; ja, es ſind Zigeuner. Der gnädige Herr weiß es am beſten. Im alten Buche ſteht es; alle die mit ſchwarzen Köpfen ſind Zigeuner, und darum müſſen ſie zur Frohne und wir nicht, und wir dürfen ihnen darum ja unſere Töchter nicht geben, eben weil es Zigeuner ſind. Der Amtmann wollte lachen; allein die weitere Auseinanderſetzung des Bauern überzeugte ihn bald, daß mehr an dieſem Geſchwätze ſeyn müſſe. Er verglich die Partheien, und nun erinnerte er ſich aller Reden des Barons. Auf einmal wurde ihm alles hell: die Auszeichnung der Schwarzen, die ſeltſamen, räthſelhaften Geſpräche des Edelmanns, das Heirathsverbot und manche andere Dinge.

Er lief zu dem Paſtor, und ſagte ihm ſeine Vermuthungen. Man lachte; aber der Amtmann wurde ernſthaft genug, als ſich von Tage zu Tage die Klagen über das Zigeuner-

ſchelten vermehrten, und jeder Bauer ſich auf den Baron und das alte Buch berief. Der Amtmann ſah ſich endlich gezwungen, mit dem Baron darüber zu ſprechen. „Die Bauern haben ſo Unrecht nicht,“ fing dieſer lächelnd an. Er ſetzte nun ſo mild wie möglich dem Amtmanne ſein Syſtem von den Menſchenracen auseinander. Indeß, ſo mild er es auch gethan hatte, ſo erröthete der Amtmann doch vor Verdruß, als er ſah, daß auch er ſelbſt von dem Baron mit zu den ſchlechteren Menſchen gerechnet wurde. Dieſer Gedanke brachte ihn nach und nach in Hitze, beſonders als der Baron bei der Erklärung ſeines Syſtems immer mehr vergaß, wen er vor ſich hatte. Ich habe, hob er auf einmal an, ich habe ſchon manchen Narren mit blondem Haar und blauen Augen geſehen, Ihr Gnaden, das verſichere ich Ihnen.

„Das haben Sie nicht, lieber Amtmann,“ antwortete Flaming ſehr gelaſſen. „Es iſt Ihnen ſo vorgekommen; denn um einen Menſchen aus der edelſten Race richtig zu beurtheilen, muß man ſelbſt ein Celte ſeyn.“

Ho! ho! rief der Amtmann, dem die Ge-

duld vergieng; um einen Narren richtig zu beurtheilen . . .

„Muß man ſelbſt ein Narr ſeyn," unterbrach Flaming den Amtmann ruhig, und legte die Hand auf deſſen Aermel.

Wie? rief der Amtmann erhitzt; bin ich hier, um mich von Ihnen ſchimpfen zu laſſen?

„Schimpfen?" fragte der Baron befremdet; denn er hatte an nichts weniger gedacht, als den Amtmann zu beleidigen. „Schimpfen? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was Sie wollen, lieber Amtmann. Denken Sie doch nur nach! Um einen Narren richtig zu beurtheilen, das heißt, um einzuſehen, wie ſeine Narrheiten in ſich zuſammenhangen, muß man etwas Aehnliches bei ſich fühlen, alſo auch ein Narr ſeyn, ſo wie man durchaus ein Menſch ſeyn muß, um den Menſchen richtig zu beurtheilen. Um aber zu beurtheilen, ob ein Menſch ein Narr ſey oder nicht, dazu gehört Vernunft, Beurtheilungsgabe; und alſo um einen edleren Menſchen richtig zu beurtheilen, muß man durchaus ein eben ſo edler Menſch ſeyn, eben die Reife der Urtheilskraft haben: ſonſt kann freilich der Celte oft dem Slaven wie ein Narr erſcheinen, ohne daß er es iſt."

Ho! ho! alle dieſe Spitzfindigkeiten — fieng der Amtmann ergrimmt, und doch verlegen an —

„Scheinen Ihnen nur ſo, lieber Amtmann. Wer richtig und rein denken kann, redet nie ſo wie Sie. Die falſchen Ausdrücke, die unbeſtimmten Worte, die man wählt, haben immer ihren Grund in verwirrten Vorſtellungen. Man redet richtig, wenn man richtig denkt. Sehen Sie, lieber Amtmann, ſicher fließt ſchon in Ihren Adern edles, Celtiſches Blut; es würde alſo nur auf Sie ſelbſt ankommen, ſo rein und hell zu denken, wie es Ihnen möglich iſt. Merken Sie nur fürs erſte die neun Lateiniſchen Wörterchen, die wahrlich einen großen Sinn enthalten: an, quid, cur...“

Herr Baron! ſagte der Amtmann entrüſtet; ich bin der Schule entwachſen!

„Ich nie, Herr Amtmann,“ antwortete der Baron lächelnd; „und das, ſeh' ich jetzt, iſt unſer Unterſchied. Ich lerne noch immer, weil ich noch immer lernen kann. Indeß wie Sie wollen, Herr Amtmann.“ Er verbeugte ſich. Der Amtmann gieng, und der Baron ſagte mitleidig: „Lieber Gott, wie ſie ſich äh-

neln, dieſe vernachläſſigten Menſchenracen! gerade wie der Sineſe, der, wenn er die Form kennt, in der er ſeine Verbeugungen macht, gegen ſich den edlen Celten verachtet."

Der Amtmann lief wüthend zu dem Prediger, und klagte dem ſein Leid. Der Letztere ließ ſich weitläutig alles erzählen, was der Baron geſagt hatte. Nun, meynte er dann, im Ganzen mag der Baron nicht unrecht haben; denn in Abſicht des ordentlichen, hellen Denkens ſeyd Ihr Juriſten faſt alle ein wenig Mongoliſch. Da hat der Baron nicht unrecht.

„Herr Gevatter, rief der Amtmann, bleiben Sie damit weg! Wenn ein Stand in der Ordnung denkt und ſchreibt, ſo iſt es der unſrige. Wir müſſen ja alles bis ins Unendliche abtheilen."

Ihr ſchreibt freilich: erſtlich, zweitens, und ſo weiter; aber das kommt mir, wenn ich eine juriſtiſche Schrift leſe, gerade ſo vor, als wenn ich mit einem Raſenden rede, der ſeine tollen Ideen in einem guten Style vorträgt. Ein wenig Philoſophie könnte wahrhaftig der ganzen Fakultät nicht ſchaden. Der Prediger fing

nun an das Syſtem, ſo viel ihm der Amt-
mann davon mittheilen konnte, zu ſtudieren;
und dann gieng er zu dem Baron: denn die
ganze Gemeinde gerieth durch das Syſtem
in Zerrüttung. Der Prediger redete alle
Sonntage von der Verträglichkeit, und er
hatte den Verdruß zu ſehen, daß die jungen
Burſche ſich noch auf dem Kirchhofe vor ſei-
nen Augen bei den Köpfen nahmen, und ſich
die blonden und ſchwarzen Haare ausrauften.

Der Baron ſetzte dem Prediger mit groſ-
ſen Triumphe ſein Syſtem auseinander. „Sie,
lieber Paſtor, werden es richtig beurtheilen;
denn Sie ſelbſt ſind ein edler Celte.“ — Gnä-
diger Herr, Ihr Syſtem ſoll einmal wahr
ſeyn, wie es da auf dem Papiere ſteht; aber
man ſollte es doch verſchweigen, wie den bö-
ſeſten und reitzendſten Irrthum. Sie ſehen,
nur erſt ein paar Züge Ihres Syſtems ſind
unter Ihren Unterthanen bekannt geworden,
und ſchon liegen ſich beide Partheien alle Ta-
ge in den Haaren. Denken Sie Sich nun
den Fall, die Blondköpfe erfahren erſt Ihr
Syſtem in ſeiner ganzen Ausdehnung; ſie er-
fahren, daß ſie ganz anders Menſchen ſind

als die andern, daß ſie von edleren Urmen≠
ſchen abſtammen, daß die andere Parthei ſie an Verſtandeskräften nie erreichen kann, daß ſie zu größern Genüſſen, daß ſie zum Beherr≠
ſchen der andern Parthei geboren ſind: ſo wer≠
den . . .

„So werden ſie,“ fiel der Baron ein, „die Väter, die Lehrer, die Freunde, die Be≠
ſchützer ihrer vernachläſſigten Brüder werden.“

Ja, wahrhaftig, rief der Prediger, das ſehen wir jetzt alle Tage! Die edlen Celten behandeln ihre von der Natur vernachläſſigten Brüder mit aller Härte und Verachtung, die nur der dummſte Stolz geben kann; und die andern bezahlen ihnen mit dem glühendſten Haſſe. Wie ſoll das aber auch anders ſeyn? warum ſoll ich den nicht verachten, den die Natur verachtet hat? warum den nicht hart behandeln, den die Natur hart behandelte? O, laſſen Sie erſt Ihr Syſtem bekannt ſeyn, und Sie ſollen ſehen, wie die menſchliche Grauſam≠
keit, der Stolz, die Wolluſt, die Härte, die Bosheit dieſe Sätze brauchen werden, um alle ihre Verbrechen zu vertheidigen. Ich predi≠
ge: Liebet alle Menſchen; denn es ſind Eure

Verwandte, Eure Brüder! Die Menſchen werden dann ſagen: Nein, es ſind Fremde, die ich beleidige; nicht meines Blutes, nicht Geſellen meiner Natur, halbe Thiere. Ich predige: Liebet den Menſchen; denn Gott, die Liebe, hat ſie voll Vollkommenheit zum Glück erſchaffen. Sie werden mir antworten: Gott hat dieſe Menſchen zur Sklaverei, zu unſern Knechten, uns zu ihren Herren erſchaffen. Das wird die Folge ſeyn. Wen man verach- tet, den kann man nicht lieben; und wer uns haſſet, dem können wir nicht wohlthun.

„Wenn mein Syſtem wahr iſt, lieber Prediger," antwortete der Baron ganz kalt, „ſo mag es bekannt werden. Die Natur mag die Folgen verantworten; was kümmern den Philoſophen die Folgen der Wahrheit?"

Der Prediger mochte dem Baron die Wir- kungen ſeines Syſtems noch ſo ſchrecklich mah- len, der Baron blieb immer gleich kalt. Er mußte endlich das Syſtem ſelbſt angreifen. Da hatte Flaming ihn erwartet. Er gab ihm den Zettel, der ehemals für den Amtmann be- ſtimmt war, und auf dem die Kennzeichen der Völkerſtämme, ins Kurze gezogen, tabellariſch

ſtanden. Der Prediger fing an laut zu leſen: „Die Mongoliſchen Völkerſchaften verachten die Jungfrauſchaft; ja, unter manchen von ihnen iſt eine Hure ſchätzbarer als eine Jungfrau. Sie fodern keine Treue von ihren Weibern ſind nicht eiferſüchtig.“

Der Prediger lächelte. Man ſollte denken, daß die Mongolen hauptſächlich in den großen Reſidenzen ihre Wohnplätze hätten; aber der Celte muß durch Umſtände zu eben den Sitten kommen können, zu denen, wie Sie ſagen, die Organiſation den Mongolen verdammt: und dann, wahrhaftig, hat der Celte vor dem Mongolen nichts voraus. Wenigſtens ſollen die erſten Stände in Paris, London, Wien, Rom, Madrid, u. ſ. w. gerade eben ſo über den Werth der Keuſchheit denken, wie hier die Mongolen. Wie? fragte der Prediger ſpitz: da die Celten durch Umſtände zu dieſen Begriffen kommen können, ſollte man nicht den armen Mongolen eben dieſe Wohlthat gönnen, ohne daß die Natur beſchuldigt wird, eine ganz ungeheure Menge von nichtswürdigen Menſchen geſchaffen zu haben? Und dann, Ihr Gnaden, ſollten denn

alle, alle Mongolen, nicht Einen ausgenommen . . . ?

„Alle, alle, lieber Prediger; nicht Einen ausgenommen: dafür ſteh' ich Ihnnen.“

Aber, fuhr der Prediger fort, Sie ſelbſt nehmen ja hier die Sineſen aus. Der Baron erröthete. Der Prediger las weiter: „Die Slaviſchen Völkerſchaften legen einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft, und die Celten ſchätzen die jungfräuliche Unſchuld.“

„Sehen Sie, hob der Baron an, ſagen Sie ſelbſt, können das einerlei Menſchen ſeyn? Die Mongolen achten eine Hure höher als eine Jungfrau; der Slave legt einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft; und der . . .“

Was heißt das, einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft legen? fiel der Prediger ein.

„Die Slaven, lieber Prediger, die Türken, alle Morgenländer, die alten Juden forderten, wenn ſie ihre Heirath vollzogen, ſichtbare Zeichen, daß ihre Bräute noch Jungfern geweſen waren; und dieſe Zeichen mußten den Hochzeitgäſten vorgewieſen werden.“

Und, gnädiger Herr, es iſt ein ſichres, ein

beſtimmtes Merkmal eines Slaven, wenn er ein ſichtbares Zeichen fordert, daß ſeine Braut noch Jungfer iſt?

„Eins von den Hauptkennzeichen. Ich glaube, der Slave ließe ſich lieber tödten, als daß er ſeinen Hochzeitgäſten nicht, entweder in Natur, oder durch ein Symbol, einen Beweis von der Jungferſchaft ſeiner jungen Frau gäbe.“

Nun, ſagte der Prediger lachend, wenn ſich die übrigen Kennzeichen Ihrer Menſchenracen nicht beſſer halten, als dieſe beiden, ſo getraue ich mir noch wohl, Adam in ſeiner Würde als allgemeinen Stammvater der Menſchen zu vertheidigen. Sie haben uns zum Beſten, Herr Baron; Sie wollen ſehen, wie leichtgläubig wir ſind! — Der Baron ſtutzte. — Oder, fuhr der Prediger lachend fort, Sie machen Satiren, und ziehen unter den Nahmen Mongolen, Slaven und ſo weiter die Menſchen und ihre Fehler durch. Was gilt die Wette, ich finde Ihnen in Paris, oder London, in jeder großen Reſidenz, Mongolen die Menge, die das ehrlichſte Mädchen wie eine Hure, und eine Hure wie das ehr-

lichſte Mädchen behandeln; die ihre Weiber verkuppeln für Geld, für ein Band, für einen goldenen Schlüſſel; die . . . Und nun gar Ihre Slaven mit dem ſichtbarſten Zeichen der Jungferſchaft! Wahrhaftig, Sie haben uns zum Beſten. Das fordert ja eben ſo gut jeder Deutſche von ſeiner Braut.

„Wie? jeder Deutſche?“ rief der Baron verdutzt. „Nun? laſſen Sie doch hören! Was für ein Zeichen wäre denn das?“

Der Brautkranz, Herr Baron; der Brautkranz.

„Sie ſcherzen,“ erwiederte der Baron etwas unwillig; „aber zur Unzeit. Das iſt ganz etwas Anderes.“

Eben daſſelbe, Herr Baron, wirklich eben daſſelbe. Nur ſind Sie an den Brautkranz der Deutſchen gewöhnt, und an das Bettuch der Morgenländer, oder den zerbrochenen Topf der Liefländer nicht. Jenes körperliche Zeichen der Morgenländer konnte man nur dort fordern, wo die frühen Heirathen dieſes Zeichen natürlich und bedeutend machen. Bei ſpätern Heirathen muß jenes Zeichen der Jungferſchaft begreiflicher Weiſe öfters nicht vorhan-

den ſeyn; indeß war doch jedem Manne von Ehre daran gelegen zu zeigen, daß er keine liederliche Metze in ſein Bett aufgenommen habe. Man wählte alſo andere Zeichen der Keuſchheit: der rohe Slave eine ganze Schüſſel; der chriſtliche Deutſche das Symbol der Unſchuld in der Kirche, den Kranz. Aber ich ſtehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß Sie mit den größten Anerbietungen keinen Blondkopf unter Ihren Unterthanen bereden werden, ſeine Braut ohne Kranz in die Kirche zu führen. Weit eher, glaube ich, bereden Sie mit einer Flaſche Branntwein einen rohen Slaven, auf ſein Zeichen der Jungferſchaft bei ſeiner Braut Verzicht zu thun. Ich ſtehe Ihnen dafür, auf dies Zeichen der Jungferſchaft legt der Celte einen eben ſo großen und eingebildeten Werth, als der Slave. Wäre der Brautkranz bei uns nicht Mode, und Sie hätten ihn in einer Reiſebeſchreibung bei einem fremden Volke gefunden; ſo wäre er Ihnen aufgefallen, und Sie hätten in ihr Kollektaneenbuch eingetragen: „Das Volk N. N. legt einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft. Jede Braut muß dort einen

Kranz

Kranz tragen; und weiß ſich eine in Abſicht ihres geführten Lebens nicht ſicher, ſo ſetzt ſie nur mit Zittern den jungfräulichen Kranz auf: denn man hat ſogar Beiſpiele, daß der Prediger der Braut den Kranz abgenommen, oder daß ihre Feinde ihr auf den Kirchweg gehacktes Stroh geſtreuet haben. Jeder Bräutigam verlangt von ſeiner Braut den Kranz; am Hochzeittage wird er ihr feierlich vom Haare genommen, und die Gäſte übergeben ihn dem Bräutigam. Ja, man nennt bei dieſem Volke ſogar die Jungferſchaft ſelbſt: den Kranz." So würden Sie geſchrieben haben; und wehe dann dem armen Völkchen, wenn Sie auf den Einfall gekommen wären, ein Syſtem der Menſchenracen zu ſchreiben!

Der Baron ſtutzte. Er legte den Kopf in die Hand, und fieng an nachzudenken. Der Prediger glaubte, er habe den Sieg ſchon gewonnen; aber der Baron überlegte bloß, ob nicht dieſer Kranz eine Slaviſche Sitte ſey. „Ja," rief er; „es iſt ſo! es muß ſo ſeyn! Und die Beläge dazu werde ich ja irgendwo auffinden." — Er verbeugte ſich gegen den

Prediger. Dieſer gieng, und der Baron eilte in ſeine Bibliothek, mit dem Entſchluſſe, irgend einen Beweis zu finden, daß der Brautkranz mit den Slaven nach Deutſchland gekommen ſey. Wie leicht war der zu finden! Der Kranz iſt Römiſche Sitte; die Römer hatten ihn von den Griechen; und wurde nicht Griechenland von Phönicien aus bevölkert, wo dieſe Sitte zu Hauſe gehört, wo ſelbſt die Juden, mit denen wir ſo genau bekannt ſind, wohnten? Freudig ſprang er auf, und merkte die Sitte des Brautkranzes als ein Slaviſches Ueberbleibſel an.

Die Unruhen, die Schlägereien unter den Bauern des Barons hatten denn doch die Wirkung auf ihn, daß er nichts weiter von ſeinem Syſteme ſprach; und da die ſchwarze Parthei der weißen und dem Baron drohete, ihre Sache an das höchſte Landestribunal zu bringen, und mit Ernſt davon ſprach, den Baron zu dem Beweiſe anzuhalten, daß ſchwarzes Haar eine Schande ſey; da ferner der Amtmann dem Baron vorſtellte, daß er leicht zu einer Ehrenerklärung angehalten werden könnte, indem ſein Syſtem noch nicht privile-

girt ſey: ſo ergieng ein ſtrenger Befehl an die Blonden, Niemanden ſein ſchwarzes Haar weiter vorzuwerfen. Als dann der Amtmann den erſten Schuldigen wirklich ernſthaft beſtrafte, ſo wurde die Ruhe leidlich wieder hergeſtellt. Nur hatte der Baron den Verdruß, daß jetzt auch die Blonden, trotz ſeinen Wohlthaten, ihn verläſterten.

Die Liebe der Blonden verwandelte ſich ſogar in Haß gegen den Baron. Es kam ein Offizier in das Dorf, um die junge Mannſchaft zu meſſen. Der Baron, bei dem er aß, erkundigte ſich, welche Leute er zu Rekruten wählen würde. Der Offizier nannte ſie ihm. Es waren zwei Schwarze und ein Blonder. Der Weißkopf, der zum Soldaten beſtimmt war, ſtand, als dieſes Geſpräch anhob, vor der Thüre des Eßzimmers, weil er den Baron um ſeine Fürſprache bitten wollte. Er verlor kein Wort von dem Geſpräche. „Auch die Beiden haben Sie gewählt?“ fragte der Baron, als er die Namen der Schwarzköpfe hörte, und zuckte die Achſeln.

Meynen Sie nicht, erwiederte der Offizier, daß ich gut gewählt habe?

„Wenn die Größe den Soldaten macht, Herr Lieutenant, ſo haben Sie gut gewählt. Fordern Sie aber Muth, Treue, Entſchloſſenheit, Vaterlandsliebe, dann, freilich, haben Sie nicht gut gewählt. Unſer König iſt ein Deutſcher; er will auch Deutſche haben, um Deutſchland zu beſchützen; und dieſe beiden Menſchen. . .“

Sind es Ausländer, Herr Baron? Freilich, dann —

„Sie heißen Deutſche, ſind hier geboren und erzogen; allein — Sehen Sie, Herr Lieutenant — . . .“ Nun war er in ſeinem Syſtem, und bewies dem Offizier, daß eine Armee mit blondem Haar und blauen Augen noch einmal ſo treu, ſo muthig, ſo einſichtsvoll, ſo entſchloſſen, ſo ausharrend fechten müſſe, als eine mit ſchwarzem Haare. „Eine ſolche Armee koſtet mehr; denn der Celte kann ſich nicht mit den elenden Nahrungsmitteln begnügen, mit denen ein Slave zufrieden iſt. Eine Ruſſiſche Arme lebt beinahe von nichts; ein paar Zwiebeln, eine Handvoll Wurzeln nähren den Koſaken ganze Tage. Das kann ihm kein Deutſcher nachthun; aber

er kann ausharren, fechten, ohne je den Muth zu verlieren: das kann der Ruſſe nicht. O, rief er eifrig, lebte Tacitus noch, und ſähe jetzt eine Deutſche Armee, vor der Rom ſonſt zitterte; ſähe er die vielen Schwarzköpfe darunter — er würde ausrufen: Schande für Deutſchland! Das ſind keine Teutonen mehr; das ſind verächtliche Hunnen oder Sarmaten! Die fechten um Sold; nicht mehr für Freiheit und Vaterland!“

Der Enthuſiasmus des Barons ſteckte den jungen Offizier an. Sie haben Recht, Herr Baron, rief er; wahrhaftig, man vergißt das alles, wenn man nichts als die Zolle, die der Burſche mißt im Kopfe haben muß. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, von nun an nehm' ich nie einen andern Rekruten, als einen mit blondem Haar und blauen Augen. Für die beiden Schwarzköpfe wähle ich noch heute zwei Blonde.

In dieſem Augenblick entſprang der Weißkopf, der von dem Geſpräche nichts weiter begriff, als daß der Baron dem Offizier zugeredet hatte, nur Blondköpfe zu Soldaten auszuheben. Seine Erzählung davon durchlief

das Dorf wie ein Bliz. Man glaubte ſie nicht, weil man der Gunſt des Barons zu gewiß war; aber wie erſtaunten die Blondköpfe, wie triumphirten die Schwarzköpfe, als der Offizier, anſtatt der beiden ſchwarzen Rekruten, ein Paar blonde nahm und damit abmarſchirte.

Fürchterlich erwachte nun der Haß der Blondköpfe gegen ihren Beſchützer. Die Eltern der beiden neuen Rekruten liefen heulend zu dem Baron, und machten ihm die bitterſten Vorwürfe. Nie war er ſo in Verlegenheit geweſen als in dieſer Stunde. Die Thränen, das Jammern der Eltern über ihre Söhne drang ihm durch das Herz, ſo unceltiſch es ihm auch vorkam, daß ſie gar nicht auf ſeine Vorſtellung hörten, wie ehrenvoll es für ſie und ihre Kinder ſey, wenn ihnen, und nicht den Schwarzköpfen, das Vaterland ſeine Vertheidigung anvertraue. Er mußte ihnen zulezt verſprechen, ſie wieder los zu ſchaffen; das allein konnte die Eltern beruhigen. Nun aber gieng der Lärmen zwiſchen beiden Partheien aufs neue los. Die Schwarzen lachten und jubelten laut, und ſpotteten über die Gunſt des Borons, der ſeine lieben Kinder unter die Solda-

ten brächte. Die Weißen riefen: Euch will ja der König nicht! Schande genug für Euch, daß der König Euch nicht für werth hält, ihm zu dienen! — O, das mag er thun! antworteten die Schwarzen triumphirend.

„Die Elenden!“ rief der Baron. „Wie? und man will noch mein Syſtem angreifen? will noch nicht ſehen, wie feigherzig, wie gefühllos gegen die Schande dieſe Nachkommen der Slaven ſind?“ Der gute Baron ſah nicht, wie gern ſeine blonden Unterthanen in dem Falle geweſen wären, eben das ſagen zu können, was die Schwarzen ſagten; ſah nicht, wie ſehr ſie ihn haßten, daß er ſie in den Fall geſetzt hatte, ſo tapfer thun zu müſſen.

Indeß, trotz allen Schwierigkeiten, die dem Baron in den Weg gelegt wurden, genoß er denn doch nach gerade des Triumphes, ſeinen Glückſeligkeitsplan immer mehr ausgeführt zu ſehen. Das Herz lachte ihm vor Freude, wenn er ſeine Blondinen in ihren engen hellfarbigen Miedern und langen Röcken, mit kleinen Schritten, oder die jungen Burſche in hellblauen Röcken, engen Beinkleidern und Filzhüten über die Gaſſen gehen ſah. „Sehen Sie,“

ſagte er dann dem Oberſten Brenſen jedesmal, und drückte ihm die Hand; „ſehen Sie, wie ſchön der Strohhut über den blauen Augen ſteht!“ Und darin hatte er recht. Die Mädchen putzten ſich wie die Bräute; denn ihr Putz koſtete ihnen nichts. Sie ſchonten Hände und Haut; denn der Baron unterſtützte ſie ſo reichlich, daß ſie keine harte Arbeit zu thun brauchten. Auch den Triumph hatte der Baron erlebt, daß ſogar die Brünetten anfiengen etwas von ihrer Liebe zu der Slaviſchen Kleidung nachzulaſſen. Er war feſt überzeugt, daß ſeine Vorſtellungen das bewirkt hätten; allein die armen ſchwarzen Mädchen mußten wohl nachgeben, wenn ſie nicht alle ihre Liebhaber verlieren wollten, denen die ſchlanken, wohlgekleideten Blondinen ſehr in die Augen ſtachen.

Fielen den Weißköpfen ihre Häuſer zuſammen, ſo unterſtützte der Baron ſie mit Geld und Baumaterialien, wenn ſie ſo baueten, wie er wollte. Folglich ließ jeder Weißkopf ſein Haus mit der Front, und nicht wie ſonſt mit dem Giebel, auf die Gaſſe bauen. Die Häuſer bekamen hohe und helle Fenſter. Das Vieh wurde weiter von dem Wohnhauſe ab:

geſondert, und die Bauern befanden ſich jetzt in ihren Celtiſchen Häuſern wirklich beſſer, als vorher in ihren Slaviſchen Baracken. Den Schwarzen hingegen unterſtützte der Baron bei einem Baue ſo ſpärlich, daß er bei der vorigen Bauart bleiben mußte. „Sehen Sie," ſagte der Baron zu dem Oberſten; „ſelbſt in dieſen Kleinigkeiten hat die verſchiedene Organiſation den Celten von dem Slaven getrennt. Geben Sie Acht. Aus dieſem neuen Hauſe en front, aus dieſem hohen hellen Fenſter ſieht gewiß ein Blondkopf; dort aus jenem Hauſe, das ebenfalls erſt gebauet iſt, das den Giebel auf die Gaſſe kehrt und ſo kleine dunkle Fenſter hat, ſieht ein Schwarzkopf. Nun? was ſagen Sie dazu?"

Der Mann wird reicher ſeyn als jener, antwortete der Oberſt.

„Mit nichten. Sie ſind Beide gleich reich; allein die Organiſation treibt jenen, ſich hell und licht, und dieſen, ſich verſteckt und dunkel anzubauen." Der Baron verſchwieg ſehr ſorgfältig, daß er ſelbſt das helle Haus gebauet hatte. Bei einem ſolchen Falle mußte der Oberſt ſich immer gefangen geben, weil

er wirklich nichts davon begriff. Er ſchüttelte nur ſtillſchweigend den Kopf über die ſeltſame Erklärung. Der Baron ſah das Kopfſchütteln, lächelte und ſagte: „warum bauet der Biber in Kanada und an der Elbe einerlei Gebäude? warum die Bienen in meinem Garten und in Aſien gleiche Zellen? warum der Sperling in Europa und Afrika ein ähnliches Neſt? Die gleiche Organiſation treibt ſie dazu. Sehen Sie, aus demſelben Grunde bauet der Slave in Aſien eben das Haus, das der Slave auf meinen Gütern bauet: dunkel, eng und ſchmutzig; und der Celte am Kaukaſus, wie in Deutſchland, hell, groß, und reinlich. Zweifeln Sie noch? Ich könnte Ihnen das mit tauſend andern Fällen belegen, mit der Kleidung, mit dem Schnitte der Haare, mit den Möbeln, mit der Art zu ſitzen, zu gehen, zu tanzen, und ſo weiter, die allen Slaven, und allen Celten eigenthümlich ſind.“

So hole der Teufel den Menſchen, der bauen, eſſen, ſitzen, tanzen, denken, fühlen, und handeln muß, wie ſeine Organiſation ihn zwingt! Fühlen Sie denn nicht, wozu Sie den Menſchen machen? Zu einem Stocknarren

der Natur, zu einer Marionette, die das hölzerne Maul aufreißt, und von Vernunft, von Moralität ſpricht, bloß um damit zu lachen zu machen. Herr, ich würde mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich Ihr Syſtem glauben müßte. Nein, zu allem Glück ſehen auch noch Weißköpfe aus engen, dunkeln Häuſern hervor. Aber gewiß haben Sie nie einen Fuchs aus einem Bibergebäude hervorſchauen ſehen. Und das beweiſt eins für alles.

„Ich ſtehe Ihnen dafür, das Haus hat dann gewiß ein Slave gebauet, kein Celte; und nur davon iſt die Rede.“ —

Die Weißköpfe auf dem Gute des Barons lebten beſſer als die Schwarzen. Ihre Wohlhabenheit kam ſo ſchnell, ſo ohne Mühe, daß ſie anfiengen beſſer zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen als ſonſt. Sie waren bequemer, als die Schwarzen. Der Oberſt, der jetzt, wenn er bei dem Baron war, ſich mehr um die Bauern bekümmerte, ſagte das dem Baron, und warnte ihn vor ihrem Luxus.

„Sehen Sie, ein neuer Zug des Celten! Er muß beſſer eſſen, er kann nicht ſo hart liegen, als der Slave. Mit Einem Worte:

der Celte iſt weicher, zarter, als der Slave. Das werden Sie bei allen meinen Weiß-köpfen finden.“

Aber Ihre Celten werden zuletzt ver-hungern müſſen, wenn Sie fortfahren ſo zart zu ſeyn.

„Sorgen Sie nicht! Der Slave ver-ſchwelgt das auf einmal, wovon der Celte einen Monat lang genießt. Sehen Sie zu. Sie werden meine Weißköpfe wenigſtens in eben ſo gutem Vermögenszuſtande finden, als die Schwarzen. Der Celte genießt mäßig; der Slave verſchlingt, frißt. Bei den Mon-golen iſt das noch ſichtbarer. Alle Theile des Kopfes, die zum Eſſen gehören, Beiß-muskeln, Zähne, Backenknochen, ſind bei ihnen um vieles größer und ſtärker, als bei den Celten. Sagen Sie ſelbſt, muß ich nun nicht ſchließen, daß die Natur ſie zum Verſchlingen, zum Freſſen, zu den elende-ſten Nahrungsmitteln beſtimmt hat?“

Aber, zum Teufel, Herr! wer heißt Sie ſo ſchließen? Die Mongolen ſind durch den Grad der Kultur, durch Klima, Beſchäfti-gung, Lage, Umſtände gezwungen, die här-

teſten Nahrungsmittel, rohes Fleiſch, gedörrte Fiſche, Wallfiſchfleiſch, harte Wurzeln und dergleichen, zu verzehren. Ey, zum Teufel! ein Kind ſieht ja ein, daß ein Menſch, der nur Suppen, Spinat, weich gekochtes Fleiſch und Biskuit ißt, ſeine Beißmuskeln nicht ſo ausarbeiten kann, wie ein junger Mongole, dem die Mutter ein Stück rohes Fleiſch zum Frühſtück giebt. Wer, zum Henker, wird, wenn er eines Bauern Hand und Arm befühlt, ſagen: dieſe Hand iſt härter, größer, muskulöſer, ſtärker, knochiger als meine; darum hat die Natur den Mann zu harten Arbeiten beſtimmt und mich für den Sofa! Des Mannes Hand iſt durch die Arbeit hart geworden, wie des Mongolen Beißwerkzeuge durch die Arbeit ſtärker. Mit Ihrer Art zu ſchließen könnte ich ja von einem Geräderten behaupten: die Natur hat dieſen Unglücklichen beſtimmt, aufs Rad geflochten zu werden; denn ſeht einmal her, wie viel geſchmeidiger ſeine Knochen ſind, als die meinigen: ſie laſſen ſich biegen wie eine Weidenruthe.

„Ihre Vergleiche, Herr Oberſt, ſind ſo ſeltſam . . . .

Wie Ihre Beweiſe, Herr Baron.

So zankten ſie ſich täglich; allein der Baron blieb unerſchüttert, und genoß des hohen Triumphes, bald alles was Slaviſch war, aus ſeinen Dörfern weggeſchaft zu haben. Denn ſchon dreimal hatte er ſogar das Glück gehabt, von auswärts her junge Blondköpfe mit drei Brünetten aus ſeinem Dorfe zu verheirathen. Die Aeltern ſahen das gern; denn, ſo ſehr ſie die Blondköpfe auch haßten, ſo fühlten ſie dennoch, daß es jetzt kein geringes Glück ſey, blondes Haar zu haben, beſonders da der Baron die Befreiung von den Frohndienſten zum Preiſe dieſer Verbindungen machte. Ein paar Schwarzköpfe ſuchten voll Verdruß darüber, daß ſie ſo zurückgeſetzt wurden, ihre Höfe los zu werden. Der Baron kaufte ſie, und verkaufte ſie mit Schaden wieder, allein an die beiden blondeſten Jünglinge, die in der Gegend zu finden waren. So ſah er fröhlich dem Tage entgegen, da er rufen konnte: alle meine Unterthanen ſind die edelſten Celten!

Die Prophezeiungen des Amtmanns, der dem Dorfe den vollen Untergang verkündigt hatte, trafen nicht ein. Die Schweſter des

Predigers nahm der Baron ſogar in Schutz. „Ich verſtehe von ſeinem Syſteme nichts, ſagte ſie, und mag nichts davon verſtehen; aber daß Ihr Beide das Syſtem in die Hölle verdammt, begreiſe ich doch auch nicht. Der Baron iſt nur zwei Jahre hier, und das Dorf hat zehn neue Häuſer, in denen man nicht vor Geſtank vergeht. Die Mädchen im Dorfe kleiden ſich niedlich; die jungen Burſche auch: das mag ich leiden. Die Schulden des Dorfes ſind bezahlt, und keiner hier leidet mehr Noth. Nehmt mir's nicht übel; bringt ein Syſtem das in zwei Jahren hervor, ſo kann man ihm wohl zu gute halten, daß es ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen verdammt, und dicke Bäuche haßt, obgleich Ihrer, Herr Amtmann, Ihnen recht hübſch läßt. Ich ſelbſt mag lieber einen ſchlanken jungen Menſchen leiden, als einen kurzen, dicken. Die Bauern prügelten ſich ſonſt alle Tage; aber das iſt nun vorbei. Daß der Baron die Schwarzen aus dem Dorfe nach und nach wegſchaft, kann ihm Niemand verdenken. Du ſchaffſt alle Pergamentbände nach und nach aus deiner Bibliothek, und nimmſt

Franzbände; und da der Amtmann ſchaft alle Blumen, die nur einen gelben Punkt haben, ohne Gnade ab. Es ſind aber Menſchen, ſagt Ihr. Gut! Der Baron thut doch keinem Unrecht, und jagt doch keinen fort. Er kauft die Güter, und ſchaft, was Ihr nicht leugnen könnt, ſehr hübſche Jungen wieder hinein."

Aber, ſagte der Prediger, was hätte mit eben dem Gelde, das dies alles koſtet, nicht können gewirkt werden!

„Gebe der Himmel, daß erſt alle Edelleute ihr Geld nur ſo nützen, wie der Baron! Er läßt es ſich etwas koſten, blonde Bauern ins Dorf zu ziehen; aber er macht ſie wohlhabend und glücklich. Andre Edelleute ſchaffen für ihr Geld Hunde, Pferde, Meubles, und machen ihre Bauermädchen liederlich, ihre Bauern arm. Das Syſtem iſt noch gut genug."

Wenn es nicht bekannter wird, ſagte der Prediger, und es nur dabei bleibt; was ich aber nicht glaube!

Der Prediger hatte Recht; es blieb nicht dabei. Bei der nächſten Hochzeit im Dorfe ließ

ließ der Baron den Bräutigam zu ſich rufen. Der Brautkranz, dieſer letzte Slaviſche Sauerteig, lag ihm gar zu drückend auf dem Herzen. „Höre,“ ſagte er zu dem Bräutigam; „du ſollſt mir einen Gefallen erzeigen.“ Der Bauer lächelte. „Eine Kleinigkeit, die nichts in der Welt auf ſich hat ... Du biſt doch feſt überzeugt, daß deine Braut Jungfer iſt?“ — Der Bauer ſtutzte. O ja, Ihr Gnaden! ja, das bin ich! — „Und du würdeſt doch ſicher kein Mädchen heirathen, von der du vermuthen könnteſt, daß ſie ſich ſchlecht aufgeführt hätte?“ — Nein, rief der Bauer; wahrhaftig nicht! Glauben Ihr Gnaden, das thät' ich nicht. Das weiß das ganze Dorf, ſo wie es weiß, daß meine Braut ſich immer ehrlich aufgeführt hat, und unſchuldig wie ein neugebornes Mädchen iſt. Da muß im ganzen Dorfe kein Mann ſeyn, der ſich eines Kuſſes von ihr rühmen könnte, ausgenommen ich ſeit meiner Verlobung.

„Deſto beſſer, wenn das Dorf ſo von dir und deiner Braut denkt! Deſto leichter wird dir der Gefalle ſeyn, den ich von dir verlange. Laß dich mit deiner Braut trauen,

ohne daß ſie eine Brautkrone trägt; ich will dir auch ein ganz neues Wohnhaus bauen laſſen.“ — Der Bauer ſtutzte wieder. Ihr Gnaden, ſagte er mit argwöhniſchen Blicken, wiſſen Sie etwa was, haben Sie etwas gehört, ſo ſagen Sie. Was? keine Krone? So weit wär' es? Das muß ich wiſſen!

Der Baron beruhigte den Bauer. Eben weil wir, du, ich und das ganze Dorf, überzeugt ſind, daß deine Braut eine ehrliche Jungfer iſt, ſo kann es dir ja einerlei ſeyn, ob ſie eine Krone trägt oder nicht. Wie geſagt, ich will dir ...“

Aber der Bauer ſchlug es kurz ab. Der Baron bat, befahl, drohete; es half nichts. „Wenn nun aber deine Braut will?“ fragte der Baron. — Ihr Gnaden, ſagte der Bauer erbittert: wenn meine Braut ohne Kranz in die Kirche käme — ja, bei meiner Seele! ſtatt ihr dieſe Hand zu geben als Mann, wollte ich ſie damit zur Kirche hinaus prügeln!

„Aber mein Gott, Menſch! wenn ſie nun ein ehrliches Mädchen iſt, kann es dir denn nicht gleichgültig ſeyn, ob ...“

Ob ſie einen Kranz trägt? gleichgültig?

Nein! nimmermehr! Wenn ſie heute mir entdeckte: ſieh, Hans, ich habe einmal gefehlt, ich bin einmal zu Falle gekommen; und es wüßte keiner darum, das wollt' ich ihr noch vergeben. Aber ohne Kranz in die Kirche — ich ſtieße ſie mit den Füßen vom Altare weg! das thät' ich!

„Aber du Narr, rief der Baron hitzig; iſt dir denn das Zeichen der Sache lieber, als die Sache ſelbſt?"

Ei was, Sache hin, Sache her! das ſind Poſſen. Darnach hör' ich nicht. Aber an den Brautkranz, nicht rühr an! Der iſt das Beſte an der ganzen Hochzeit; das iſt ja ordentlich das Chriſtenthum dabei; das hieße Gott ſpotten. Lieber die Hand hier, als den Kranz! Ei ſeh doch einer! ohne Kranz! lieber mein Leben! Nicht alſo!

Der Baron machte einen neuen Verſuch, der aber noch übler ablief; denn der Bauer wurde hitziger, und drohete. Der Baron wurde endlich durch des Menſchen Unvernunft, durch eine ſo unbegreifliche Anhänglichkeit an das Slaventhum, ſo erbittert, daß er ihn ſchimpfte. „Geſtohlen, rief er in der

Wuth, geſtohlen haſt du das blonde Haar, geſtohlen die blauen Augen! Ein Bankert, ein Baſtart biſt du, du unvernünftiger Menſch! Ein Kakerlake war dein Vater, ein Hurkind biſt du! Alles an dir lügt. Und den Brautkranz ſoll deine Braut nicht tragen, und Niemand mehr im Dorfe, ſo lange ich lebe; oder ich laſſe Euch die Kirche zuſchließen! Keine Braut ſoll mehr einen Kranz tragen, weder deine, du Elender, noch eine andre!"

Der Bauer eilte wüthend zu Hauſe, und fand da eben ſeine Braut mit ihren Eltern und Anverwandten. Daß dich die Peſt! rief er beim Hereintreten. Denkt nur, denkt! Der Edelmann will meiner Braut verbieten ſich in einem Kranze trauen zu laſſen! — Alle ſprangen auf. Wer, wie, wo, was? ſchrien alle durch einander. „Sie ſoll keinen Kranz tragen." — Wer? meine Tochter? was? hat ſie ſich nicht ehrlich aufgeführt? Das hat er geſagt, der Baron? — „Das hat er geſagt!" rief der erhitzte Bräutigam. Und mich hat er ein Hurkind genannt, hat geſagt, Ihr wärt mein Vater nicht, ſondern ein — ich weiß nicht mehr, wie mein Vater heißen ſollte.

Ein neuer Lärm. Du ein Hurkind? Wie? Ich wäre dein Vater nicht? — Des Bräutigams Mutter fing an eben ſo kräftig zu ſchreien, als der Braut Mutter ſchon ſchrie. Die Väter fluchten unter einander. Den Teufel auch! das wollen wir ihm wohl ſagen. Sie ſoll einen Kranz tragen; zwei, wenn wir's wollen! — „Ja, ſeht nur zu," rief der Bräutigam: „er will uns die Kirche vor der Naſe zuſchließen laſſen." — Je, das iſt doch unerhört! riefen die Alten; unſere Kirche? Wahrhaftigen Gott! gebt Acht, das geht immer weiter. Zuerſt hat er uns beredet, die Schwarzköpfe wären Zigeuner —

Ja, ja, da ſeht Ihr's nun, hob ein alter Schwarzkopf an, ein Verwandter der Braut; den ſeligen ehrlichen Schulzen hat er auch auf den Kirchhof gebracht! Wer weiß, wo ſein Sohn jetzt modert, und Herrmanns Tochter in der Irre herumläuft!

Herrmann ſprang auf. Das iſt wahr, ſchrie er; mich hat er um meine Tochter gebracht. Ich leid' es nicht, das ſag' ich.

Ja, ja! Und darf er uns denn befehlen, an wen wir unſere Kinder verheirathen ſollen?

Das thut ja der König nicht einmal; und der Edelmann nimmt ſich das heraus! Und hat er nicht Joſt und Hennig ſo lange gezwiebelt, bis ſie ihm die Höfe verkaufen mußten? Und nachher handelt er mit unſern Gütern! Iſt das Recht?

Und wir dürfen nicht tragen, was wir wollen! keine Pelzmützen! Und der Schäfer ſogar hat müſſen ſeinen Schafpelz ablegen! Und ſagt noch lange, er iſt uns gut, und bringt unſere Kinder unter die Soldaten!

Und jetzt, das iſt doch allzu arg, will er uns gar verbieten, unſere Töchter in Kränzen trauen zu laſſen, als ob ſie Huren wären! und da, den Bräutigam heißt er ein Hurkind!

Das laute Geſchrei dieſer Leute, die ſich unter einander immer ſtärker erhitzten, zog mehr Leute herbei; und jedem wurde mit tauſend Zuſätzen erzählt, daß der Baron verboten habe, Brautkränze zu tragen.

Endlich gingen die Eltern der Brautleute zu dem Edelmann, um ihn zu fragen, ob das ſeine Meynung wäre. Der Baron ſaß eben und ärgerte ſich über den Triumph, den der

Prediger haben würde, wenn die Braut doch einen Kranz trüge. Er ſann auf Mittel, die Eltern der Brautleute mit Güte auf ſeine Seite zu bringen, als gerade die beiden Väter zu ihm herein kamen. Die Bauern fragten mit einer ſcheinbaren Unterthänigkeit, ob er den Bräuten verboten habe, Kränze zu tragen. Der Baron wollte kurz und gut verſuchen, was ſeine Entſchloſſenheit ausrichten würde. Er ſagte: „ich habe es verboten; und künftig trägt keine Braut einen Kranz mehr.“ — Und wollen denn Ihr Gnaden uns die Kirche zuſchließen laſſen? fragten die Bauern weiter. — „Ja!“ ſagte der Baron kurz ab; „wenn Ihr nicht gehorchen wollt, ja!“ — Wir wollen Ihr Gnaden Antwort ſagen, erwiederten die Bauern, und gingen.

Sie kamen zu Hauſe, und brachten die Antwort. Die Geſellſchaft erhitzte ſich, und man beſchloß allgemein, den Edelmann bei der Regierung zu verklagen. Der alte Schwarzkopf, auf deſſen Verſchmitztheit und Racheifer man ſich verlaſſen konnte, erhielt den Auftrag, in einer benachbarten Stadt eine Klage von einem Advokaten aufſetzen zu laſſen. Man

gab ihm dazu eine Vollmacht; und der Alte, der ſich freuete, daß endlich der Tag der Rache gekommen war, ging unverzüglich in Geſellſchaft des Bräutigams und des Brautvaters nach der Stadt.

Sie wendeten ſich an einen Winkeladvokaten, den ſie ſchon länger kannten, und der Herz genug hatte, ſelbſt den König beim Könige zu verklagen; aber ſelbſt dieſer Mann erſtaunte über die ſeltſame Klage der Bauern, und fragte mehrere male: Leute, lügt Ihr auch nicht? das iſt ja nicht möglich! Sie erzählten indeß dem Advokaten ſo viele kleine Umſtände, ſetzten alles ſo genau auseinander, und waren ſo einſtimmig in ihrer Ausſage, daß er nicht länger zweifeln konnte, und die Klage aufſetzte, ſo wie die Bauern ſie haben wollten. Der Advokat war eine von denen bosʒ haften Seelen, die keine Gelegenheit vorüber gehen laſſen, wo ſie ehrliche Leute necken können, von denen ſie beleidigt zu ſeyn glaubben. Der Regierungs-Präſident hatte ein paarmal ſehr ernſtlich mit dem Advokaten über ſein Aufhetzen der Bauern geſprochen. Jetzt fand der Advokat eine Gelegenheit, ſich

an dem Präſidenten auf Koſten eines Drit⸗ten ſo bitter zu rächen, als er nur wünſchte. Boshaft lächelnd ſchrieb er, und die Feder flog wie von ſelbſt. Die Klage wurde einge⸗geben.

„Hier iſt, ſagte der vortragende Rath in der nächſten Seſſion, eine ſo höchſt ſeltſame Klage, daß man kaum ſeinen eigenen Augen trauet. Die Gemeinde in Zaringen beſchwert ſich, daß ihr Gutsherr, der Baron von Fla⸗ming, ſie ſeit zwei Jahren auf die unerhörteſte Art gemißhandelt und unterdrückt habe, und bittet um ſchleunige Hülfe. Sie ſagt: Erſt⸗lich habe der Baron alle Bauern, alle Fami⸗lien gegen einander aufgehetzt, wüthenden Haß und Zwietracht in der Gemeinde verbreitet und unterhalten, und ſeine Freude an den Schlä⸗gereien der Bauern gehabt, wie das die Akten des Juſtiz⸗Amtmannes bewieſen, die man mit den Akten vor der Ankunft des Ba⸗rons vergleichen müſſe, um zu ſehen, wie ru⸗hig und friedlich die Gemeinde vorher gelebt hätte. Um dieſen Haß recht glühend zu ma⸗chen, habe der Baron den Bauern mit blondem Haar und blauen Augen vorgeſpiegelt: die mit

ſchwarzem Haare wären Nachkommen von Zi=
geunern, und müßten eigentlich nur Leibeigene
und Sklaven der andern ſeyn; ſo wie er
denn auch alle Menſchen, die ſchwarzes Haar
und ſchwarze Augen, einen dicken Bauch, und
dicke Lippen hätten, und gar ſchwarze Kleider
trügen, bitter haßte, und ſie geradehin für
Dummköpfe, Mörder, Hurer und Diebe er=
klärte, in welchem Stande und Würden dieſe
Menſchen auch lebten;" (Hier verzogen alle
Räthe die Lippen zum Lächeln, ausgenommen
der Präſident, mit dem dieſe Beſchreibung,
ſelbſt bis auf das ſchwarze Kleid, das er im=
mer trug, völlig zutraf. Bei dieſem Punkte
hatte der Koncipient der Klage ſich auch am
weitläuftigſten ausgelaſſen, weil es der Punkt
ſeiner Rache war.) — „wie der Baron denn
auch ſogar den Juſtizamtmann damit verächt=
lich zu machen geſucht. Und ſo hätte denn
auch kein Bauer, der ſo unglücklich ſey, ſchwar=
zes Haar zu haben, Gerechtigkeit erhalten,
ſondern wäre bedrückt, und oft ganz unſchuldig
mit Gefängniß und andern harten Strafen be=
legt worden, wie ſich das aus den Akten des
Dorfes ergeben würde. Der Baron habe ferner

das Heirathen zwiſchen Weiß- und Schwarzköpfen bei harter Strafe verboten, wie er denn auch ein Paar junge, gute Leute, den Sohn des Schulzen im Dorfe, und die Tochter des Bauern Herrmann, die mit Einwilligung ihrer Anverwandten ſich verlobt gehabt, an ihrer Heirath gehindert, und ſie endlich auf eine tyranniſche Weiſe gezwungen habe, in die Welt zu gehen, worüber der alte Schulze vor Gram geſtorben, und ſein Hof noch leer ſtehe, weil man nicht erfahren können, wohin der junge Menſch gegangen ſey. Ueberall habe der Baron ſeine Unterthanen von ſchwarzer Farbe ſo gedrückt, daß ſie ſich aus Noth entſchließen müſſen, ihm ihre Güter zu verkaufen, und das Dorf, worin ſie geboren worden, und ihre Familien zu verlaſſen. Zu dieſen unerhörten, ſinnloſen Bedrückungen gehöre, daß der Baron den Mannsperſonen verboten habe, Pelzmüzzen, Pelze, weite Beinkleider, und Röcke von ſchwarzer oder dunkelblauer Farbe zu tragen; die Mädchen hätten müſſen in Einem Rocke und beinahe ohne Bedeckung auf der Bruſt gehen. (Ein allgemeines Gelächter.) Sie hätten kein fettes Fleiſch eſſen dürfen, und was

dergleicheu noch mehr wäre. Die Weißköpfe hätte er auf eine andre Weiſe gedrückt: Er habe bei Aushebung der Rekruten den dazu kommandirten Officier zu bereden gewußt, nur Weißköpfe zu nehmen, und die Schwarzköpfe zu verſchonen. Ferner habe er die Weißköpfe in ihrem Gewiſſen bedrückt, und in ihrem Glauben irre gemacht, da er ohne Scheu öffentlich behauptet: die Weißköpfe ſtammten nicht von Adam ab, und die wahre Erbſünde ſey ein dicker Bauch und ſchwarzes Haar. (Gelächter.) Er mache die Familien irre, indem er feſt behaupte, daß der und der ein Baſtart ſey. Jetzt habe er nun gar jeder Braut verboten einen Brautkranz zu tragen, und wolle dadurch die ehrlichen Mädchen zu Huren herabwürdigen; ja, er gehe in ſeiner Tyrannei ſo weit, daß er ſchon gedrohet habe, er wolle die Kirche, die doch der Gemeinde gehöre, verſchließen laſſen. Die unglückliche und ganz verlaſſene Gemeinde von Zaringen bitte nun um Hülfe, Unterſuchung ihrer gerechten Klagen, und ſchleunige Abhelfung ihrer Beſchwerden, weil jetzt eine Braut befürchten müſſe, ohne Kranz zur Trauung zu gehen, und ſich dadurch noch vor der Nachwelt zu beſchimpfen."

Ein Erſtaunen ohne Gleichen ergriff die ganze Verſammlung. Man ſah ſich an, lachte und zweifelte. Dieſer dachte ſich den Baron ſo, jener anders. „Das iſt ein boshafter Menſch, der ſein Vergnügen daran findet, Menſchen zu martern, ein Ungeheuer, wenn nur die Hälfte von dem allen wahr iſt! So rief ein junger Rath, und ſtand mit funkelnden Augen auf. „Ich vermuthe, ſagte ſchmunzelnd ein anderer, es iſt ein Bon vivant, ein Mädchenjäger! Er zwingt die Mädchen halb nakkend zu gehen. Die Bauern ſind eiferſüchtig. So läßt ſich das andere erklären.“ — „Ein Spottvogel, rief ein dritter, der den Prediger, den Amtmann und die ganze Welt zu Narren macht. Das wird es ſeyn; denn es iſt gar zu toll.“ — „Oder der Baron muß den Verſtand verloren haben, ſo kommt es mir vor,“ ſagte ein vierter. — „Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, er iſt alles zuſammen, ſagte der Präſident: und ein neumodiger Philoſoph dazu, der es gern ſähe, wenn die Räthe der Landeskollegien in Reitjacken gingen! Der Narr, der!“

Ein Rath bekam den Auftrag, die Klage an Ort und Stelle zu unterſuchen; und dem

Prediger in Zaringen wurde ſogleich befohlen, die Braut mit einem Kranze zu trauen, wenn ſonſt nichts im Wege ſtånde. Der deputirte Rath ſchickte dem Baron die Klage der Gemeinde nebſt ſeinem Kommiſſoriale zu, und beſtimmte den Tag, wann er in Zaringen eintreffen würde. Der Schlag kam dem Baron ſo unerwartet, daß er kaum ſeinen Augen traute, als er die Klage las. Er ließ den Amtmann rufen. Dieſer erſtaunte eben ſo ſehr, wie der Baron. Der Prediger, eben ſo erſtaunt über den Befehl, die Braut mit einem Kranze zu trauen, kam dazu; und jetzt fand man denn ſo ziemlich die Urſache der Klage aus. Auch die Gemeinde erhielt das Kommiſſoriale von der Regierung; und ſo geſchäftig der Baron mit dem Amtmann und dem Prediger war, einen Entſchluß zu faſſen, ſo geſchäftig waren auch die Bauern, welche die Klage angefangen hatten, die übrigen, welche noch nichts davon wußten, auf ihre Seite zu bringen. Die Weißköpfe ließen ſich überreden, weil man ihnen vormahlte, daß der Baron jetzt gezwungen werden ſolle, ohne Bedingung die Befreiung ihrer Güter von

Frohndienſten feſt zu ſetzen, die nie gewiß ſey, ſo lange die Bedingung noch beſtehe.

Der Amtmann machte einen Verſuch, die Gemeinde zu bereden, daß ſie die Klage zurücknehmen möchte. Der Pfarrer billigte das nicht; und ſeine Prophezeihung traf ein. Die Bauern wurden jetzt erſt recht eifrig; ſie hielten dieſen Vorſchlag für eine Anerkennung, daß ſie den Prozeß gewinnen müßten. Der Prediger erkundigte ſich heimlich nach der eigentlichen Abſicht der Bauern; denn ſo viel ſah er wohl ein, daß ſie ſelbſt es mit dieſer Klage nicht recht ernſtlich meynen, und höchſtens, weil der Schein für ſie war, eine Demüthigung des Edelmannes bewirken könnten. Er brachte wirklich heraus, daß ſie hofften, bei dieſer Gelegenheit unbedingte Befreiung von ihren Dienſten zu erhalten. Dies ſagte er dem Edelmanne, und ſtellte ihm zugleich vor, daß er, da der Schein ganz gegen ihn ſey, in dieſem Prozeſſe eine ſchlechte, demüthigende Rolle ſpielen werde. Er gab ihm ſogar zu verſtehen, daß er mit einem kleinen Opfer, welches er den Bauern freiwillig brächte, ſie leicht bewegen würde, die Klage zurück-

„Wie?“ rief Flaming in einer wirklich edlen Stellung; „dieſe Undankbaren ſollten mich zwingen, ihnen die Wohlthaten zu geben, die ich ihnen freiwillig antrug, nur unter der Bedingung, daß ich ſie glücklich machen dürfte? Niemermehr! Habe ich denn Unrecht? O, die Undankbaren! Da ſtehen, anſtatt verfallener Hütten, reinliche Häuſer; anſtatt unfruchtbarer Aecker, reiche Erndten. Da gehen ſie, ſonſt wie zerlumpte Bettler, jetzt anſtändig und reinlich gekleidet! Und mich, der ich ihnen das alles gab, mich klagen ſie als einen Tyrannen, als einen Raſenden an? O, laſſen Sie mich! laſſen Sie mich! Ich werde ſtillſchweigend den Kommiſſarius bei der Hand nehmen, und ihm die reinlichen Häuſer zeigen, die Ställe voll Pferde, die Heerden Kühe und Schafe, die Aecker voll Dünger und voll Saat. Ich werde ihm die Bücher aufſchlagen, ihm die Schulden zeigen, welche die undankbaren Menſchen ſeit den zwei Jahren, die ich hier bin, abbezahlt haben. Dann will ich ihn fragen: bin ich ein Tyrann? bin ich ein Raſender? und die Elenden werden verſtummen.“

Das werden ſie nicht, gnädiger Herr, edler Mann, ſagte der Prediger voll Affekt; das werden ſie nicht. Sie kennen die Bauern nicht! Sie werden, trotz dem, auf die Unterſuchung der einzelnen Klagepunkte dringen; und da iſt der Schein gegen Sie, mein theuerſter Herr Baron.

„Nein, nein! rief der Baron; das können ſie nicht. Menſchen mit dem blondeſten Haar, mit den blaueſten Augen! das können ſie nicht; es wäre, o wahrhaftig! es wäre ein Mongolen-Streich."

Bauern, Ew. Gnaden, ſind Mongolen, ſo lange ihre Erziehung nicht beſſer iſt. Der Menſch ohne Bildung der Seele iſt immer mehr oder weniger Mongole. Der gebildete Mann iſt der einzige Celte auf der Erde.

Hier unterbrach der Amtmann den Baron, der ſo eben anfangen wollte, ſein Syſtem zu vertheidigen: mir fällt etwas ein. Ew. Gnaden haben Recht. Abzwingen muß man ſich nichts laſſen. Verſprechen Sie den Weißköpfen die vollkommene Freiheit von dem Frohndienſte, ſo machen wir die Gemeinde uneinig, und der Sieg iſt unſer. Die Weißen

treten dann auf unſere Seite, dafür ſteh' ich Ihnen.

Der Baron ſah den Amtmann verächtlich an; „den Rath verzeih' ich Ihnen, weil Sie ihn mir geben. Ich ſoll mich zu Künſten herablaſſen, den Betrüger ſpielen? Liſt und Verſchmitztheit, Herr Amtmann, ſind nicht die Waffen, womit ein Celte ſich vertheidigt. Hätte ich Unrecht, ſo würde ich geradezu ſagen: ich bin ſchuldig. Allein ich habe Recht; und das Recht geht keine Schleifwege. Wie? ſollen meine Unterthanen von mir lernen, daß Betrügen erlaubt iſt. Fort! laſſen Sie mich! Ich will mich vertheidigen. Und was ſorg' ich? Ich werde der Regierung mein ganzes Syſtem vorlegen; ja, vielleicht iſt dies der Zeitpunkt, den die Vorſehung herbei führt, das Auge des Staats auf mein Syſtem zu richten."

Der Prediger ſchwieg mit einer bedauernden Miene, und gieng; denn hier war jetzt kein Rath mehr möglich. Aber er gieng, mit Achtung, mit Ehrfurcht für das Herz des Edelmanns erfüllt. Und wenn ich es bedenke, ſagte er vor ſich im Gehen, ſo iſt dies

Syſtem, ſo thöricht es auch ſeyn mag, ein Beweis mehr von ſeinem ſchönen Herzen. Setze ich anſtatt des Celten, den gebildeten Weiſen, anſtatt des Mongolen, den verwahrloſeten, rohen Menſchen: ſo hat er Recht; und was könnte man Schöners thun, als den armen Mongolen veredlen?

Der Baron war nun feſt entſchloſſen, die Sache ihren Gang gehen zu laſſen. Zu gleicher Zeit aber mußte doch auch die Vorſtellung bei ihm ſehr deutlich werden, daß er ſich bisher durch ſein Syſtem nichts als bittre Feinde gemacht hatte. Er durchflog ganz kurz ſeinen Lebenslauf. Wie viel Noth hatte ihm der Geheimerath mit den großen Ohren, die Frau von Koch, die Frau von Hauſen gemacht! und nun jetzt wie viel Verdruß machten ihm nicht ſeine Slaviſchen Unterthanen! Denn es war dem Baron kein Geheimniß, daß der liſtige Schwarzkopf an der Spitze ſeiner aufgebrachten Unterthanen ſtand. Es konnte ihm nicht entgehen, daß er allen dieſen Verdruß würde vermieden haben, wenn er ſein Syſtem verſchwiegen hätte. Seine natürliche Gutherzigkeit führte ihn aber zu-

gleich auf den Gedanken, daß ſein Syſtem auch Andern eben ſo vielen Verdruß erregt habe, als ihm ſelbſt. „Ja," rief er; „es iſt wahr, wie weh muß es nicht einem Manne thun, wenn er ſich auf einmal aus der Klaſſe der beſſern Menſchen weggeſtoßen ſieht! — Wohl!" rief er dann nach einer Pauſe; „noch einmal alſo will ich mein Syſtem vorlegen, und dann es auf ewig in meine Bruſt vergraben. Unbemerkt will ich thun, was ich kann; verborgen, verſtohlen will ich jede Ehe der Celten mit den unedleren Slaven verhindern. Die Vorſehung mag das Uebrige thun!" Er ſtand ruhig auf, und ritt eben ſo ruhig durch die Fluren ſeines Dorfes. Von einer Anhöhe betrachtete er ſein Dorf, deſſen ſchöne Häuſer aus den üppigen Blüthen der Fruchtbäume hervorſahen. „Sey es, wie es ſey! Sie ſind jetzt glücklicher, als ehemals. Undank belohnte von jeher den Wohlthäter der Menſchen; und ihr Undank ſoll mich nicht abhalten ihnen Gutes zu erweiſen. Ja, ihr ſollt frei ſeyn von allen Frohndienſten! Ihr haßt mich, und ich will Euch wohlthun!"

Dieſes ſchöne Gefühl erfüllte ihn mit je-

nem edlen Stolze, der das Herz erhebt. Langſam ritt er durch die Gaſſen ſeines Dorfes. Mit Vergnügen ſah er den Wohlſtand ſeiner undankbaren Bauern, und er beſchloß, gleich nach Beendigung des Prozeſſes Schwarzen und Blonden die Freiheit von allen Dienſten ohne Bedingung zu geben.

Der Tag der Kommiſſion rückte heran. Der Regierungsrath fuhr mit einem Referendar in das Dorf ein. Sie hatten ein elendes, verfallenes Dorf erwartet, und fanden zu ihrem Erſtaunen große, reinliche Häuſer. Der Referendar machte den Rath auf die wohlgekleideten Bauermädchen aufmerkſam, auf die frohen, reinlichen Kinder, die vor den Häuſern ſpielten. Sie fuhren auf den Edelhof. Mich ſoll nur wundern, wie ſich der tolle Baron gegen uns nehmen wird, ſagte der Referendar; und ſie ſtiegen aus.

Der Baron empfieng ſie mit Anſtand, beſcheiden, ohne jene falſche Höflichkeit, die den Richter beſtechen, ohne den erborgten Trotz, der ihn ſchrecken ſoll. Doch fuhr er ein wenig zuſammen, als er ſah, daß keiner ſeiner Unterthanen ein ſo Slaviſches Anſehen hatte,

wie der Regierungsrath. Er wollte dieſem ſein Syſtem, ganz ins Kurze gezogen, vorle- gen; und ſeinem Aufſatze war eine Verthei- digung gegen die einzelnen Klagpunkte an- gehängt. Aber er ſchob dieſe Vertheidigung unter ſeine andern Papiere, als er ein paar Blicke auf den Regierungsrath geworfen hat- te. Himmel! ſeufzte er heimlich; iſt es nicht, als ob mir alle Slaven auf den Leib gebannt wären? Er fühlte nun freilich wohl, daß eine Auseinanderſetzung ſeines Syſtems aufs neue einem Menſchen wehe thun müßte, und war daher unentſchloſſen.

„Meine Bauern,“ fing er endlich an, „haben mich angeklagt, ich ſey ihr Tyrann, ihr Unterdrücker, ein Raſender, der ſein Ver- gnügen daran finde, ſie unglücklich zu machen. Ueber die einzelnen Punkte müſſen wir freilich auch reden; allein erlauben Sie, Herr Re- gierungsrath, daß ich zuerſt im Allgemeinen meine Vertheidigung führen darf.“ Die Bauern wurden auf das Schloß beſchieden. Sie kamen. Der Regierungsrath wollte nun anfangen zu ſchreiben; allein der Baron hielt ihn davon ab. „Was ich ſagen will, mag

ungeſchrieben bleiben. Es betrift nur mich." Er ließ das Hypothekenbuch bringen, ſchlug einen Bauer nach dem andern auf, und zeigte dem Regierungsrathe die Summen, die jeder vor zwei Jahren ſchuldig geweſen war, und nun ſchon abbezahlt hatte. Dann ſetzte er dem Regierungsrath aus einander, und zwar in Gegenwart der Bauern, daß er ihnen Theils Summen ohne Zinſen, oder doch zu ganz unbedeutenden Zinſen vorgeſchoſſen, und die Bezahlung in Korn zu hohen Preiſen zurückgenommen hatte. Kurz, er machte dem Rathe deutlich, daß die Bauern durch ihn ſchuldenfrei waren. Die Bauern geſtanden das zu. Der Regierungsrath wendete ſich nun zornig zu ihnen. „Nicht ein Wort!" ſagte der Baron. „Weiter!" — Jeder Bauer mußte angeben, wie viel Vieh er vor zwei Jahren gehabt hatte, und wie viel er jetzt habe. Der Unterſchied war auffallend. Alle geſtanden ebenfalls, daß der Baron es ihnen Theils zu ſehr mäßigen Preiſen verkauft, Theils geborgt, Theils auch geſchenkt hatte. „Sie ſelbſt," fuhr der Baron fort, „ſind durch die Flur gekommen, und werden nun

leicht begreifen, warum ſich die Felder hier vor den benachbarten Fluren auszeichnen. Das Dorf haben Sie geſehen, Herr Rath; ich wollte, Sie hätten es auch vor zwei Jahren geſehen. Die Häuſer hab' ich Theils ganz auf meine Koſten bauen laſſen, Theils ihnen die Baumaterialien geſchenkt. Wenn einer — hier ſtehen ſie alle, ſie mögen reden — wenn einer von ihnen ein Unglück hatte, Hagelſchlag, oder Waſſerfluth, ſo habe ich den Schaden erſetzt. Wenn einer von ihnen krank lag, ſo hab' ich den Arzt holen laſſen, Arzt und Arznei bezahlt. In jeder Noth konnten ſie ſich frei an mich wenden, und niemand kann ſagen, daß er ohne Hülfe von mir gegangen iſt." Die Bauern ſchwiegen. „Einem Theile von ihnen," hob der Baron nach einer Pauſe wieder an, „hab' ich die Dienſte erlaſſen, die ſie mir ſchuldig waren. Sehen Sie, Herr Rath, jetzt kennen Sie den Tyrannen, den Unterdrücker dieſer Menſchen! Das hab' ich ihnen gethan!"

Jetzt wollte der Regierungsrath anheben. Der Baron aber fiel ein: „Nein, Herr Rath, ſeyn Sie ruhig. Dies iſt nichts als ein Pri-

vatakt. — Jetzt mit Euch ein paar Worte, ihr Undankbaren! Ich habe Euch Gutes erzeigt, das werdet Ihr nicht leugnen. Zum Dank dafür ruft Ihr mich für ein Ungeheuer aus. Aber ich will Frieden! Wollt Ihr Eure Klage zurücknehmen?" — Es entſtand ein Gemurmel. — „Jetzt keine Antwort. Beſinnt Euch. Nachmittags ſagt mir, was Ihr thun wollt." Die Bauern giengen, und der Baron ebenfalls, um nicht Verdacht zu erregen.

Der Rath konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen. Er ſagte zu dem Prediger, der zur Geſellſchaft bei ihm blieb: das iſt mir unbegreiflich; die Klage der Gemeinde . . .

Iſt, fiel der Prediger ein, einzeln genommen, ſo wahr, wie des Barons Vertheidigung.

Das iſt nicht möglich, ſagte der Rath: denn das ſind Handlungen eines raſenden Tyrannen; und Ihr Baron —

Iſt ein edler Mann, wollen Sie ſagen, und Sie haben Recht. Eine einzige Grille von ihm, ſeltſame Zufälle, einzelne Handlungen, die raſend ſcheinen, ohne es zu ſeyn, unzuſammenhängend, und ſehr wohl zuſammen-

hangen, haben die Klage veranlaßt, die, ſo ſeltſam ſie klingt, dennoch wahr iſt. Die Bauern haben Recht, und der Baron auch. Und ich glaube, Herr Rath, auch Sie haben Urſache auf Ihrer Hut zu ſeyn, daß die Grille des Barons Sie nicht mehr beleidigt, als eine bloße Grille es eigentlich ſollte. Doch verzeihen Sie. Vielleicht nehmen die Bauern ihre Klage zurück; und dann iſt jedes Wort, das ich geſagt habe, und das nicht zu des Barons Lobe iſt, ſchon zu viel.

Die Bauern nahmen die Klage nicht zurück, ſo ſehr auch das Benehmen des Barons ſie in Beſtürzung geſetzt hatte. Der Schwarzkopf wußte ſeine Rachſucht allen Andern mitzutheilen. Sie ließen Nachmittags dem Baron ſagen: die Sache wäre einmal angefangen, und ſollte den Weg Rechtens gehen. Wirklich hatten die Bauern auch ſo unrecht nicht; der Schwarzkopf machte ſie aufmerkſam, daß ſie durch Zurücknahme der Klage ſtillſchweigend ſich anheiſchig machten, ihre Töchter ohne einen Kranz trauen zu laſſen.

„Die Undankbaren!“ rief der Baron voll Verdruß; „die Elenden! die Niederträchtigen!

Gut denn! von nun an will ich ihr Herr ſeyn! Sie ſtoßen die Würde, welche die Natur ihnen gegeben hat, von ſich. Gut denn! ſo ſollen ſie mir die Dienſte leiſten, wozu die Natur nur den Slaven verdammte. Ich habe ihnen einen Vergleich angeboten; das ſoll meine letzte Güte gegen ſie ſeyn!" Aber da dachte er wieder an den Rath mit dem ſchwarzen Haar. Er ſtützte nachdenkend den Kopf in die Hand. Alſo bin ich gezwungen, noch einmal einem Menſchen wehe zu thun, der in dem glücklichen Wahne iſt, zu den beſſeren Menſchen zu gehören?" Dieſer Gedanke fiel mit aller Schwere auf das milde Herz des Barons. „Nein!" rief er; „er bleibe in dem ſüßen Wahne!" Es koſtete, zur Ehre des Barons ſey es geſagt, ihm nicht viel Mühe ſeine Begierde nach Rache an den Bauern zu unterdrücken. Er eilte zu ihnen. „Ihr ſollt Euren Willen haben," rief er ihnen ohne Hitze zu. „Laßt Eure Töchter mit Kränzen trauen; ja, wenn Ihr wollt, hängt ihnen ein blutiges Bettuch um, und führt ſie ſo mit Trompeten im Dorfe umher; kleidet Euch in Pelz, wenn Ihr wollt: ich will es gern ſehen. Zieht Eu-

ren Töchtern zehn Röcke über einander an, mir ſoll es künftig gleich ſeyn. Gebt Euren Töchtern Mohren zu Männern, wie Ihr wollt. Aber nehmt Eure Klage zurück; und ich erlaſſe dafür Euch Allen, Schwarzen und Blonden, die Frohndienſte."

Aber ohne alle Bedingung? fragte der Schwarzkopf.

„Ohne alle Bedingung, wenn Ihr die Klage zurücknehmt."

Die Bauern thaten das, und der ganze Handel endigte ſich mit einem „Vivat hoch!" das ſie dem Baron brachten, ſobald ſie das Inſtrument welches Ihnen die Freiheit ſicherte, in Händen hatten. Noch an eben dem Tage gab der Baron ihnen ein paar Tonnen Bier zu vertrinken, wobei denn natürlicher Weiſe auch getanzt wurde. „Sehen Sie, fliſterte er dem Prediger zu; ſie ſind doch nicht ſo undankbar, als Sie glaubten. Ich kannte ſie dennoch beſſer, als Sie." Beinahe hätte er ihnen noch mehr gegeben, als ſie verlangten; denn ſogar die Töchter der Schwarzköpfe waren beim Tanze ſo ſchlank, und ſo hellfarbig gekleidet, wie die Blondinen.

O, reitzende Mädchen! ſagte der junge Referendar zu dem Baron. Solche allerliebſte ſchlanke Bauermädchen hab' ich in meinem Leben nicht geſehen. „Ich bin's," ſagte der Baron mit Stolz, „der ſie ſo reitzend gemacht hat, und eben darum haben ſie mich verklagt!"

Am andern Morgen fuhren der Rath und ſein Gehülfe wieder ab, bezaubert von dem Edelmuthe des Barons, und gemartert von Neugierde, wie eine ſolche Klage gegen ihn möglich geweſen ſey. Tauſend Gerüchte, eins noch toller als das andere, verbreiteten ſich in der Gegend. Man erklärte den Baron für raſend; aber die benachbarten Bauern ſagten: nun ſo gebe doch Gott, daß alle Edelleute ſo raſend werden!

Der Baron war durch die anſcheinende Dankbarkeit ſeiner Bauern völlig mit ihnen ausgeſöhnt, und ſann ſchon die Nacht hindurch wieder auf Mittel ſie völlig zu celtiſiren. Die Bauern aber handelten gerade wie alle rohe Menſchen. Sie fühlten, daß ſie den Baron beleidigt hatten, und glaubten ihn zu ſeiner letzten großen Wohlthat gezwungen zu haben;

daher erwarteten ſie jezt von ihm alles mögli=
che Böſe. Sie ſezten ſich gegen ihn gewiſſer=
maſſen in Vertheidigungsſtand, waren völ=
lig entſchloſſen, ihm ſo viel Verdruß zu ma=
chen, als ſie von ihm befürchteten, und fien=
gen, nach Art aller rohen Menſchen, auch ſo=
gleich damit an. Zu gleicher Zeit glaubten ſie
das wahre Mittel gefunden zu haben, wie ſie
von dem Baron alles erlangen könnten, was
ſie wollten; und das, meynten ſie, wäre Troz,
und Drohung zu klagen. Nachdem einige Ta=
ge ruhig verlaufen waren, hatte die Gemeinde
eine Forderung an den Baron. Er war in der
Stimmung ſie ihnen zu gewähren; allein ſie
machten die Forderung mit einem ſolchen Unge=
ſtüm, daß der Baron beinahe nicht umhin konn=
te, ſie ihnen abzuſchlagen. Der Abgeordnete
der Bauern drohete nun ſogleich in ſehr harten
Ausdrückeu dem Baron mit einer Klage. Die=
ſer verlor die Geduld, warf den Bauer zum
Zimmer hinaus, und ließ ihn einſtecken.

Jezt war der Krieg öffentlich erklärt. Die
Bauern klagten wirklich, und wurden abgewie=
ſen. Nun ſchlug die Flamme der Rache hoch
auf. Der beſtrafte Abgeordnete, ein Blond=

kopf, trug ſchon an eben dem Tage, da er aus dem Gefängniſſe gekommen war, einen Schafpelz und weite Beinkleider. Seine Töchter mußten, ſchwarz gekleidet, mit wenigſtens ſechs Röcken, hoch hinauf gebunden, dem Baron überall begegnen. Der Baron ließ ſich ſeinen Verdruß darüber zu ſehr merken; und jeder Bauer, dem er auch das Unmögliche abſchlug, kroch ſogleich mit ſeiner Familie in Schafpelze und dunkle Kleider. Wollte das nicht helfen, ſo drohete er mit einem ſchwarzköpfigen Schwiegerſohn; ach! und der Baron mußte in der That ſehen, daß zwei ſeiner ſchönſten Blondinen an Schwarzköpfe verheirathet wurden, und konnte es nicht hindern.

Der Pfarrer hingegen war ſeit eben der Zeit, da die Bauern anfingen, ſich zu Slaven zu machen, wenn nicht ein Anhänger des Syſtems, doch kein Feind deſſelben mehr. Er hielt dadurch ſeinen edlen Baron für manchen Verdruß ſchadlos. So gieng er auch, nach der Trauung der Blondine mit dem Schwarzkopfe, zu dem Baron, und fand ihn, wie er erwartet hatte, mit gerunzelter Stirn, voll Verdruß. Der Prediger lenkte das Geſpräch auf das Sy-

ſtem. „Was halten Sie,“ fieng auf einmal der Baron an, — „was halten Sie von dem ehemaligen Rechte des Adels, die erſte Nacht bei der Braut ſeiner Unterthanen zu ſchlafen?“

Es war das abſcheulichſte Recht, das je von dem Geiſte des Feudalſyſtems erfunden wurde. Wehe denen Zeiten, da dieſes Recht galt!

Der Baron lächelte, und brach ab. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: „Glauben Sie wohl, daß unſere Vorfahren mein Syſtem ſehr wohl kannten, mein Syſtem, in ſeiner ganzen Ausdehnung? Ich meyne vom fünften bis zehnten Jahrhundert,“

Das wäre! ſagte der Pfarrer lachend. Ohne Reiſebeſchreibungen, dies Syſtem?

„Und ich verſichere Ihnen,“ ſagte der Baron feierlich, „ſie haben es gekannt. Man ſchimpft jetzt immer auf den Geiſt des Feudalſyſtems, man nennt ihn den Geiſt der Sklaverei, der Grauſamkeit. O, lieber Freund, dieſes Feudalſyſtem war das Syſtem der höchſten Weisheit; das ſicherſte Mittel, das Menſchengeſchlecht zu veredeln. Wehe,

wehe

wehe unſerm Zeitalter, daß dieſes Syſtem da=
hin iſt!“

Dahin? fragte der Pfarrer verwundert.
Es herrſcht ja noch faſt mit aller ſeiner fürch=
terlichen Ausdehnung. Der Adel, gnädiger
Herr, macht ja noch alle die Anſprüche, die
ihm dies finſtre Recht ehedem gab.

„Das Syſtem iſt noch da, lieber Prediger;
aber der Geiſt, der wohlthätige Geiſt dieſes
Syſtems iſt verflogen, iſt verloren. Freilich
macht der Adel noch alle die Anſprüche, die
ehedem der Adel machte; aber hat er Recht
dazu?“

Mich dünkt, Herr Baron, der Adel hat
nie Recht dazu gehabt; Gewalt müßte denn
Recht ſeyn.

„Ich glaube, lieber Prediger, die Sache
wäre noch zu unterſuchen. So, zum Beiſpiel,
das Recht der erſten Nacht . . .“

Wie? Herr Baron, Sie könnten noch an=
ſtehen zu glauben, daß nie ein Menſch das
Recht haben kann, das Weib eines Andern,
und ſey er, wer er wolle, in Beſitz zu neh=
men? Sie wollten dieſes unſinnige, dieſes ra=
ſende Recht vertheidigen?

„Eben weil es ſo raſend, ſo auffallend unſinnig iſt, wenn es obenhin angeſehen wird, eben deshalb wird man geneigt, nach der Veranlaſſung dieſes Rechtes zu forſchen. Wie hat der Adel nur den Gedanken faſſen können, ſich dieſes Recht zuzueignen?"

Ganz im Sinne des Feudal-Syſtems, nach welchem der Herr alles, der Sklav gar nichts galt.

„Sie zerhauen den Knoten, anſtatt ihn zu löſen. Warum glaubte der Edle alles zu ſeyn, und hielt den Sklaven für nichts? Sehen Sie, die Frage bleibt noch immer die erſte. — Wie glaubte der Edle dieſes Recht zu haben? Warum achtete er ſeinen Eigenen ſo wenig, daß er ihm auch ſogar ſein Weib nahm? Laſſen Sie uns zum Beiſpiel ſetzen, (der Baron erröthete, als er das ſagte) ich hätte das Recht jetzt noch, das ehedem meine Vorfahren gewiß hatten, die erſte Nacht von jeder Braut fordern zu können. Sie haben heute eine edle Celtin mit einem unedlen Slaven kopulirt. Wie, wenn ich nun — ich ſetze nur den Fall — wenn ich mich nun meines Rechtes bediente, in der Abſicht, ganz allein

in der Abſicht, einen reinen Celten mit der Braut zu zeugen, und ſo wenigſtens Einen Celten in jeder Familie zn erhalten? So hätte denn doch dieſes Recht, das dem Anſcheine nach ſo unſinnig iſt, wenigſtens ein milderes, billigeres Anſehen; ja, wenn Sie wollen, ſo wird es durch die Abſicht geheiligt.“

Wahrhaftig, Herr Baron, Sie ſcherzen.

„Laſſen Sie mich weiter reden. Wie? wenn nun unſere edlen Vorfahren bei dieſem Rechte keine andere Abſicht gehabt hätten, als die: durch den Gebrauch dieſes Rechtes nach und nach ihre unedleren Eigenen zu veredeln? Noch mehr. Wenn ich Ihnen nun beweiſen kann, daß alle übrigen Umſtände mit dieſer Abſicht zuſammen ſtimmen, ſo ...“

Bei Gott, Sie müßten Merkur, der Gott der Ueberredung ſelbſt ſeyn, wenn Sie das könnten!

„Warum erbte der älteſte Sohn des Bauern das Gut des Vaters? warum nur der älteſte? Man hatte auf dieſes Recht der erſten Nacht kalkulirt. Der älteſte Sohn war vielleicht unter zehnmalen fünfmal der Sohn des Edelmanns, alſo ein halber Celte. Die

jüngern Söhne waren gewiß Söhne des Vaters, alſo ganze Slaven. Sie wurden von der Erbſchaft ausgeſchloſſen. Der Halbcelte, der älteſte, ſetzte den Stamm fort; und mit jeder Generation wurde das Blut reiner, und die Menſchenrace edler.“

Sie müßten eine Geſchichte des Mittelalters ſchreiben, gnädiger Herr!

„Sie ſpotten; aber ich ſtehe Ihnen dafür, ſie würde ſehr neue Vorſtellungen enthalten. Doch in Ernſt, glauben Sie...“

Ich glaube, Herr Baron, der größte Theil des jetzigen Adels würde dieſes Recht der erſten Nacht, in der ſo reinen und edlen Abſicht, unſre Kinder zu Halbſchlägen zu machen, ſehr gern ergreifen; nur fürchte ich, jeder Bürger, er ſey weiß oder ſchwarz, wird ſich das Recht nicht wieder nehmen laſſen, ſeine Kinder, ſo gut oder ſo ſchlecht er kann, ſelbſt zu zeugen. Beinahe falle ich auf die Vermuthung, daß, da der Adel in den Mittelzeiten Ihr Syſtem ſo gut kannte, der jetzige Adel wenigſtens dieſen Theil Ihres Syſtems kennen muß; denn die Herren ſind ſehr geſchäftig, unſere jungen hübſchen Mädchen, ſogar noch ehe ſie einen

Mann haben, mit edlem Blute zu inokuliren. O wahrhaftig, das würde gut gehen! Wenn ein Vater ſich die greiſen Haare ausrauf- te, daß ſeine unſchuldige Tochter verführt wä- re, ſo riefe der junge Herr: was ſchreiet der alte Narr? was flucht er auf mich? iſt das der Dank dafür, daß ich die reine, edle Abſicht hatte, ſeinem Enkel edles Blut zu ſchaffen, und ihm durch die angebornen Tugenden meines Blutes die Koſten einer mühſamen Erziehung zu erſparen?

„Wie aber wollen Sie anders dieſes ſelt- ſame Recht erklären? Sie ſchelten es Unſinn. Ihre Erklärung iſt höchſt unwahrſcheinlich; die meinige wenigſtens wahrſcheinlicher, als die Ihrige: denn ſie giebt einen denkbaren Grund an, und zeigt den Zuſammenhang dieſes Grun- des mit andern Umſtänden. Und den Canon werden Sie doch noch wiſſen: Si id ineſt, quod minus probabile eſt ineſſe, inerit etiam id, quod magis probabile eſt ineſſe. Wann hörte dieſes Recht der erſten Nacht auf? Zu der Zeit, da der Adel ſelbſt nicht mehr rein Celtiſch war, da er ſich durch Mißheira- then mit bürgerlichen Weibern, oder in neu-

geadelten Familien mit den Slaven vermiſcht hatte. Die Abſicht bei dieſem Rechte der erſten Nacht konnte nicht mehr erreicht werden, und der Eigene, der keinen Vortheil mehr bei dieſem Handel ſah, behielt ſeine Braut für ſich.“

Welche andre Umſtände, Herr Baron? Der Sklav hatte ſich fühlen gelernt; er verſagte dem Edeln ſeine Braut, und ſo wurde dies Recht vergeſſen.

„Herr Prediger, Sie geben, anſtatt einer Antwort, die Frage zurück, die Sie beantworten ſollen. Warum fühlte ſich der Eigene des Edelmanns, daß er ihm jetzt die Braut verſagte? Warum gab der Edelmann zu, daß man ihm die Braut verſagen durfte? Das ganze Mittelalter leitet ja mit ſeinen Gebräuchen auf die Idee hin, daß es zweierlei Menſchen gebe: edle und unedle; wahrhaftig nicht in dem Sinne, wie wir es jetzt nehmen, als bloße Titulatur. Nein, der Edle war tapferer, ſchöner, redlicher, klüger als der Unedle. Dieſe höheren Tugenden erbten vom Vater auf die Kinder, und drückten ihren eigenen unnachahmlichen Stempel auf das Ge-

ſicht, auf den ganzen Körper des Edlen. Dieſe Kennzeichen des reinſten Stammes waren damals deutlicher, ſichtbarer als jetzt, da viel, leicht keine Familie in Deutſchland mehr ganz von Slaviſchem Blute rein iſt. Schlagen Sie auf, welchen Schriftſteller aus dem Mittelalter Sie wollen; und Sie werden überall Spuren finden, daß die Natur ihr vollkommenſtes Geſchöpf, den reinen Celten, auch am Körper vorzüglich ausgezeichnet hatte. Selbſt unter dem ſchmutzigen Kleide eines Leibeigenen, oder eines Bettlers, war er nicht zu verkennen, ſo wie die Sonne, auch wenn ein Nebel vor ihr iſt, noch immer ſichtbar bleibt. Sehen Sie hier, was die Suanhita von Regner ſagt, der als Hirt zu ihr kommt: der Adel ſeines Stammes leuchtet hell von ſeiner edlen Stirn, und in dem Spiegel ſeines Geſichtes ſtrahlt ſeine edle Geburt. Vergleichen Sie damit die Beſchreibung der Edeln in den Schriftſtellern des Mittelalters; alle reden ſie von den blitzenden blauen Augen, von der edeln Naſe, dem goldenen Haar, der ſchlanken hohen Geſtalt, und der hoch gewölbten Stirn der Edeln. Ich bitte Sie, Freund, ſeyn Sie nicht blind!

Wie hätte man je auf den Einfall kommen können, den Adel bei allen Nationen von der Geburt her zu benennen, wenn man nicht allgemein überzeugt geweſen wäre, daß dieſe Menſchen eine andere, eine edlere Race ausmachten, als die andern Menſchen? Der Grieche nennt ſeinen Adel ἐυγενεις, wohlgeboren, edelgeboren, wie wir; der Italiäner buona nascita. Es wäre doch ein ſeltſames Zuſammentreffen von den Zufällen, das ein ſo durchdachtes, ein ſo zuſammenhangendes Syſtem, wie das Adels-Syſtem war, hätte hervorbringen können!"

Und was wollen Sie daraus folgern?

„Daß das ganze Feudal-Syſtem nicht zur Unterdrückung, ſondern zur Veredlung der unedleren Menſchen beſtimmt war, und, wenn das auch nicht mit Gewißheit auszumachen wäre, daß wir mit Modifikationen das Feudal-Syſtem wieder einführen ſollten."

Wie? nicht zur Unterdrückung? Zum Beweiſe, die Fräuleinſteuer! war auch d i e beſtimmt zur Veredlung der Menſchen?

„Nicht anders. Die damaligen Töchter der Edeln waren reine Celtinnen; damit nun

dieſe Celtinnen nicht etwa aus Mangel an Ausſteuer unverheirathet blieben, und alſo die Zahl der edeln Menſchen nicht vermindert würde: ſo mußten die Slaven die Ausſteuer jeder Celtin zuſammenbringen, und ſie hatten dann den Vortheil ..."

Daß die Söhne der Celtin zur Dankbarkeit für die Ausſteuer das Recht der erſten Nacht gebrauchten, und ſo den armen Slaven nachhalfen! Ganz recht! — Wie ich merke, verkaufte man damals ſchon den Adel um Geld, nur auf eine andere Weiſe. Und das, meynen Sie, ſollte man wieder einführen? Der Adel würde ganz wohl damit zufrieden ſeyn!

„Freilich ſollte man das wieder einführen! Nur verſtehen Sie, wer eigentlich zum Adel gehört. Bloß die Blondköpfe. Wie viele Blondinen bleiben nicht aus Mangel an Ausſteuer ſitzen? wie viele Celten, die ſie hätten gebären können, gehen nicht verloren? Eine Blondinen- oder Celtinnen-Steuer wäre alſo gar nicht unrecht."

Die Brünetten würden Ihnen das wenig Dank wiſſen! Doch ja, ſie wären dann durch

das Recht der erſten Nacht entſchädigt. Wahrhaftig, wenn Ihr Menſchenracen-Syſtem eingeführt würde, das müßte eine ſchöne Wirthſchaft geben! Die Juden, die nun einmal ſammt und ſonders Schwarzköpfe ſind, ſollte man doch wohl wenigſtens erſt zu Chriſten machen, ehe man ſie Ihrem Veredlungs-Syſtem unterwürfe! Und dazu iſt Ihnen ſchon in die Hände gearbeitet. In Halle giebt es ein Judenbekehrungs-Inſtitut. Da würden Miſſionarien in alle Welt gehen!

„Sie ſcherzen, Herr Prediger. Aber die Idee iſt ernſthafter, als Sie denken, ſelbſt die mit den Miſſionarien. Was haben alle Miſſionen geholfen? Nichts, ſo viel wie nichts. Der jüdiſche und heidniſche und mahomedaniſche Aberglaube iſt ſo feſt mit der Slaviſchen oder Mongoliſchen Natur dieſer Menſchen verwebt, daß es vergebliche Mühe iſt, ſie zu unterrichten, wenn man nicht vorher ihr Blut zu veredeln ſucht."

Wahrhaftig, die Idee iſt Gold werth! Alſo die ſämmtlichen Miſſionen aufgehoben, und mit dem Gelde ſenden wir junge hübſche Blondköpfe mit Ovids arte amandi — (der

Baron wurde roth bis an die Ohrzipfel) — in alle Welt, zu allen Slaviſchen und Mongoliſchen Weibern und Mädchen, und geben ihnen mit Brief und Siegel das Recht der erſten Nacht bei allen Mädchen, die nicht Blondinen ſind, wie der Papſt den Spaniern das Recht die Indianer zu Sklaven zu machen. O wahrhaftig, unerhört iſt dieſer Weg, Chriſten zu machen, gar nicht. Die alten Nationen, die Europa wie eine Fluth überſchwemmten, wurden faſt alle auf dieſe Weiſe durch die Weiber und die Liebe zu Chriſten. Nur, fürchte ich, möchten wenige Miſſionarien mit den Köpfen wiederkommen; oder man müßte ſie an der Spitze von Armeen abſenden, welche die Männer in Reſpekt hielten. Wahrhaftig, Ihr Syſtem fängt an mir einzuleuchten!

Der Baron ſah wohl, daß der Prediger ſcherzte; aber dieſe große Idee, die Welt zu veredeln, überall das Slaviſche und Mongoliſche Blut zu verdrängen, hatte er jetzt zum erſtenmale, und hing daher um ſo feſter an ihr. Die Hoffnung ſein Dorf zu veredeln, hatte er aufgeben müſſen; deſto intereſſanter

wurde ihm die Idee, die ganze Erde zu veredeln.

„Ja!“ rief er auf einmal, ſprang auf, und faßte des Predigers Hand: „ſcherzen Sie ſo viel Sie wollen. Es iſt eine erhabene Idee, das ganze menſchliche Geſchlecht zu Brüdern zu machen, zu edlen Brüdern, zu edlen Söhnen der heiligen Vorſehung, die ſie alle, alle zu dem erhabenſten Charakter beſtimmte, nur einen durch den andern; die ſie alleſamt durch die gemeinſame Menſchennatur verband, und durch eine verſchiedene Organiſation trennte, um ihren edelſten Söhnen Gegenſtände der Liebe, des Mitleidens, des Nachdenkens an den unvollkommenen Menſchen zu geben und ſie ſchon hier auf Erden zu lehren, was ihr Geſchäft in den Gefilden des Himmels ſeyn muß: Geiſter zur Vollkommenheit empor zu bilden! Ja, ſie war gütig, die Vorſehung, auch als ſie ſeine unedleren Brüder ſchuf: denn dieſe ſollten aus unſern Händen, aus den Händen der Edleren, die höchſte Wohlthat der Vorſehung, eine veredelte Natur, empfangen; und ſo ſchlang die Vorſehung um die Menſchen das Band der heiligſten Lie-

be, dadurch, daß ſie die eine Hälfte des Menſchengeſchlechtes hülfsbedürftig machte, und die andere ſegnete, ihr helfen zu können: ſo wie die Liebe der Mutter aus der Hülfloſigkeit ihrer Kinder entſteht. So, ja ſo, knüpfte die Vorſehung die beiden Hälften des menſchlichen Geſchlechtes zuſammen, wie ſie Mutter und Kind mit Liebe verknüpfte!"

Thränen des edelſten Gefühls ſtanden bei dieſen Worten in den blauen, zum Himmel gewendeten Augen des Barons. Der Prediger hatte alle Mühe, ſich nicht von dem Enthuſiasmus des Barons anſtecken zu laſſen; doch fiel er dadurch wenigſtens in einen ernſthaften Ton zurück. Die Vorſehung, ſagen Sie, liebſter Herr Baron? Ja, es iſt etwas Großes, Schönes in der Idee, das ganze Geſchlecht der Menſchen zu veredeln; und wahrhaftig ich ehre Ihr Herz, wenn ich auch Ihr Syſtem verwerfen muß. Wo hat die Vorſehung je für Ihr Syſtem geſprochen?

„In der ganzen menſchlichen Natur ſpricht ſie dafür. Sie ruft ja gleich den Celten herbei, den unedleren Menſchen zu veredeln. Jeder Mongole, er wohne in Aſien, Afrika oder

Amerika, hat überall das Eigenthümliche, das ihm die Natur mit großer Weisheit gab, um den Weg zu ſeiner Veredlung zu bahnen.“—

Nun? wahrhaftig, Sie machen mich neugierig!

„Er bietet jedem Fremden ſein Weib und ſeine Töchter zur Bettgenoſſinnen an. Wie leicht alſo ...“

Es war nicht möglich ernſthaft zu bleiben. Der Prediger lachte. — Aber, mein Gott, läßt ſich denn gar keine andere Art der Menſchenveredlung denken, als allein dieſe doch höchſt unbequeme durch den Beiſchlaf?

„Nein, keine andere,“ ſagte Flaming ſehr ernſthaft. „Man hat den dummen Amerikaner mit der genaueſten Sorgſamkeit unterrichtet; man hat tauſend Verſuche mit Negern gemacht. Sie blieben was ſie waren: Kinder am Verſtande, und gefühllos. Aber die Kreolen, die Kinder der Weiſſen und Mongolen, erhalten durch die Beimiſchung des edlen Blutes ſogleich Fähigkeit zu allem, was der Celte lernen kann. Es iſt kein andrer Weg als die Vermiſchung des Blutes; und dieſen hat die Natur in der Kälte des Mongolen für ſein Weib erleich-

tert. Wenn nun die Kriege nicht mehr bei uns die Ueberzahl der jungen Männer wegreiſſen — wozu anders ſollen dieſe dann gebraucht werden, als zu Kolonieen unter den Mongolen? O glückliche Zeiten, da unſere junge Mannſchaft nicht mehr ausziehen wird Menſchen zu morden, ſondern Menſchen zu zeugen! nicht Blut zu vergießen, ſondern zu veredeln! — Wahrhaftig, Herr Prediger, Ihr Lachen verdrießt mich."

Ich muß lachen, und wenn es meinen Kopf koſtete. Die Vorſtellung einer ſolchen Armee hat ſo viel Lächerliches; und, beim Himmel! wenn die Päpſte lauter Blondköpfe zu Mönchen beſtimmt hätten, ſo würde ich auf den Gedanken gerathen, ſie hätten Ihr Syſtem gekannt, und die Mönchsorden zu dieſer Art von Aufklärung beſtimmt. Gregor VII, der die Eheloſigkeit der Geiſtlichen befahl, wäre dann der Schutzheilige der Mongolen und Slaven.

„Nein, lieber Freund; aber wenn die Zeit einmal kommt, — und ſie muß kommen — daß die Fürſten die Klöſter aufheben, weil die Mönche ihren Zweck nicht erfüllen; — ſoll man dann nicht die Kloſtereinkünfte zu dem gebrau-

chen, wozu ſie urſprünglich beſtimmt waren: zur Veredlung des Menſchengeſchlechtes? Die ganze Einrichtung der Klöſter bedürfte nur einer ganz unmerklichen Abänderung, und dieſe unnützen Inſtitute würden wohlthätig für die Menſchheit werden."

Bravo! und, wahrhaftig! man würde ſich hier gerade an die rechten Männer wenden! Denn wenigſtens ſind ſie von jeher dafür bekannt, daß ſie die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechtes geliebt haben. Schade, daß ſie ſelbſt keine Celten ſind! — Uebrigens würde dann noch die Frage ſeyn: ſind noch echte Celten in Deutſchland?

„Sie ſind noch da. Alle Familien, die in den katholiſchen hohen Stiftern geſeſſen haben, ſind echt Celtiſch; denn ſie hüteten ſich am ſorgſamſten vor Mißheirathen. Dann der Malteſerorden; auch der fordert von ſeinen Mitgliedern eine ſchwere Ahnenprobe. Da fließt das Celtiſche Blut noch ganz echt."

Und dieſe Herren haben denn, ohne ein Wort von Ihrem Syſteme zu wiſſen, ſchon ſeit Jahrhunderten ſich es blutſauer werden laſſen, die Menſchen zu veredeln! Aber die Welt iſt

ſo undankbar geweſen, ſie dafür zu haſſen. Die Herren ſelbſt haben ſich zu Tode geſonnen, den Zweck ihres Daſeyns zu erfahren. Sie ſelbſt verſtummten, wenn man ſie fragte: was thut ihr für die Menſchheit, die euch ſo reichlich nährt? Sie ſchämten ſich zu ſagen: wir eſſen fürſtlich, trinken königlich, ſchlafen uns wieder hungrig und durſtig; und die übrige Zeit verführen wir Eure Weiber und Töchter. Man wollte das ihnen nicht als Verdienſte gelten laſſen; und, ſiehe da! jetzt kommt heraus, daß es für ſie gar keine edlere Beſchäftigung gab, als dieſe. Nur will man wieder die Städte, wo die hohen Stifter ihren Sitz haben, nicht für die keuſcheſten und tugendhafteſten in Deutſchland gelten laſſen, obgleich die Domherren ſchon ſeit Jahrhunderten an der Aufklärung arbeiten, die Sie meinen. Aber, mein theuerſter Herr Baron, ſehen Sie denn nicht, daß . . .

„Ich bin meiner Meynung, Sie der Ihrigen; die kommenden Jahrhunderte werden entſcheiden. Sie wollen in einen luftleeren Raum Licht tragen, um das Dunkel zu vertreiben. Ich will erſt Luft hineinſchaffen,

ohne welche das Licht nicht brennen kann; und Sie fragen mich ſpöttelnd: iſt denn die Luft Licht? Sie wollen den Mongolen unterrichten. Ich habe nichts dagegen; nur will ich ihn erſt gelehrig machen: und das kann er nicht anders werden, als durch Veredlung ſeines Blutes."

Jeder von Beiden lächelte über des Andern halsſtarrige Blindheit, und ſie gingen, Beide mehr in ihren Meinungen beſtärkt, anſtatt einander überzeugt zu haben, wie denn das gewöhnlich ſo geht.

Der Baron brachte den Abend halb mit Verdruß, halb mit hohem Vergnügen hin. Jetzt dachte er an den Slaven, der heute die edelſte Celtin im Dorfe als ſein Weib in ſeine Arme ſchloß; jetzt wieder an alle die großen Ideen, die er in dem Geſpräche mit dem Pfarrer entwickelt hatte. Er ließ zuletzt den Slaven fahren, und blieb mit ſeiner Phantaſie bei der Idee, die ganze Erde mit Celtiſchem edlen Blute zu ſchwängern. „O" rief er endlich entzückt aus, „wenn erſt Domherren, Malteſer, Johanniter, Mönche von allen Farben, nur alle mit blauen Augen, aus=

ziehen, nicht mehr gegen die Türkiſchen Seeräuber, oder gegen die Philoſophen und Ketzer, ſondern gegen die unedle Natur des Menſchen; ja! ich ſelbſt wollte wie ein anderer Peter Eremita an ihrer Spitze ſeyn. Verdunkeln würden wir den Zug des Bacchus nach Indien, Seſoſtris wohlthätige Heerzüge, verdunkeln die Reiſen der Griechiſchen Philoſophen, alle Züge, ſelbſt die Kreuzzüge der Franken nach Paläſtina, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die Kreuzritter manche Saraceniſche Familie mögen veredelt haben. Ja, ich würde mit gehen; Emiliens Thränen ſogar ſollten mich nicht abhalten!" So rief der Baron voll Entzücken. Vor Freude glühend warf er ſich in ſein Bett, und vergaß über alle die veredelten Mongolen ganz und gar, daß hundert Schritte von ihm eine Celtin entceltet wurde.

Dieſe Idee würde ihm ſein Dorf verleidet haben, auch wenn die Bauern ihm weniger Verdruß gemacht hätten, als ſie ihm wirklich machten. Er war völlig entſchloſſen ſein Dorf zu verlaſſen; nur hatte er noch keine beſtimmte Vorſtellung, wohin er ſollte. Emiliens

reitzendes Bild, das bis jetzt unter dem Plane, ſeine Bauern zu veredeln, begraben gelegen hatte, hob ſich jetzt wieder mit hellen Farben in ſeiner Phantaſie empor. Aber wo war Emilie? Der Oberſt hatte ſogar die Frau von Koch wieder geſprochen, und ſie zu einer Verſöhnung mit dem Baron geneigt gefunden. Machen Sie ihr doch nur einen Beſuch, ſagte der Oberſt. Während Sie hier Sich mit Ihren Bauern herumbalgen, um eine Handvoll blondes Haar in ihr Dorf zu ziehen, könnten Sie ſelbſt ſchon ein paar Jungen oder Mädchen von Emilien im Hauſe herumlaufen haben, die ja, wenn Ihr Syſtem nur halb richtig iſt, um den Kopf ſo blond ſeyn müſſen, wie Kanarienvögel. Machen Sie doch der Frau von Koch nur einen Beſuch! Die Frau, ſag' ich Ihnen, iſt ſo ſchlimm nicht, wie Sie glauben.

„Nie mit der Frau von Koch ein Wort von Emilien, Herr Oberſt! Ich habe ſie beleidigt; und ein Wollüſtling, wie ich Ihnen ſage, kann nie vergeben, auch wenn er ſchwört, auch ſelbſt wenn er wollte.“

Aber, zum Teufel, Herr Baron...

„Fluchen Sie, ſo viel Sie wollen. Ihre Flüche werden die Frau von Koch nicht beſſer machen als ſie iſt, und eben ſo wenig mich dahin bringen, von meiner Ueberzeugung abzugehen. Emilie ſoll mein ſeyn, ohne die Frau von Koch.“

Der Oberſt ärgerte ſich und ſchwieg. Auf einmal verſchwand die Frau von Koch aus der Reſidenz. Der Fürſt hatte ein anderes Mädchen ſchön gefunden. Frau von Koch verſuchte erſt alle Mittel, ihn von ſeiner Leidenſchaft abzubringen; als ſie das unmöglich fand, verkaufte ſie ihr Haus und ihre Möbles. Nun gab es am Hofe Verwirrung. Der Fürſt, ſagte man ſich ins Ohr, hatte Verſuche gemacht, die Eiferſucht der Frau von Koch zu beſänftigen. Das war mißlungen, und die Frau von Koch verſchwunden. Man wollte ſogar wiſſen, daß ihre Abreiſe dem Fürſten Thränen gekoſtet hätte. So viel behauptete man mit Gewißheit, daß der Fürſt kein Geld geſpart habe, den Weg, den ſie genommen, und ihren Aufenthalt auszuſpüren. Ob es ihm gelungen ſey, konnte man nicht ſagen. Wenigſtens war er eine Zeitlang weg:

geweſen, man wußte nicht wo, und dann voll Verdruß zurückgekommen. So erzählte man in der Reſidenz.

Mit dieſen Nachrichten kam der Oberſt gerade um dieſe Zeit bei dem Baron an, und theilte ſie ihm ganz kalt mit. Die Einzige, — ſo endigte er — die Emiliens Aufenthalt wußte, iſt nun verſchwunden, und alſo ... ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Der Baron antwortete ſehr ruhig: „Gut, ſo ſuchen wir ſie auf. Sie wird doch auf der Oberfläche der Erde zu finden ſeyn, und dann hab' ich der Frau von Koch, von der ich nun einmal nichts wiſſen mag, nichts zu danken. Morgen reiſ' ich ab; und wahrhaftig! lieber Oberſt, ich werde nicht eher zurückkehren, als bis ich Emilien gefunden habe.“

Sie verwickeln ſich da in unendliche Schwierigkeiten. In dem weiten Deutſchland ein Mädchen aufzuſuchen!

„Emilie verdient es. Seyn Sie ruhig, ich werde ſie finden. Morgen ſchon, morgen ſchon reiſe ich ab.“

Der Oberſt begriff nicht, wie es zuging, daß der Baron auf einmal mit dieſem Enthu-

ſiasmus Emilien aufſuchen wollte. Indeß er intereſſirte ſich für Emilien. Er drückte den Baron in ſeine Arme. „Sehen Sie,“ rief er, „dieſen Enthuſiasmus mag ich leiden; denn er iſt menſchlich.“ Allein der Oberſt wußte nicht, wie genau dieſer Reiſe-Enthuſiasmus mit dem Syſtem des Barons zuſammenhing, und wie vielfache Gründe er hatte, die Reiſe zu machen. Emilie aufzuſuchen, war ein Grund. Er wußte, welch einen Gefallen er dem Oberſten damit that; und ihm ſelbſt war die Idee intereſſant, Emilien auf dieſe Art ſeine Liebe zu zeigen, und ſie als den Preis ſeiner Reiſe zurückzubringen. Zu gleicher Zeit hatte er aber auch einen Zweck für ſich ſelbſt. Er wollte ſeine Theorie durch die Praxis beſtätigen. Der Prediger hatte ihm oft den Einwurf gemacht: Sie reden mit ſolcher Gewißheit von den Sitten der Celten und Slaven, als ob Sie Ihr ganzes Leben hindurch auf Reiſen an Ort und Stelle Verſuche mit Ihrer Theorie angeſtellt hätten; und doch haben Sie ſeit der Erfindung Ihres Syſtems noch nicht mehr als einen Punkt von Ihrem Vaterlande geſehen.

Gut, dachte der Baron nun; ſo will ich

denn Deutſchland durchſtreifen, überall wie ein Spion die Slaven und die Celten belauern, und dann endlich den Unglauben niederſchlagen! Ja, ich will die Celten aufſuchen, wo ſie noch echt und ungemiſcht ſind: in den geiſtlichen Fürſtenthümern. An ihrem Urbilde will ich mein Auge üben, bis ich ſelbſt den kleinſten Zug der Celtiſchen Schönheit in dem Nebel der Slaviſchen Geſtalt aufzufinden vermag. — Dieſe Abſicht behielt er übrigens für ſich.

Noch vor einigen Tagen war der Baron in einer benachbarten Stadt in Geſellſchaft geweſen. Man ſprach da über den Werth der alten und der neuern Gelehrten. Wie iſt es möglich, ſagte ein ſehr gelehrter Mann von großen Kenntniſſen, daß die jetzigen Gelehrten den Alten gleich kommen können? Die Philoſophie der Alten war wirkliche Lebensphiloſophie; die unſrige ſchwebt ewig in dem Gebiete des Himmels. Daher denn die Energie, die hohe Einfalt in den Schriften der Alten. Und wie iſt es jetzt? Der Gelehrte muß ein Amt annehmen, das ihn an ſein Zimmer, an ſeinen Wohnort feſſelt. Er lernt den Menſchen, für den er arbeitet, nicht anders kennen, als

aus Büchern. Wie dürftig ſind daher bei uns die Moralphiloſophie und die Geſetzgebung, die beiden Wiſſenſchaften, auf denen die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes beruhet! Der Gelehrte hat ſelten Leidenſchaften. Den Menſchen in der Welt lernt er nicht kennen; er mißkennt alſo die Kraft des Hebels, der den Menſchen in Bewegung ſetzt: die Gewalt, das Weſen der Leidenſchaften. Die Erziehung und die Moral überläßt er daher dem Zufalle, und die Geſetzgebung dem Finanz-Miniſter. Er ſelbſt bringt ſein ganzes Leben damit zu, neue Lesarten zu finden, eine verlorne Stelle in einem Schriftſteller zu ergänzen, oder Dinge zu erklären, die ſich gar nicht erklären laſſen. Der Griechiſche Philoſoph lebte unter ſeinen Mitbürgern; er kannte ſie, ihre Bedürfniſſe, ihre Wünſche, ihre Leidenſchaften; er kannte die Verfaſſung ſeines Vaterlandes und der benachbarten Staaten. Er durchreiſte die bekannte Welt, unterſuchte an Ort und Stelle, ſah den Menſchen in allen Verhältniſſen; und dieſer Menſch und ſein Herz war ſein Studium. Wehe uns Allen, wenn die alten Schriftſteller verloren gingen, oder wenn wir

uns einbildeten, wir könnten ihrer entbehren! Mit ihnen ginge alle Moralphiloſophie, alle Geſetzgebung verloren; denn was der Gelehrte von dem Menſchen noch weiß, weiß er allein aus den Alten. Wo iſt denn der Reiche unter uns, der ſtolz genug wäre, einen Theil ſeines Vermögens aufzuwenden, um ſein Vaterland, und die Menſchen auf Reiſen zu ſtudieren? Man reiſt an die Höfe, durchſucht die Bildergalerieen, ſtudiert die Vorzimmer der Großen, und kommt zurück, ohne einen Menſchen geſehen zu haben. Wo iſt denn bei uns ein Montesquieu?

Das Herz ſchlug dem Baron ungeſtüm. Er erröthete vor Vergnügen, drängte ſich begierig an den Mann, der geſprochen hatte, ſchnitt ihn von der übrigen Geſellſchaft ab, und bemerkte Niemanden als ihn allein. Bald zog er den Mann in ein tiefes Geſpräch, und geſtand ihm dann mit innerer, heimlicher Freude, daß er ſchon lange entſchloſſen ſey, eine ſolche Reiſe zu machen, wie die, von der er geſprochen habe. Er bat ſich den Rath des Gelehrten aus. Dieſer freuete ſich, daß ein Mann, von deſſen Kenntniſſen er ſchon viel

gehört hatte, ihn um Rath fragte. Er hielt dem Baron alſo eine Vorleſung über die Art und Weiſe einer ſolchen Reiſe. Der Baron ſchien aufmerkſam zuzuhören; er dachte aber an nichts, als an das Erſtaunen, worein der Gelehrte gerathen müßte, hier einen Montesquieu, einen Xenophon, vor ſich zu haben. „Nein," ſagte der Baron beim Abſchiede zu ihm; „ich komme nicht eher wieder, als bis ich unter den Menſchen die Gründe der Moral und der Geſetzgebung gefunden habe."

Den andern Morgen ging er zum Prediger, um dem ſeinen Plan zu einer philoſophiſchen Reiſe mitzutheilen. Er fand ihn nicht, wohl aber ſeine Schweſter bei einem Buche, das ſie mit Thränen benetzte. „Warum weinen Sie?" fragte er Karolinen. — O, erwiederte ſie, wenn ich reich und ein Mann wäre! — „Nun? dann würden Sie...?"

Das thun, ſagte das Mädchen mit großer Rührung, was hier im Buche der edelſte Menſch thut. Sehen Sie, ein reicher, ſehr reicher junger Mann, den Ehre und Liebe lokken, verläßt alles, und macht eine Reiſe durch Frankreich, um die Orte des Elendes aufzuſu-

chen, die Gefängniſſe, die Hütten der Armen, der Kranken, die Strohlager der Bettler, den Aufenthalt der Unterdrückten. Ach, Sie glauben nicht, welche rührende Scenen das veranlaßt, Herr Baron! Hören Sie nur! — Sie las ihm einige ſolche Scenen vor. Der Baron wurde gerührt. — O, ſagen Sie ſelbſt, Herr Baron, iſt es nicht wahr, was er ſagt? Sie las aus l' homme voyageur: Jedes Feſt, das ein Reicher feiert, iſt die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, ſo lange noch in dem ganzen Umfange Frankreichs ein Menſch iſt, der ohne Brot ſich auf ſein Bund Stroh wirft; jeder Pallaſt ein Denkmal der Grauſamkeit, ſo lange noch eine Familie im Königreiche ohne Obdach umher irrt, dem Sturm, dem Regen ausgeſetzt; jeder Edelſtein blitzt zu Eurer Schande, ſo lange noch eine Mutter aus Verzweiflung ſchreiet, daß ſie keine Lumpen hat ihr Kind einzuhüllen. Tauſende reiſen: der, die Gelehrſamkeit mit unnützen Schlüſſen zu verwirren; jener, um die Verzeichniſſe der Bildſäulen zu vermehren; dieſer wirft Summen weg, um ſagen zu können, er habe auf den Alpen geſtanden; der, um die Verfaſſung

ſeiner Nachbaren zu kennen. Ach, wann wird denn einmal ein Menſch zu Menſchen und um Menſchen reiſen! wann wird der Schmerz eines Elenden, der im Gefängniſſe wehklagt, eines Armen, der um Brot ſchreiet für ſeine Kinder, wenn ſie ihre um Hülfe jammernden Blicke auf ihn wenden — wann wird dieſer Schmerz einmal einem Reiſenden ſo intereſſant ſeyn, wie der todte Schmerz des Laokoon! Wann wird eine Mutter, die an der Leiche ihres Kindes ſich das Haar ausrauft, weil ſie es vor Hunger mußte ſterben laſſen, Eure grauſamen Blicke von der marmornen Mutter, der Niobe, und ihren Kindern abziehen! Wer, wer wird der erſte Menſch ſeyn, der als Menſch reiſt!

„Ich," rief der Baron; „ich, Mamſel! ich will der erſte ſeyn! Bei Gott, das will ich!"

Der Baron mußte Karolinen die Hand darauf geben, daß er eine ſolche Reiſe machen wollte. Er that es, und that es von Herzen. Nur bat er das Mädchen, die Abſicht ſeiner Reiſe zu verſchweigen. Sie verſprach das; allein er mußte ihr dagegen verſprechen, daß er

ihr alle Scenen, die er ſehen würde, ausführlich erzählen wollte. Nach einigen Tagen wurden die Anſtalten zur Reiſe gemacht. Der Baron ſtieg, mit guten Wechſeln verſehen, in den Wagen. In der einen Taſche des Wagens ſteckte Montesquieu, und Emiliens Brieftaſche mit ihrem Portrait, das ſie ihm von dem Gute der Frau von Koch geſchickt hatte; in der andern l'homme voyageur, und das Syſtem von den Kennzeichen der Menſchenracen. Der Baron hatte alſo die vierfachen Abſichten ſeiner Reiſe immer bei der Hand. „Ja," rief er, „Emilie! deinetwegen verlaſſe ich meine Ruhe, um ſie wieder mit dir zu theilen!" Nach einigen Augenblicken fliſterte er: „ſo in Bücher und Kapitel, wie Montesquieu, theile ich meine Bemerkungen nicht ein. Das macht den Styl trocken." Dann ſah er zum Wagen hinaus, ob ſich nicht bald ein Unglücklicher finden würde, dem er helfen könnte; und dann zog er ſein Syſtem hervor, ſchlug frohlockend auf den Pack Papier, und rief: „es ſoll mich doch wundern, wie die Domherren in Mainz ausſehen werden!" So rollte der Wagen immer den Weg nach Berlin zu.

Er kam in Berlin an, und erſtaunte ſelbſt darüber, daß er nicht Eine Gelegenheit gehabt hatte, irgend etwas Anderes in ſein Taſchenbuch einzuzeichnen, als die Namen der Poſtſtationen. „O, wahrhaftig,“ rief er, „wenn das ſo fortgeht, ſo weiß ich, und wenn ich Jahre lang reiſe, nichts zu ſagen, als daß ich Jahre lang gereiſt bin. Da iſt kein Dorf, in welchem nicht dem homme voyageur aus einer Hütte das Geſchrei eines Elenden entgegenſchallt, den er rettet. Entweder es muß im Preußiſchen anders ſeyn, als in Frankreich, oder ich bin unter einem Unglücksgeſtirn geboren.“ Und da hatte der Baron nicht Unrecht. Bei jedem Armen, der den Hut in den Schlag hielt, hatte er ſtill halten laſſen. Er redete den Armen an, fragte, wollte eine intereſſante Begebenheit hören; und der Bettler wiederholte nichts als ſein: Gott wird's vergelten! Er warf harte Thaler in den Hut, um des Armen Zunge zu löſen, und hörte nichts als: Gott wird's vergel en! Davon aber ließ ſich nichts aufſchreiben, oder erzählen. Kurz, er war in Berlin, und es verdroß ihn, daß er keinen Unglücklichen geſe-

hen, keiner Mutter ſeinen Mantel hatte ge-
ben können, um ihr Kind einzuhüllen.

Er ſtieg bei ſeiner erſten Geliebten, der Frau von Graßheim, ab. Die Freude, einander wiederzuſehen, war auf beiden Seiten ungemein groß. Mit leuchtenden, vor Freude leuchtenden Augen ſaß Käthe da, erzählte von ihrer Kindheit, und ließ ſich von Quinctius erzählen. Ach, ſagte ſie zuletzt mit einem ſehr ſehnſuchtsvollen Blicke: die Freuden der Kindheit, lieber Vetter, ſind doch das Einzige, warum es ſich verlohnt, gelebt zu haben. Und haben Sie nie etwas von Liſſow wieder gehört? fragte ſie mit ungewiſſer Stimme. „Nicht das mindeſte,“ antwortete der Baron; und ein kleiner Seufzer ſtahl ſich aus Käthens Buſen, bis in die Lippen. Käthe war nicht unglücklich: ihr Mann liebte ſie ſogar; allein er war an das Stadtleben gewöhnt, und ſie an die Ergießungen eines immer vollen Herzens in einer ruhigen Einſamkeit. Sie hatte vielleicht ſeit Jahren nicht an Liſſow gedacht; jetzt aber wurden durch des Barons Gegenwart alle die alten Ideen, alle die alten Gefühle, wieder leben-

dig. Der ſchöne Geiſt der Kindheit berühr-te Käthens Seele.

Käthe nahm den Baron immer allein, um ihn an dies oder jenes zu erinnern; und der Herr von Graßheim gab eine Fete nach der andern, wobei Käthe Langeweile hatte, weil ſie nicht von Liſſow, von dem Triumphe, von ihrer Schreibſtunde, erzählen konnte. Der Baron verſicherte Käthen, daß es eine Hauptabſicht ſeiner Reiſe ſey, Liſſowen aufzuſuchen; und er verſprach ihr, nicht ohne ihn zurückzukommen. Einmal, einmal möchte ich ihn wohl ſehen, ſagte Käthe. Ob er wohl verheirathet ſeyn mag? . . . O, ich wünſche ihm eine Frau, die ihn liebt, und die er liebt, ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

Der Baron wurde von den Spaziergängen und Spazierfahrten, die er mit Käthen machen mußte, um mit ihr von ihren Kinderjahren zu ſchwazen, von den Bällen und Geſellſchaften, die Graßheim ſeinetwegen gab, ſo feſt gehalten, daß ihm noch nicht Ein Elender in Berlin vorgekommen war; und hier hatte er doch eine ſo große Menge der rührendſten Begebenheiten erwartet. Er philoſophirte auch

nicht über die Einwohner von Berlin, und ſogar ſein Veredlungs-Syſtem wurde halb und halb vergeſſen. Die Schwarzköpfe in Berlin waren ſo artig wie die Blondköpfe, ſo daß er ſie kaum bemerkte. Er erkundigte ſich nach Emilien; man kannte ſie nicht einmal. Kurz, es wollte mit ſeiner Reiſe nicht gehen, ſo viele Seiten ſie auch hatte. Er wünſchte ſich von Berlin weg; nur Käthens herzliche Bitten hielten ihn noch.

So ſaß der Baron eines Tages wieder mit Käthen und ihrem jüngſten Knaben im Wagen, um eine Spazierfahrt zu machen. Sie fuhren nach Friedrichsfelde zu. Im Dorfe ließ Käthe halten, um ihrem Knaben, der ſie in ihren Geſprächen immer mit Fragen ſtörte, Kirſchen zu kaufen. Man ſtieg aus. Jedesmal, wenn ich ein Dorf mit einem Schloſſe ſehe, ſagte Käthe, fällt mir Zaringen ein; und ſehen Sie, Vetter Quinctius, ſo ungefähr lag gerade unſer Schloß, wo wir ſo vergnügt waren. O laſſen Sie uns einmal durch das Dorf gehen! Käthe hängte ſich an des Barons Arm, ſchleuderte die Gaſſe hinauf, und behauptete von jeder Gruppe Bäume,

daß auch in Zaringen da oder dort eine ähnliche geſtanden habe. Der Baron lächelte, widerſprach aber nicht. Auf einmal blieb Käthens Sohn ſtehen, und zeigte mit dem Finger auf ein paar Kinder, die vor einem kleinen Häuschen ſpielten. Er zupfte Käthen am Rocke, und rief freudig: Mama, das ſind Kinder, die beiden! Soll ich ihnen Kirſchen abgeben? — Das thu! ſagte Käthe. Der Knabe lief auf das Haus zu, blieb einige Schritte von den Kindern ſtehen, und hielt ihnen ſtumm den Hut hin. Die Kinder betrachteten ihn. Da! rief der kleine Graßheim: Kirſchen!

Der Baron und Käthe blieben ſtehen. Sehen Sie den Alten! ſagte Käthe zum Baron. Der Baron warf einen Blick auf einen alten Mann, der auf einem Raſen vor dem Hauſe im Schatten ſaß, den Blick an den Boden geheftet, und die Hände auf die Knie gefaltet. Die Stellung hatte etwas Rührendes. Der Baron riß ſich von Käthen los; denn ihm fiel auf einmal ſein l'homme voyageur ein. Er trat dem alten Manne näher. Dieſer blickte auf, zog eine weiße Mütze

von einem ſchneeweißen Haar, und grüßte den Baron. Er war reinlich, aber ſehr ärmlich gekleidet; die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, ſchön wie Amor und Pſyche, eben ſo, und in Trauer.

Der Baron fragte den Alten nach dem Namen des Dorfes, um ein Geſpräch mit ihm anzufangen; Käthe ſetzte ſich nieder, nahm die beiden Kinder vor ſich, liebkoſ'te ihnen, drückte ſie an ſich, und rief einmal über das andere: welch ein paar Engel! Flaming ſetzte indeſſen ſein Geſpräch fort. Der Alte ſchien mit einer gewiſſen Scheu, mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zu reden, und das Geſpräch gern abbrechen zu wollen; Flaming aber war nach ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm gar nicht Willens, es fahren zu laſſen. Er ſetzte ſich vertraulich bei dem Alten auf den Raſen. „Lieber Vater, Er ſcheint unglücklich. Ich bin ein Menſch wie Er. Faſſe Er Vertrauen zu mir! Kann ich helfen?“ — Der Alte ſchüttelte traurig den Kopf. Der Baron wurde noch eifriger. „Hm! das wäre doch eine ſeltſame Art von Unglück, dem man nicht abhelfen könnte! Ich bin reich, ſehr reich.“ —

Armuth? ſagte der Alte; und lächelte mit einem Ausdruck im Geſichte, der unbeſchreiblich rührend war. O, ich wollte mit den beiden Kindern da von Haus zu Haus gehen; mein graues Haar und die Unſchuld der Kinder würden Tauſende rühren. Armuth iſt kein Unglück, ſetzte er mit Kopfſchütteln hinzu. — „Nun? was iſt denn Unglück?“ fragte der Baron jetzt in Ernſt gerührt, und faßte des Alten Hand. Käthe näherte ſich bei dieſem Geſpräche dem Alten. „Was iſt denn Unglück?“ fragte der Baron zum zweitenmale. — Verzweiflung an der Menſchheit, ſagte der Alte mit bebender Stimme, und Thränen ſchoſſen in ſein Auge. „Hier iſt ein Menſch!“ rief der Baron, und zeigte auf ſich. Käthe näherte ſich einen Schritt mit zärtlichem Blicke. Der Alte ſah durch ſeine Thränen den Baron lächelnd an. Ich danke Ihnen, mein Herr; aber ich muß Sie bitten, uns zu verlaſſen. (Seine Stimme wurde ſchluchzend.) Wir ſind ſo unglücklich, daß . . . daß . . . die Hoffnung, die Sie uns geben könnten, ein Dolch mehr iſt, der unſer Herz durchfährt. Ich bitte Sie, uns zu verlaſſen. Geht hin-

ein, ſagte er zu den Kindern; geht hinein, ſucht den Vater. Die Kinder giengen hinein. Ich bejammere den Stamm nicht, fuhr er nun fort, als ob er mit dem Himmel redete: der iſt dahin; aber daß er die jungen Keime zerſchmettern ſoll, o das! das! . . . Ich bitte Sie, ſagte der Alte, und ſtand auf.

Iſt den Kindern etwa die Mutter geſtorben? fragte Käthe gerührt; ſie ſind in Trauer.

Der Alte winkte, und antwortete leiſe; ja! Jetzt wiſſen Sie unſer Unglück; nun bitte ich Sie . . .

Das iſt zwar ein großes Unglück, ſagte Käthe beruhigend; aber die Zeit wird . . .

Sterben iſt kein Unglück, erwiederte der Alte; man begräbt ja ſeinen geliebten Todten neben ſeinem eigenen Grabe. Aber dieſer Tod . . .

Nun denn? fragte Käthe: was iſt denn das Traurige an dieſem Tode? Laß Er es uns doch wiſſen.

„Darf ich nicht einen Augenblick eintreten?" fragte der Baron. „Wenn Geld nicht hilft, ſo hab' ich Mitleiden, Thränen."

Er näherte ſich der Thüre. Der Alte ergriff des Barons Hand, und hielt ihn auf. Ich bitte Sie, thun Sie es nicht. Der Unglückliche, den Sie ſehen wollen, haßt die Menſchen. Ihr Anblick würde ihn zu ſehr erſchüttern; ja, ich kann Ihnen nicht dafür ſtehen, ob er Sie nur höflich empfienge.

„Ich gehe zu ihm, um ihm ein Herz anzubieten, um ſeine Thränen mit einer warmen Bruſt aufzufangen. Mich wird er gewiß aufnehmen.“ Er bot Käthen den Arm, und gieng durch das Haus in den offnen Garten. Käthe zitterte vor Furcht, und ihre Bruſt war von Mitleiden gepreßt. Als ſie in den Garten traten, ſahen ſie hinten in einem kleinen, finſtern Gebüſch einen ſchwarz gekleideten Mann ſitzen. Er ſaß auf einem Raſenhügel, und hatte ſeine Stirn in ſeine Hand niedergebeugt. Langſam giengen ſie Beide den Gang zu ihm hinunter. Käthe zitterte immer mehr. Der Alte folgte ihnen mit dem kleinen Mädchen an der Hand. Der ſchwarz gekleidete Mann hörte endlich die Schritte der Kommenden. Er hob ſein bleiches Geſicht empor, ſtand dann auf, runzelte die Stirn,

und machte eine Wendung in einen andern Gang. Der Baron eilte zu ihm, und faßte ſeine Hand. Käthe blieb ein paar Schritte von ihm ſtehen. Der Mann riß die Hand los, und fragte mit einem finſtern Blick auf den Baron: was wollen Sie von mir?

„Gott im Himmel!“ rief der Baron; „Liſſaw! Liſſow!“

O Schmerz! o Elend des menſchlichen Lebens! Der Unglückliche war Liſſow.

Käthe hörte den Baron dieſen Namen ausrufen, warf einen Blick auf den Unglücklichen, erkannte ihn, ſchluchzte, hob die Arme, ließ ſie ſinken, und ſtammete leiſe: Liſſow! Ihr Buſen flog. Sie hob den Fuß, die Arme, und konnte vor Schrecken kaum ſtehen. Da brachen auf einmal Thränen in Strömen aus ihren Augen, und das Geſchrei, das gewaltige Geſchrei: Liſſow! Liſſow! aus ihren Lippen. In einem Augenblick lag ſie an ſeinem Buſen. Liſſow, der unglückliche Liſſow ſtand betäubt in des Barons und Käthens Armen. Befremdet betrachtete er jetzt den Baron, noch befremdeter die Dame, die an ſeinem Halſe hieng und ihn mit Thränen be-

netzte. Er ſchien wie aus einem tiefen Traume zu erwachen. Käthe! ſagte er endlich ſanft, halb fragend, halb verſichernd. Das war ſein alter Ton, und Käthe umſchlang ihn noch feſter. Liſſow! rief ſie noch einmal zärtlich. Jetzt umfaßten ſeine Arme ihren Rücken, und nach und nach drückte er ſie an ſich. Sie lag an ſeinem Buſen. Er ſeufzte tief auf, und nun floſſen ſeine Thränen auf ihre Stirn herab; die Umarmung wurde inniger und inniger.

O Liſſow, ſagte endlich Käthe, und machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los: Sie ſind es, und ſind unglücklich? Sogleich verdunkelte ſich der Strahl der Heiterkeit, der in ſeinem Auge leuchtete. Er legte die eine Hand an die Stirn, die andere auf ſein Herz. Nach und nach ſank ſein Haupt auf die Bruſt herab; ſeine Blicke wurden finſter, und hefteten ſich an den Boden. Jetzt hatte Käthe Zeit ihn zu betrachten. Liſſow war in einem ſchwarzen, abgetragenen Rocke; die blaſſe Farbe ſeines Geſichtes ſchien durch die Farbe der Kleidung noch bleicher. Sein langes Haar lag ungebunden und verwirrt auf ſeinem Rücken.

In den Augen brannte ein unſtätes Feuer; die Züge um Naſe und Mund ſchienen wie von Thränen eingegraben. Die erſte Empfindung des Wiederſehens bei Käthen hörte auf, und machte dem zärtlichſten Mitleiden Platz. Sie betrachtete ihn mit brennenden Augen; Thränen fielen ihr unbewußt über die Wangen. Liſſow! ſagte ſie gerührt. Er hörte nicht. O Liſſow! wiederholte ſie mit einem zerſchmetternden Tone. Sein Haupt ſank noch tiefer. Sie ergriff ſeine Hand. O, um Gottes willen, Liſſow, ſagte ſie: hören Sie mich! Käthe redet ja mit Ihnen. Er ſtand ſtumm, mit ſtarren Blicken da. Jetzt brachte der Alte das kleine Mädchen, legte es in Käthens Arme, und fliſterte ihr zu: das Kind heißt Jakobine. Käthe drückte das Kind innig an ihre Bruſt. „O Liſſow! rief ſie; ſehen Sie her, Ihre Tochter auf Käthens Arme, an Käthens Herzen! Liſſow, Käthe iſt Jakobinens Mutter!"

Jakobine! ſagte er und ſchlug verzehrende Blicke gen Himmel. „Jakobine! ſagte Käthe nach. Sehen Sie, Liſſow. Hier iſt Ihre Jakobine!" Liſſow ließ einen Blick auf ſeine Tochter fallen. Er ſah ſie an Käthens Bruſt.

Seine Blicke wurden ruhiger. Er trat zu Käthen, ſtreichelte dem Kinde die Wangen, küßte es, und benetzte es mit Thränen, die jetzt gewaltſam aus ſeinen Augen hervorbrachen. Das Kind umfaßte ihn mit ſeinen kleinen Händen, und ſtammelte: Lieber Vater! ich habe wieder eine Mutter! Sanft hob er das Kind aus Käthens Armen, legte es an ſein Herz, betrachtete es mit liebevollen Blicken, und führte dann Käthen nur mit Winken auf den Raſenhügel. Er kniete nieder, mit dem Kinde auf ſeinen Armen, und ſagte leiſe: dich will ich lieben! Dann verſank er in die Blumen, die auf dem Hügel ſtanden; das Kind hielt er auf ſeinen Knieen.

Der Baron trocknete ſich die Augen. „Nein, Liſſow, rief Käthe beinahe ſchluchzend: ich habe Theil an Ihnen.“ Sie ſetzte ſich neben ihm auf den Raſen, nahm das Kind auf ihren Schooß, drückte es mit der einen Hand an ihre Bruſt, warf die andere um Liſſows Schultern, und zog ihn ſo zu dem Kinde. Da! rief er auf einmal, und zeigte auf den Raſen, auf dem Käthe ſaß. „Was iſt da?“ fragte Käthe ablenkend. Da iſt meine Mutter begra-

ben, ſagte das Kind. Käthe ward von einem ſeltſamen Schrecken ergriffen, ſprang auf, und betrachtete das Grab. O Himmel! Jakobinens Grab! rief Liſſow jammern, und verbarg das Geſicht in die Blumen. Das Kind ſuchte mit ſeinen Händchen ihn aufzurichten. Ich bin ja deine Jakobine! ſagte es lächelnd. Er ſah das Kind lange ſtarr an, und ſeine Blicke wurden freundlicher. Bald nahm er das Kind auf ſeine Arme, drückte es an ſich, benetzte es mit Thränen, und gieng ſchnell in einen andern Theil des Gartens.

O, Gott ſegne Sie! ſagte der Alte, und beugte ſich auf Käthens Hand; Sie haben ſein Herz zerſchmettert. Gottlob! er hat noch nicht alles Gefühl verloren. Jetzt, ich bitte Sie, verlaſſen Sie ihn; er möchte ſonſt unter der Laſt ſeiner ſchrecklichen, kämpfenden Empfindung erliegen. „Aber was iſt ihm begegnet?" fragte Käthe weinend. Morgen! rief der Alte. Sie ſollen alles wiſſen. Jetzt verlaſſen Sie uns. Er nahm Liſſows Knaben, und gieng mit ihm dem Vater nach.

Der Baron führte Käthen aus dem Hauſe. Ich bleibe hier, ſagte er; und Käthe erwie-

derte: thun Sie das; verlaſſen Sie ihn nicht! Der Baron führte Käthen an den Wagen. Sie ſtieg mit dem Tuche vor ihren Augen ein, und bald verſank ſie in ſeltſame Träumereien, in denen ſie nichts deutlich dachte. Ach, rief ſie auf einmal, ſo würde er auch mich geliebt haben! Sie beneidete das Loos des Weibes, auf deſſen Hügel ſie geſeſſen hatte.

Der Baron gieng wieder in das Haus hinein, und in den Garten. „Ich gehe nicht von hier, ſagte der Baron dem Alten, der ihm im Eingange begegnete. Bei Gott! ich verlaſſe ihn nicht; ich bleibe auch die Nacht hier.“ — Laſſen Sie, ſagte der Alte, den Unglücklichen ſich wenigſtens etwas wieder erholen. Jetzt muß er allein bleiben. Der Baron folgte. Er ſetzte ſich vor dem Hauſe auf die Raſenbank, und zog ſeine Schreibtafel hervor, um dieſe Begebenheit aufzeichneu; allein dazu war er doch zu bewegt. Sein Herz entriß ſeiner Eitelkeit den Triumph. Nach einer Stunde ungefähr kam Liſſow zwiſchen ſeinen beiden Kindern aus dem Garten, und gieng in das Zimmer. Flaming trat auf einen Wink des Alten hinein. Liſſow ſah ihn an. Wo

iſt Käthe? fragte er ſich beſinnend; und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: habt Ihr Euch des Unglücklichen auch einmal erinnert? Mit dieſen Worten reichte er dem Baron die Hand.

„Lieber Liſſow," ſagte der Baron, „ich könnte fragen, erinnerſt du dich unſer noch? Doch laß das, lieber Liſſow, und ſey mir willkommen, du Geſpiele meiner Jugend. Vergiß alles, und laß uns einmal wieder in die Zeiten unſrer Kindheit zurückkehren. Beyer lebt noch, und liebt dich wie ehemals." Und iſt glücklich? fragte Liſſow eifrig. — „Sehr glücklich!" — Liſſow lächelte. Und deine Mutter, lieber Baron? — „In ein paar Tagen ſollſt du ſie ſprechen; ſie kommt nach Berlin, und wird ſich freuen dich wieder zu ſehen. — Und weinte nicht, Käthe? fragte er auf einmal, als ob er ſich beſänne. — Ja, ſie weinte, mein Sohn, ſagte der Alte. Dein unvermutheter Anblick hatte ihr Herz getroffen. — „Sie iſt doch glücklich?") — Wie eine Frau es ſeyn kann. Sie liebt ihren Gatten, hat vier geſunde Kinder, und" — Wie iſt es? fragte Liſſow; hab' ich nicht einen

Knaben bei ihr geſehen? — „Eben das war ihr Sohn.“

Liſſow lächelte. Die finſtre Falte des nagenden Grams zog ſich von ſeiner Stirn; und wenn er in Träume verſank, nicht mehr hörte, ſo gab der Alte dem kleinen Mädchen einen Wink. Sie trat dann zu ihrem Vater, faßte ſeine Hände, und ſagte, wenn ihr Spiel mit ſeiner Hand nicht helfen wollte: ich bin ja Jakobine, Vater. So wie der Name Jakobine Liſſows Ohr traf, blickte er auf, nahm die Kleine in die Arme, küßte ſie, und hörte dann einige Zeit wieder.

Ach, lieber Flaming; hob Liſſow auf einmal an, wenn du wüßteſt, was ich trage, was ich leide! — Der Alte lächelte; denn der Ton, mit dem Liſſow das ſagte, war ſo ſanft, ſo zärtlich klagend.

„Sey ein Mann!“ ſagte der Baron. „Dein Schickſal hat dich getroffen; aber die Freundſchaft wird dich heilen.“

Bei dem Worte Freundſchaft verdunkelte ſich auf einmal Liſſows Geſicht. Sein Auge flammte wild. Er ſprang auf, und verließ das Zimmer. Vermeiden Sie, ſagte

der Alte, die Wörter Freundſchaft und Freund; ſie machen eine zu ſtarke Bewegung in ſeinen Gefühlen. Der Alte — es war Jakobinens Vater — erzählte nun dem Baron ganz in Kurzem Liſſows Geſchichte. Nachher ſuchte man dieſen im Garten auf; er war aber nicht mehr da. Der Vater, ſagte die kleine Jakobine, hat mir ſchon gute Nacht gewünſcht; er iſt ſchon zu Bett. Noch lange ſaßen der Baron und der Alte da und ſprachen mit einander. Der Baron erbot ſich zu allem, was geſchehen könnte, um Liſſowen zu helfen. Der Alte faßte ſeine Hand, und ſagte: Sie hat uns der Himmel geſandt; denn der Himmel konnte dies Herz und ſein Schickſal nicht ganz ſinken laſſen!

Mit Zittern ergreife ich die Feder, um Liſſows Schickſal zu ſchildern. Der Leſer wird ſich erinnern, daß er an dem Tage, da Käthe Frau von Graßheim würde, Zaringen verließ und nach Berlin zurück gieng. Jakobine war leidlich ruhig geworden. Sie ſaß eben und machte Rechnungen, als Liſſow ankam. Auf einmal hörte ſie auf zu ſchreiben, horchte, legte die Feder nieder, wechſelte die Farbe, und

kehrte

kehrte ihr Geſicht gegen die Thür hin. „Was iſt dir, Jakobine?“ fragte der Vater. Sie hatte recht gehört; es war Liſſows Fußtritt auf der Treppe.“ Er öffnete die Thür, und Jakobine flog ihm fröhlich aufſchreiend entgegen. Sein heiteres Geſicht, und die Wärme, mit der er Jakobinen an ſein Herz drückte, ſagten mehr, als Worte hätten ſagen können. Der Vater bewillkommte den Jüngling, und ging dann einen Augenblick hinaus. Seine Frau fand ihn mit entblößtem Haupte, mit gen Himmel gerichteten Augen am Fenſter ſtehen. Jakobine war vor Freude außer ſich; ſie konnte ihren Geliebten nicht aus den zitternden Armen laſſen. „Verloren,“ rief ſie, und hielt ihn feſt umſchloſſen: „verloren hätte ich dich bald! dich verloren! Ach, was wäre dann aus mir geworden! Aber nun, nun habe ich dich ja wieder! O, ſehen Sie Vater; er iſt da! Er iſt da, Mutter!“ Und man konnte wirklich nicht ſagen, ob ſie weinte oder lachte. Sah man ſie an, ſo ſah man Thränen in Strömen über ihre Wangen rollen, und ihre Lippen bei den Worten, die ſie ſagte, vor Weinen beben; hörte man ſie aber, ſo waren

es Töne einer Jauchzenden, lachende Worte in triumphirendem Accente geſprochen.

Liſſow befand ſich in einem eben ſo leidenſchaftlichen Zuſtande. Beide hörten nicht auf einander zu betrachten, als ob ſie ſich ein Jahrhundert nicht geſehen hätten. Sah Liſſow ſich zufällig einmal nach der Thür um, ſo flog Jakobine ſchon dahin, um ihn aufzuhalten, weil ſie von ihm ſelbſt ſeine Begebenheit mit Käthen hören wollte. Liſſow erzählte denn auch; und Jakobine wurde jedesmal bleich, wenn ſie daran dachte, daß Käthe ihn hätte in Zaringen behalten können. Der Alte ſah wohl ein, daß jetzt der Umgang zwiſchen den beiden Leuten gefährlich werden könnte, da ſie nun das Bewußtſeyn ihrer Gefühle bekommen hatten. Jakobine war nicht einen Augenblick mehr ohne Liſſow; ſie befürchtete immer, ihn noch einmal ſo unvermuthet zu verlieren. Die kleinſte Falte auf ſeinem Geſichte bemerkte ſie, und oft fielen ſo warme Scenen vor, daß gewiß große Gefahr für die jungen Leute geweſen ſeyn würde, wenn man ſie mehr oder weniger bewacht hätte. Der Alte ſprach mit Liſſow; und dieſer drang in ſeinen Gön-

ner den Kammerrath, ſeine Verſprechungen zu erfüllen. Damit zog es ſich noch einige Monate hin. Der Kammerrath bot endlich dem ihn ſo brauchbaren jungen Manne, den er gern in ſeiner Nähe behalten wollte, eine kleine Stelle an, bei der er in Friedrichsfelde wohnen mußte; übrigens fügte er große Verſprechungen hinzu. Der Alte hat nichts dagegen. „Zweihundert Thaler," ſagte er, „iſt zwar wenig; aber Unſchuld und Liebe brauchen auch nicht viel: und dieſes immer ſichre, baare Kapital habt Ihr von der Natur zur Ausſtattung bekommen." Jakobine und Liſſow hatten nun alles, alles erreicht, was ihr Herz wünſchte. Die Erde war jetzt zu klein für ihr Glück; ſie ſchwärmten mit ihren Gefühlen bis in den Himmel.

O, ihr heiligen, ſeligen Stunden, wer kann euer Glück ausſprechen! ihr Stunden von dem Augenblicke an, da der Vater mit ſegnenden Blicken, mit zitternden Händen, mit betender Seele, mit erſchüttertem Herzen vor die Liebenden trat, und mit gebrochener Stimme zu Liſſow ſagte: „nimm ſie, und liebe ſie, wie ich ſie liebe!" bis zu dem Augen-

blicke, da Jakobine mit ihrem Geliebten vor dem Prediger ſtand, die letzte, die ganze Kraft ihrer Seele in das Ja! das ſie ausſprach, zuſammen drängte, und dann bleich, matt und bebend ſich auf den Geliebten ſtützte, dem ſie ſich ganz hingegeben hatte! O ihr ſüßen Stunden, ihr goldenen Träume dieſer Stunden, warum ließ das Schickſal euch nur Träume bleiben! Da ſaß Jakobine neben dem Geliebten, ſeine Hand in die ihrige geſchlungen, jetzt auf ihr Herz, dann auf ihre warmen Lippen gedrückt. Da ſaßen ſie wie die Eltern des Menſchengeſchlechts, in der weiten Schöpfung allein, mit ſich zufrieden. Sie redeten von der Unendlichkeit ihrer Liebe, und von der Unendlichkeit ihres Glücks; fühlten die gränzenloſe Gewalt ihrer Liebe, und träumten in thörichter Sicherheit auch ein gränzenloſes, unwandelbares Glück. Ihrer eigenen Herzen, ihrer Liebe waren ſie ſicher, und glaubten auch ihres Glückes eben ſo ſicher zu ſeyn. Ach, warum erlaubte das Schickſal der Unſchuld nur eine ewige unwandelbare Liebe, und machte das Glück ſo veränderlich! Warum iſt das Herz ſo ſtark, und das Glück des Men-

ſchen ſo ſchwach! Wer kann glücklich zu ſeyn hoffen, wenn Unſchuld und Verborgenheit keine Schutzwehr gegen das Elend ſind!

Beider Herzen waren allmächtiger, als ihre Phantaſie. Sie fühlten eine Liebe, welche ihre Phantaſie auch in den heißeſten Träumen nicht gemahlt hatte. Jakobine war Liſſows Braut; jeder Augenblick knüpfte ein neues feſtes Band um ihre Seelen, und hob eine neue Blüthe ihres Glückes hervor. Sie wurde ſein Weib. Mehr ſein, als vorher, glaubte ſie nicht werden zu können; und doch war ſie mehr ſein, da ſie ihm zur Seite beim Erwachen die ſchönen Augen aufſchlug, ſich halb aufrichtete, die Arme über ihn ausbreitete, als ob ſie ihn allein, wie der unendliche Raum, umfangen wollte; da ſie ſich mit pochender Bruſt über ihn beugte, leiſe mit dem Schlafenden redete, ihm die Haarlocken, den ſäuſelnden Athem küßte, nicht die rothen Lippen, um ihn nicht zu erwecken; da ſie endlich, hingeriſſen von dem Gefühle, ganz die Seinige zu ſeyn, ihn mit Küſſen und Freudenthränen erweckte, und nun ſogleich der holde Name: mein Weib, meine Jakobine! freudig von ſei-

nen Lippen zitterte. Glücklicher, als jetzt, glaubte ſie nicht werden zu können; und doch war ſie es, als ſie an Liſſows Hand in das Haus, in das Zimmer trat, das ſie mit ihm bewohnen, in den verwilderten Garten, den nun ihre und Liſſows Hände bearbei en ſollten. Mit zitternder Hand brach ſie zwei blühende Zweige von einem Baume, kränzte mit dem einen Liſſow, mit dem andern ſich ſelbſt, umfaßte ihn dann, und nahm ſo gleichſam feierlich Beſitz von dem Garten, den die Liebe zu einem Garten Gottes machte. Zitternd ſtand ſie an einem Roſenſtocke, zeigte ihrem Manne ſchweigend eine kleine Knoſpe, und bethauete ſie mit ihren Thränen. Sie wollte ſprechen, und konnte nicht. Noch immer ſchweigend umfaßte ſie den Geliebten, lächelte ihm zu, und ſeufzte; ihre Bruſt ſchlug hoch, ihr Glück war ihr zu groß. Sie führte ihn in ein Gebüſch, warf ſich auf die Knie nieder, und hob die Hände gefaltet zu ihm empor. Er ſank in ihre Arme. Sie wußte ſelbſt nicht, ob ſie vor Liſſow oder vor dem Himmel gekniect hatte; ſie war nichts, ſie fühlte nichts als unausſprechliches Glück und unendliche Liebe.

Jeder Tag war beiden immer ein Feiertag der heiligſten Liebe, den die rührendſte Unſchuld, die ganz ſich hingebende Vertraulichkeit, und der immer neue Reitz ſchamhafter Keuſchheit verſchönerten. Jedes kleine, häusliche, unbedeutende Geſchäft erhielt durch ſie ein rührendes Intereſſe; jeder ſchwere Augenblick floh durch ſie mit leichten Flügeln vorüber; jedes Mittagsmal wurde durch ſie zu einer Gaſterei, und ſelbſt den Mangel machte die Liebe zu Reichthum. Wehe dem Manne, der das Leben verläßt, ohne in dem Zauberkreiſe der Liebe empfunden zu haben, welch ein Schatz das Leben iſt!

Wenn der frühe Morgen die Glücklichen zu dem Genuſſe des heitern Tages erweckte, Jakobine dann nach einigen Augenblicken den dampfenden Thee in die Laube trug, ihrem Vater und ihrem Manne ein frohes Lied entgegen ſang; wenn Liſſow dann, ſeinen Arm um Jakobinens ſchlanken Leib geſchlungen, mit ihr auf und ab ging, bis ſeine Geſchäfte ihn riefen; wenn ſie ihm an ihrem Rade, oder mit einer andern Arbeit, zur Seite ſaß, und ihre Blicke, ihre hellen, freundlichen, zärtli-

chen Blicke, ſo oft er aufſah, wie erquickende Sonnenſtrahlen, auf ihn fielen; wenn ſie ab und zuging, den Tiſch deckte, das einzige Gericht auftrug, und Lachen, Scherz, Vertraulichkeit, Liebe um den Tiſch her flogen: dann ſprang Liſſow oft auf, ſchloß ſeine Jakobine an ſeinen Buſen, und rief: iſt es möglich? ſind wir Menſchen? ſind wir auf der Erde?

Am Abend ſaßen ſie vor der Thür unter ihren Maulbeerbäumen, ſprachen und ſangen. Der Alte ſchlich ſich dann leiſe weg, wenn Jakobine ſich auf Liſſows Knie ſetzte, ihre Wange auf ſeiner Bruſt wiegte, und ſüße Worte fliſterte. Sie ſelbſt lachten, wenn ſie ſich wieder beſannen; denn es war Mitternacht. Heilige Freuden der Unſchuld!

Du kannſt immer die Windeln nähen, ſagte die Mutter einmal zu Jakobinen. Jakobine und Liſſow ſprangen bei dieſen Worten auf, und ſtanden in ſprachloſer Freude, eins in des andern Armen. Jetzt war Jakobine ihrem Manne heilig. Ihre Freude, von der ſie glaubten, daß ſie auf dem höchſten Gipfel wäre, nahm einen andern Charakter an, und wurde noch einmal ſo entzückend. Jetzt

faßte Liſſow Jakobinens Hand mit einer ſo zarten Ehrerbietung, und ſeine Liebkoſungen waren ſo innig, ſo unbeſchreiblich rührend, daß Jakobine ſich oft aus ſeinen Armen reißen mußte. Sie verzweifelte, ihm ſeine Liebe vergelten zu können. „Mutter!“ liſpelte er ihr zuweilen in der ſüßeſten Vertraulichkeit zu; und dann ſchloß er ſie ſanft in ſeine Arme, und küßte ihre Hand mit einem Ausdruck der Dankbarkeit, der Freude, daß ſie zitterte. Er hatte ſie Braut und Weib genannt. Sie glaubte, daß nun kein Name mehr ſey, der ihrem Herzen größere Freude geben könne; aber, er nannte ſie: Mutter! und der ganze Himmel floß in ihren Buſen über.

Jakobine wurde Mutter. Wer kann die Freuden der Seligen beſchreiben! Liſſows Hütte war ein Tempel der Ruhe, des Glücks, der Tugend, der ſchönſten Menſchlichkeit, und jedes mütterliche Geſchäft ein Feſt für die glücklichen Eltern. Sie legte den Knaben an ihren keuſchen Buſen, und ihre lächelnden Blicke hingen ſegnend auf dem Kinde. In der Ferne ſtand Liſſow, verloren in den Anblick, mit frohen, dankenden Augen. Dann trat er lang=

ſam näher, ſetzte ſich zu Jakobinen, bald auf die Lehne des Stuhls, bald zu ihren Füßen, und drückte ſanfte Küſſe auf ihr Gewand, oder auf ihre Locken. Jakobine ſchmeichelte ihm indeſſen mit der Hand; aber ihre Blicke hingen unverwendet auf ihrem Sohne. Die Mutterwürde gab ihr einen neuen Charakter: ihr Weſen erhielt etwas Erhabenes; ihre Fröhlichkeit verwandelte ſich in eine heitige Ruhe; ihr Blick glich dem Blick einer jungfräulichen, keuſchen Veſtalin. So war Liſſow noch nicht geliebt, wie jetzt, da ſie ſich zwiſchen ihn und ſeinen Sohn theilte. Sie gebar ihm ſeine Tochter. Liſſow nannte ſie Jakobine; er liebte Mutter und Tochter mit doppelter Liebe, und auch er ſchien nun ſein Herz zu theilen.

Sein Glück war ſo groß, daß nichts in der Welt ſeine Ruhe ſtören konnte, als nur der Gedanke an ſeinen oder Jakobinens Tod. Er ſchien ſein Schickſal zu ahnen, und zitterte davor. Hundertmal ſang er mit bewegter Stimme ein Liedchen, das er gemacht hatte, als er das erſtemal ſeinen Sohn an Jakobinens nährendem Buſen liegen ſah. So oft

er es ſang, wurde ſein Auge naß; und Jakobine hörte es doch ſo gern. Mit dieſem Liede, mit dem erſten Tone davon, hätte er ſie können aus dem Todesſchlummer aufſingen. Es hieß ſo:

Kennſt du die Thräne wohl, die, voll Entzücken,
Aus meiner Bruſt ſich in mein Auge gießt,
Wenn du dein Kind, mit ſegenvollen Blicken,
So ſanft, ſo mütterlich an deinen Buſen ſchließt?

Als Gott, der Schaffende, mit ſegenvollen Blicken
Die Schöpfung väterlich an ſeinen Buſen ſchloß:
Da weint' ein Engel ſie; und dieſe Thräne floß
In meine Bruſt, die Thräne voll Entzücken! --

O Jakobine! Weib! der Himmel gab uns Beiden
Am Grabe ſchon der Engel Seligkeit;
O Weib! o du! du gabſt uns Engelfreuden:
Warum nicht auch, ach! die Unſterblichkeit?

Und gab ich dir denn nicht die Unſterblichkeit, ſagte Jakobine nach dieſem Liede einmal, mit meiner Liebe, für welche nur die Unſterblichkeit hinreicht, ſo wie ſie unſterblich iſt? Liſſow ſchloß ſie ſchweigend in die Arme.

Um dieſe Zeit machte Liſſow die Bekanntſchaft, die ſein ganzes Glück zerſchmettern ſollte. Er ging an einem kalten Wintertage nach

Berlin, um Rechnungen dahin zu bringen, die er ausgezogen hatte. In einer engen Gaſſe ſah er ein Schauſpiel, das ihn aufhielt. Ein Mann ſtürzte aus einem kleinen Häuschen, und hinter ihm her ein armſelig bekleidetes junges Weib, das ein Kind auf dem Arme trug, und dem ein anderes Kind laufend folgte. „O, um Gottes willen!„ rief das Weib, und ergriff den Mann am Arm, um ihn aufzuhalten: „wohin willſt du? Ach, ich bitte dich, fange kein Unglück an! bedenke mich, bedenke deine Kinder!" Bei dieſen Worten rollten Thränen aus ihren Augen. Sie lehnte das Kind an die Wange ihres Mannes, und ſie ſelbſt liebkoſte ihm, um ihn zurückzuhalten. Der Mann, auf deſſen Geſicht entſchloſſene Verzweiflung lag, wozu es gar nicht gemacht ſchien; der Mann antwortete: eben das bedenk' ich! dich bedenk' ich, und meine Kinder; darum laß mich gehn!... Wollt Ihr da im Schnee umkommen? ſetzte er in einem bittern Tone hinzu. Ich muß! ich muß! — Er riß ſich los, und eilte die Gaſſe hinauf. „Gott im Himmel! mein Mann! mein Maun!" ſchrie das Weib. Die Kinder fingen beide an zu ſchreien, und

hängten ſich feſt an die Mutter, die dem Manne nach wollte. Liſſow ſtand an der andern Seite der Gaſſe. Eben wollte er hinüber, und das Weib fragen; da hielt ihn ein junger Mann an, und erkundigte ſich, was es hier gäbe. „Unglück! Elend!" antwortete Liſſow, und wollte fort. Nun was für Unglück? fragte der junge Mann weiter. „Ei," rief Liſſow, der ſich feſtgehalten fühlte, voll Verdruß: „Laſſen Sie mich; ich will ſehen, ob ich helfen kann." Er eilte zu dem Weibe; und der junge Mann blieb gegen über ſtehen, die Scene abzuwarten.

Liſſow redete die Frau, die mit immer ängſtlichern Blicken die Gaſſe hinauf ihrem Manne nachſah, freundlich an. Sie rang die Hände. O, rief ſie; wenn nur meinem Manne kein Unglück begegnet! Liſſow fragte, und erfuhr endlich, was er wiſſen wollte. Des Mannes Krankheit hatte dieſe Familie zurückgebracht. Lange noch kämpften ſie mit übermenſchlichen Kräften gegen das Unglück, und mit ihrer ehlichen Liebe gegen den Kummer. Sie verkauften Kleidung, Hausrath, und hatten kleine Schulden. Ihr Wirth fürchtete, um

ſeine Hausmiethe zu kommen, die ſie ſeit einem Jahre ſchuldig waren, klagte, ließ ſie auspfän- den, und wollte ſie zum Hauſe hinaus werfen. Im Winter, ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Obdach, ohne Kleidung! Verzweifelnd war der Mann aufgeſprungen, und hatte ſich vor dem Wirth auf die Knie geworfen; aber der war unbeweglich geweſen. Jetzt! jetzt! hatte der Mann mit funkelnden Augen gerufen. Den Richter will ich doch ſprechen, der mein Weib und meine Kinder zum Hungertode verurtheilt! Mit dieſen Worten ſprang er aus dem Zim- mer, und ſein Weib um ihn zu halten, hinter ihm her.

Liſſow fragte die Frau, wie viel Geld ſie fürs erſte gebrauche, um die Auspfändung zu hindern. Sie ſah ihn mit Augen an, die voll Hoffnung ſchwammen, in die ſich aber ſogleich wieder die Thräne der Verzweiflung goß. „Ach!" rief ſie; „es iſt viel, ſehr viel! Zwanzig Thaler! wer wird mir die geben?" Liſſow zog ſeine Börſe mit einer innig betrüb- ten Miene hervor: Guter Gott, ſagte er für ſich: warum bin ich nicht reich! Er ſchüttete, was er hatte, in die Hand der Frau. Es moch-

ten ungefähr drei Thaler ſeyn. Das iſt alles, was ich habe, ſagte er, vor Scham und Betrübniß erröthend. Aber, hob er auf einmal freudig wieder an: warte ſie hier nur eine halbe Stunde auf mich. Ich werde ihr das Uebrige ſchaffen können. Die Frau erſtarrte, und Liſſow flog über die Gaſſe nach dem Kammerrath zu, um von dem die zwanzig Thaler zu borgen. Mitten im Eilen ergriff ihn der junge Mann aufs neue, und rief, wohin wollen Sie? hören Sie doch, lieber Freund! Nehmen Sie doch! O laſſen Sie mich, ſagte Liſſow; oder borgen Sie mir die zwanzig Thaler, welche die Frau braucht. Der junge Mann lächelte. Warum nicht? ſagte er; wenn Sie einmal borgen müſſen, bin ich ſo gut wie ein Andrer. Er zog ſeine Börſe, gab Liſſowen vier Louisd'or, und ſagte: Hier! geben Sie das der Frau, und dann kommen Sie zu mir. Ich gehe in das Kaffeehaus dort. — Wie? wo? der Frau? rief Liſſow voll Freude, und ſprang zu der Frau hinüber. Hier, ſagte er, ſind die zwanzig Thaler. Man kann leicht denken, welche Wirkung dieſe unverhoffte Hülfe auf die Frau machte. Sie hatte das Gold in der

Hand, ſah es an und dann Liſſowen, wollte reden, konnte nicht, ſeufzte; wollte wenigſtens lächeln, und konnte auch das nicht, weil die Thränen das Lächeln in ihren Augen verlöſchten. Sie ſchlug ihre Blicke zum Himmel auf. O Herr! die beiden Worte ſagte ſie dem Retter, der vor ihr ſtand. Sie überſtrömte des Kindes Wangen mit heißen, inbrünſtigen Küſſen; nothwendig mußte ſie ihrem Gefühle der Dankbarkeit Luft machen, und würde, um es zu thun, einen todten Pfeiler umarmt haben.

Nicht lange, ſo blickten ihre Augen fröhlich auf. Sie ließ Liſſow ſtehen, und eilte ihrem Manne entgegen, der mit geſenktem Kopfe die Gaſſe langſam wieder herunter kam. Als er ſein Weib ſah, eilte er, ergriff ſie, und ſagte bitter: komm! vor ſeinem Hauſe wollen wir verhungern! Die Frau hielt ihm freudig das Gold hin, wies auf Liſſow, und rief: der! der! der Engel! Der Mann blieb ſtarr wie eine Bildſäule ſtehen. Liſſow näherte ſich ein paar Schritte, rief der Frau zu: wir ſehen uns heute noch wieder; und eilte dann fort. Vor dem Kaffeehauſe rief ihn der junge Mann,

der ihm das Geld geliehen hatte, und Liſſow gieng hinein.

Es war der junge Freiherr von Rheinfelden. Er hatte aus einer Grille ſeines Vaters, der durch eine Erbſchaft von einem alten Oheim und Malteſer-Ritter reich geworden war, ebenfalls Malteſer-Ritter werden müſſen, und lebte jetzt in Berlin. Dieſer junge Mann voll Geiſt, voll Talente, voll Großmuth, war ein wenig wild und ungebunden. „Dafür, ſagte er ſchäkernd, bin ich ein Ritter, verdammt ewig allein zu leben, ein Zwitterthier, eine Pflanze ohne Blüthe, ohne Frucht, beſtimmt unbeweint zu verdorren. Ich habe mein Kreuz auf mich genommen, und muß ein wenig tollen, um es mir zu erleichtern. Was geht es Euch an? Habe ich doch Niemanden in der Welt, vor dem ich mich zu ſchämen, dem ich Rechenſchaft zu geben hätte! Ihr werdet Männer, Ehegatten, Väter, Großväter; und es iſt gut, daß ihr auch weiſe werdet. Ich aber bleibe ewig ein Jüngling, und Jugend hat keine Tugend.“ So ſcherzte er ſelbſt über ſeinen Stand und über die Thorheiten, die er begieng.

Er blieb, von dem Anblicke des Weibes ge-

rührt, vor Liſſow ſtehen. Wäre dieſer nicht zu der Frau gegangen, ſo würde er ſelbſt es gethan und geholfen haben. Der Ritter gieng nicht, weil ſich Leute ſammelten. Indeß hörte er Liſſows Geſpräch mit der Frau, ſah, daß Liſſow nicht helfen konnte, und griff ſchon nach der Kleinigkeit in die Taſche. Er hielt Liſſowen auf, um ihm das Geld zu geben, und beſtellte ihn dann in das Kaffeehaus, um durch ihn der Familie, deren Schickſal ihn gerührt hatte — oder, wenn wir recht aufrichtig ſeyn wollen, der artigen Frau, die ihm gefiel — wieder aufzuhelfen. Er ſchlürfte eine Taſſe Chokolate, trat an ein Fenſter, und ſagte lachend: wie alles ſo ſeltſam vertheilt iſt! Dem armen Teufel ſtanden die Thränen in den Augen vor Mitleiden; er wollte gern helfen und konnte nicht! Ja! der Himmel vertheilt den Reichthum wie die Ordenskreuze!

Liſſow kam. „Hören Sie, lieber Mann," ſagte der Ritter lachend, „was für Sicherheit geben Sie mir denn für meine vier Louisd'or? Ihr gutherziges, ehrliches Geſicht? nicht wahr? Nun, trinken Sie eine Taſſe Chokolate! Wie ſteht es denn eigentlich mit der Familie?" —

Wollen Sie hier eine halbe Stunde verzie-hen, antwortete Liſſow, ſo will ich Ihnen das Geld wiederbringen. Ich hoffe, es ge-liehen zu bekommen. Die halbe Stunde freilich, muß Ihnen mein Geſicht zur Si-cherheit dienen. Ich heiße Liſſow, und bin Inſpektor bei *** in Friedrichsfelde.

„Wahrſcheinlich noch unverheirathet? Denn ſonſt würde das Weibchen zu Hauſe eine Gardinenpredigt halten!"

Ich habe ein Weib und zwei Kinder, ſagte Liſſow mit einem heitern Geſicht. Aber eben das; der Gedanke an mein Weib, an meine Kinder — o mein Herr, es iſt das Schreck-lichſte in der Natur, wenn ein Mann ſein Weib und ſeine Kinder unglücklich werden ſieht, ohne Hülfe zu finden. Etwas Schreck-licheres kann ich mir nicht denken. Ich ſelbſt bin arm; und ſo könnte . . .

„Arm? und Sie borgen zwanzig Tha-ler, um Andern zu helfen? Wenn das auch großmüthig ſeyn mag, ſo iſt es doch un-überlegt, Herr Liſſow."

Wohl wahr; aber wenn wir immer rechnen wollten, ſo — Und überdies, glaube ich, rech-

nen in einem ſolchen Falle iſt ſchon unmenſchlich, die härteſte Grauſamkeit! Rechnet denn der Himmel mit uns?

„Nun, Sie ſagen ja ſelbſt, daß er mit Ihnen ſehr karg gerechnet hat; und ſo ...“

Karg? mit mir? fiel Liſſow ein, und ſeine Augen leuchteten vor Freude. Nein, mein Herr; Sie reden mit dem glücklichſten Manne, den je die Erde getragen hat. Glücklicher, als ich bin, kann ich nie, nie, werden.

„Wahrhaftig; das muß man Ihren Augen ja wohl glauben, wenn man auch zweifeln wollte. Nun, mit den vier Louisd'or hat es keine Eil. Sie können mir ſie ja nach Ihrer Bequemlichkeit wieder geben. Erkundigen Sie ſich doch einmal nach den Umſtänden der Familie, wie ihr zu helfen wäre. Morgen um dieſe Zeit bin ich wieder hier. Wenn es nöthig iſt, ſo will ich mein Scherflein ſo gut geben, wie Sie, ob ich gleich nicht ſo glücklich und ſo reich bin, wie Sie. Bei mir hat der Himmel in der That ſeltſam gerechnet; er gab mir ein Kreuz zu tragen, das ich erſt im Grabe los werden kann, ſo ſchwer es mir auch wird.“

Liſſow ſah ihm mitleidig ins Geſicht. Darf ich fragen, fieng er gutherzig an, was...?

„Lieber Mann, erwiederte der Ritter, mir iſt nicht zu helfen. Ich muß mein Kreuz fortragen bis an meinen Tod, ſo gut oder ſo ſchlecht ich es im Stande bin. Adieu. Morgen ſehen wir uns, wenn Sie mir mein Geld bringen.“

Er gieng, und ſchon auf dem Wege ärgerte es ihn, daß er ſich nicht näher nach Liſſow erkundigt hatte, der ſo gut und in einem ſo gebildeten Tone ſprach. Sollte er mir wohl die zwanzig Thaler wiederbringen? dachte der Ritter, und wagte es doch nicht, daran zu zweifeln.

Am andern Morgen war Liſſow eher im Kaffeehauſe als der Ritter. Er legte die vier Louisd'or auf den Tiſch, und dankte dem Ritter für ſein Zutrauen. Dieſer ließ das Geld liegen. „Und unſre unglückliche Familie?“ fragte er. Liſſow lächelte. Sie iſt nicht mehr unglücklich, mein Herr; indeß wenn dieſe vier Louisd'or zu Ihrem Ueberfluſſe gehörten . . .

„Gut, ſie gehören dazu, Herr Liſſow.“

Und Ihnen daran gelegen wäre, eine Familie, eine tugendhafte Familie, ganz gerettet

zu wiſſen, ſo . . . Liſſow ſetzte dem Ritter die Umſtände, die Bedürfniſſe der Familie aus einander, und machte ihm mit hinreiſſender Beredtſamkeit begreiflich, daß vier Louisd'or dem Manne Mittel geben würden, arbeiten und ſich nähren zu können. Ich, ſo ſchloß Liſſow mit einem Seufzer, ich habe nicht einen Heller mehr; ſonſt . . .

„Nicht einen Heller mehr? Seltſamer Mann! Wie? Sie haben alles weg gegeben? und wenn ich recht verſtanden habe, mehr, als Sie geſtern ſchon gaben? Aber denken Sie denn nicht daran, daß Sie ſelbſt Mangel leiden können?"

Das war Ueberfluß, mein Herr. Zwar hatte ich die Summe ſchon beſtimmt; doch —

„Beſtimmt? wozu?"

Zu einem beſſern Klaviere für meine Frau. Aber, mich dünkt, die Ergießungen zufrieden gemachter Herzen ſind die beſte Muſik, die der Menſch ſich verſchaffen kann. Ich kann warten; der Unglückliche nicht. Ich bin glücklich.

Der Ritter war bewegt, und ſtand auf. „Ja, das ſind Sie, rief er; wahrhaftig das ſind Sie, oder Niemand iſt glücklich, wenn

Sie es nicht ſind! Ja! rief er auf einmal wie zu ſich ſelbſt:

La vertu sçait trouver le seul point immuable,
Elle rend le bonheur aussi parfait que stable.“

Und wenn die Tugend uns auch nicht immer glücklich macht, hob Liſſow an, ſo macht ſie uns doch wenigſtens zufrieden.

Der Ritter erſtaunte, daß Liſſow Franzöſiſch verſtand. „Und Inſpektor ſind Sie?“ fragte er voll Verwunderung, nachdem er eine Stunde mit Liſſow geſprochen hatte. Liſſow fand nichts Seltſames dabei, daß er nur Inſpektor war. Seine Zufriedenheit vollendete das Erſtaunen des Ritters. Er gab Liſſowen eine groſſe Summe. „Nehmen Sie,“ ſagte er, „nehmen Sie, lieber Mann. In Ihren Händen wird dieſe Summe wuchern. Ich habe das kleinſte Verdienſt dabei. Wahrhaftig, ich fange an mich zu ſchämen, daß es ſo wenig iſt. Nehmen Sie. Sie haben mir zum erſtenmale gezeigt, daß die Tugend mehr iſt, als Heucheley; denn Sie ſind warlich tugendhaft, und

zufrieden damit, daß andere Leute mehr haben als Sie. Leben Sie wohl!"

Er eilte zur Thür hinaus. Liſſow war erſtaunt über die Summe, die vor ihm lag. Bald gieng er zu der unglücklichen Familie. Er übertraf ihre allerkühnſte Hoffnung, und entzog ſich durch eine ſchnelle Flucht ihren Thränen und ihren rührenden Segnungen. Drei Tage nachher brachten zwei Träger Liſſowen ein Silbermanniſches Klavier, um deſſen Saiten ein Zettel geſchlungen war. Jakobine nahm ihn, und las: „eine ſchönere Harmonie liegt nicht in dieſen Saiten, als in dem Herzen des Mannes, dem ich mit dieſem Inſtrumente nichts als einen Beweis geben wollte, daß ich der wahren Tugend huldige." Siehſt du? ſagte Jakobine mit Entzücken, und drückte voll Stolz den Geliebten an ihre Bruſt. Jetzt flog ſie an das Klavier, und ſpielte. „O, rief ſie, nun verzweifle ich nicht, noch eine große Virtuoſin zu werden; und wenn der ſeltſame Mann einmal hierher kommt, ſo ſoll er mir ſo gut huldigen, wie dir." Liſſow mußte ihr den Mann beſchreiben, der ſeine Tugend ſo geehrt hatte. „Ich wollte viel darum geben, wenn ich ihm einmal

ſagen könnte, wie gut ich ihm bin, daß er dich liebt, daß er dich achtet. Und weißt du ſeinen Namen nicht?" Liſſow hatte ihn nicht darnach gefragt.

Der Ritter vergaß ſeinen ſeltenen Inſpektor eben ſo ſchnell, als der Eindruck geweſen war, den dieſer auf ihn gemacht hatte; aber Liſſow vergaß den Ritter nicht. Er war ihm noch Rechnung von der Summe ſchuldig, die er wirklich mit der feinſten Behutſamkeit angewendet hatte; und, noch mehr, er war ihm Dank für das Vergnügen ſchuldig, welches das Inſtrument Jakobinen machte. Liſſow ging, ſo oft er nach Berlin kam, auf das Kaffeehaus, und fragte nach dem Fremden; allein man hatte ihn nicht wieder geſehen. Endlich begegnete er ihm einmal zufällig. Dem Himmel ſey Dank! rief Liſſow laut: da iſt er! Der Ritter erkannte ihn nach einigem Beſinnen. „Sieh da, Herr Inſpektor! wie geht es?" — Ich habe Ihnen viel zu ſagen, mein theurer Herr. Der Ritter nahm ihn mit nach Hauſe. Liſſow übergab ihm die Berechnung der Summe, die er von ihm erhalten hatte. Der Ritter erſtaunte darüber, wie viel Gutes mit dem

Gelde gethan war. „Wahrhaftig, Herr Liſſow, Sie ſollten mich faſt überreden, daß der Reichthum einen großen Werth habe. Wie fangen Sie das an, lieber Freund? Glauben Sie mir, ich habe Summen verſchleudert, und nicht Glückliche, ſondern Unverſchämte oder Undankbare gemacht. Wie fangen Sie es an, die Menſchen in der That glücklich zu machen?"

Ich liebe den Unglücklichen, mein Herr, ſagte Liſſow ſanft. Sie gaben vielleicht, ohne ihn zu lieben.

Der Ritter erröthete. „Sie haben Recht, lieber Freund. Aber uns Reichen fehlt es meiſtens an Zeit, uns ſo genau zu erkundigen."

An Zeit, Gutes zu thun? fragte Liſſow betrübt. Von Ihnen, lieber Herr, hör' ich das ungern!

„Warum von mir? warum das?"

Weil — weil es ſchmerzt, ſich geirrt zu haben. Meine Frau ſagt jedesmal, wenn ſie das Klavier aufmacht: der edle Mann! Und wahrhaftig, Sie ſind edel, Sie müſſen es ſeyn; denn Ihr Herz iſt dazu geſchaffen, das Unglück Andrer tief zu fühlen.

Der Ritter lächelte zwar; doch fühlte er

ſich verlegen, und das war er wirklich nicht oft. „Sie ſind ein ſeltſamer Mann, ſagte der Ritter, und reichte ihm die Hand. Aber, um recht aufrichtig zu ſeyn — ich bedarf, trotz der Menſchlichkeit, die Sie ſo gütig ſind mir zuzuſchreiben, dennoch eines ſolchen Mannes, wie Sie. Hier, lieber, guter Liſſow, iſt eine gleiche Summe; vertheilen Sie die, und rechnen Sie jeden Monat auf eine ähnliche. Fällt etwas Außerordentliches vor, ſo gehört es nicht in den Monat. Dann kommen Sie zu mir. Ich traue meiner eigenen Tugend nicht ſo viel wie der Ihrigen, und ich will einmal mit einem fremden Herzen handeln.“

Oder einen fremden Namen gebrauchen, um unerkannt . . .

„Wie Sie wollen. Es wird mir bei Ihnen nicht ſchaden, wenn Sie mich für beſſer halten, als ich bin. Schaffen Sie mir aber noch Einen ſolchen Menſchen, wie Sie ſind, ſo geb' ich Ihnen mein Wort, ich bin der Dritte; denn da würde es ſich ſchon der Mühe verlohnen, tugendhaft zu ſeyn.“

Liſſow legte die Hand auf die Bruſt. Doch verſchwieg er, was ihm auf der Zunge ſchwebte:

die Namen ſeines Schwiegervaters, ſeiner Gattin und der Frau von Flaming. Ich kenne, ſagte er endlich, Menſchen, die wirklich Menſchen ſind, und Sie würden Sich freuen, dieſe Menſchen zu kennen. Er gieng. Von einem Domeſtiken erfuhr er den Namen des Ritters. Hm! ſagte er im Gehen; das heißt doch die Beſcheidenheit weit getrieben! Solche Summen monatlich an Unglückliche, und er ſagt: er traue ſeinem eignen Herzen nicht!

Der Ritter ſtand lachend auf, als Liſſow das Zimmer verlaſſen hatte. Er trallerte ein Liedchen; und doch fand er, daß Liſſow ein ſehr ausgezeichneter Mann war. Das wäre doch ſeltſam, ſagte er, und nahm den Hut; was ich verzweifelte zu finden, hätte ich gefunden, einen Tugendhaften? Thorheit! wer kennt ihn denn ſo genau? Eitelkeit, eine feine zarte Eitelkeit; weiter nichts!

Et cette vanité secréte et délicate
Enfante quelquefois de nobles actions.

Das ſang er, und flog ſeinem Vergnügen zu. Als er nach Hauſe kam, fielen ihm Liſſows Rechnungen wieder in die Hände. Er las. „Und iſt das ſo?“ fragte er zweifelhaft.

Er ſuchte die darin genannten Leute auf, und fand, daß Geld nur das Kleinſte an den Wohlthaten geweſen war, welche die Unglücklichen von Liſſow empfangen hatten. Liſſow war durch manche ſeiner Arbeiten ſo genau mit dem Umfange der Gewerbe bekannt geworden, daß der Rath, den er den Handwerkern gab, ihnen den Zuſtand ſicherte, worein ſie das ihnen geſchenkte Geld verſetzte.

Ja, wahrhaftig, ſagte der Ritter auf dem Rückwege nachdenkend: er hat Recht; denn ohne den Unglücklichen zu lieben, wäre doch das ein mühſamer Triumph für die Eitelkeit. Aber wie fängt dieſer Menſch es an, die Unglücklichen zu lieben, die durch Roheit, Schmutz und ihre langweiligen Klagen noch nichts bei mir erregt haben, als den Wunſch, mich ſo ſchnell als möglich von ihnen zu befreien? Hm! er ſelbſt iſt aus dieſem Stande; in einer ſchmutzigen Armuth erzogen, fühlt er den Ekel nicht, den uns die Armuth erregt.

Das nächſtemal da Liſſow wieder zu ihm kam, (und er kam bald) betrachtete der Ritter ſeinen Anzug genau. Liſſow war zwar einfach gekleidet, aber ſehr reinlich, und in

der Wäſche ſogar ſehr elegant. Der Ritter fragte, und Liſſow erzählte ihm, daß er bei dem Baron von Flaming in dem allergrößten Ueberfluſſe erzogen worden ſey. „Nun,“ ſagte der Ritter, und reichte ihm die Hand; „es mag ſeyn. Was will ich auch die Fäden aufſuchen, von denen das Herz bewegt wird! Die Menſchen, denen wir helfen, ſtehen ſich darum nicht ſchlechter und nicht beſſer. Beſſer ſogar, will ich behaupten. Und habe ich je einen Freund nöthig, ſo gebe der Himmel, daß ich ſo einen finde, wie dieſer Mann iſt!“ Liſſow verſtand von dieſem Geſchwätze nichts. Er hielt ſich an des Ritters Handlungen, und überſah ſeine Worte; ſo ſtieg denn ſeine Achtung für den Ritter von Tage zu Tage. Dieſer mochte wollen oder nicht: er konnte ſich gegen Liſſows Tugend, und noch mehr gegen Liſſows Liebe, die ihn ſo ſichtlich umfaßte, am Ende nicht länger vertheidigen. Zwar lachte er ſelbſt über ſeine Kinderei, wie er es nannte; aber er fieng an, ſich dem edlen Manne hinzugeben. An die Stelle des perſiflirenden Tons, den er vorher gegen Liſſow angenommen hatte, weil er ihn für einen

gutherzigen Thoren hielt, trat ein edlerer Ton, der von Tage zu Tage freundſchaftlicher, und endlich, zum Erſtaunen des Ritters, vertraut, ja, pathetiſch wurde. Es gab Stunden, wo es ihn dünkte, daß er eben ſo gut ein Schwärmer in der Tugend und in der Freundſchaft ſey, wie Liſſow. Das kam dem Ritter, der gewohnt war, beſtändig Rechenſchaft von ſeinem Herzen zu fordern, ſeltſam genug vor. Er haßte nichts mehr als Schwärmerei; und für dieſe hielt er beinahe jede Empfindung, die nicht unmittelbar vom Körper ausgieng. Durch den Umgang mit Liſſow fühlte er ſein Herz erwärmt, und er erröthete dafür. Er konnte die Urſache nicht finden. „Hm!" ſagte er endlich: „der Enthuſiasmus ſteckt an, weil der Menſch ein geſelliges Thier iſt.

Ainsi soit passion, soit besoin, soit foiblesse,
Pour la société tout homme s'intéresse."

Und er folgte dieſesmal dem Zuge ſeines Herzens, weil er ihm wohlthat. Was kann der Liebe widerſtehen? Der Ritter ſah ſich in der

That von Liſſow geliebt. Achtung hatte er überall erhalten; aber noch nie Liebe. Sein kaltes Herz ſtieß alle Herzen, die ſich an ihn hängen wollten, zurück. Hier fand er zum erſtenmale Liebe, eine warme, zärtliche, zutrauenvolle Liebe, ein Herz, das ihm immer offen ſtand, daß nie forderte, ſondern ſich glücklich fühlte, wenn es geben konnte. Umſonſt ſuchte er ein Intereſſe auf, das Liſſowen an ihn ziehen könnte. Eitelkeit? Liſſow wußte kaum ſeinen Namen, und gieng jedesmal wieder weg, wenn er hörte, daß der Ritter Geſellſchaft hatte. Er war nur Freund, wenn er mit ihm allein war; ſobald ein Menſch dazu kam, war er der Inſpektor, der des Ritters Geſchäfte beſorgte.

Dieſesmal konnte er ſich nicht leugnen, daß Liebe Liſſowen zu ihm hin zog, und er fühlte mit großem Vergnügen, daß auch ſein Herz ſich ſeinem Freunde immer mehr hingab. Die Kälte des Ritters war eine künſtliche Rinde geweſen, welche ſein langer Aufenthalt in Frankreich, ſeine Lektüre, eine glänzende aber falſche Philoſophie, und der Stolz ſelbſtſtändig zu ſeyn, um ſein Herz gezogen hatten.

Sie fiel jetzt von ſeinem Herzen ab; er überließ ſich ſeinen natürlichen Gefühlen, und wurde nun wirklich Liſſows Freund.

Der Ritter pflegte immer zu weit zu gehen. Er war jetzt unzufrieden mit Liſſows ſeltenen Beſuchen, bat ihn zu allen ſeinen Geſellſchaften, that ſogar ſtolz mit ihm, und es machte ihm Vergnügen, wenn er ſagen konnte: dies iſt mein Buſenfreund, der Inſpektor Liſſow von Friedrichsfelde. „Was ich habe, will ich ganz haben!“ ſagte er einmal; „und Sie, mein lieber Liſſow, theilen Ihr Herz zwiſchen mir und Ihrer Frau, oder vielmehr, ich habe nur den kleineren Theil Ihrer Liebe.“

Nein, ſagte Liſſow, ich liebe Sie von ganzem Herzen, wie ich meine Frau von ganzem Herzen liebe; und könnte ich mit Ihnen und mit ihr den Weg durch das Leben bis an meinen Tod gehen, ſo wären meine feurigſten Wünſche erreicht.

Liſſow hatte ſo oft von ſeiner Gattin, von ihrer reinen Unſchuld, von ihrem Herzen, ſogar von ihren Wünſchen ihres Mannes Freund kennen zu lernen, geſprochen, daß der Ritter nicht begriff, wie er nicht eher auf den Gedan-

ken gekommen war, das häusliche Leben ſei-
nes Liſſow, von dem dieſer ſo viele Wunder
erzählte, einmal mit eigenen Augen zu ſehen.
Er warf ſich eines Tages auf ein Pferd, ritt
nach Friedrichsfelde, ließ ſich Liſſows Haus
zeigen, öffnete das Zimmer, und trat hin-
ein. Das iſt er, Jakobine! rief Liſſow
fröhlich: das iſt mein Rheinfelden!

Das iſt er? das iſt dein Freund? ſagte Ja-
kobine leiſe, und neigte ſich mit einer ſeelen-
vollen Freundlichkeit vor dem Ritter. Der Rit-
ter hatte freilich aus Liſſows Erzählungen kein
unangenehmes Bild von Jakobinen in der See-
le; aber wie wenig war es dem Weibe ähnlich,
das jetzt mit dieſer bezaubernden Unſchuld, mit
dieſem ſeelenvollen Geſichte vor ihm ſtand! Er
hatte eine niedliche, kleine Frau erwartet, die
blöde und verlegen ſeyn würde; und da ſtand
die ſchlanke, edle Figur des holden Weibes vor
ihm, und bot ihm mit ſüßer Unſchuld die
Hand. Seyn Sie uns willkommen! ſagte ſie
mit einem Wohllaut in der Stimme, der ſich
in die Tiefen ſeiner Seele ſtahl, um da ewig
zu tönen. Er konnte ſein Auge nicht von ih-
rem Geſichte wenden, und dennoch ſeinen Blick

nicht feſt halten. Zum erſtenmale in ſeinem Leben war er blöde. Liſſow machte endlich ſeiner Verlegenheit ein Ende. Er zog ihn in ein Geſpräch, das bald allgemein wurde. Das Erſtaunen des Ritters über dieſe Familie nahm immer mehr zu, je näher er die einzelnen Perſonen kennen lernte. Seine Blicke wurden mit Gewalt von Jakobinen auf den Alten gezogen, als dieſen ein paar Fragen von Liſſow zur Theilnahme an dem Geſpräche veranlaßten. Die anſpruchloſe, reife Weisheit des Greiſes; ſeine genaue Bekanntſchaft mit der Welt, mit den Menſchen aus allen Ständen; ſeine ſo treffenden Urtheile; ſeine Bekanntſchaft mit dem Herzen, den Leidenſchaften, den verſchiedenen Syſtemen der Lebensphiloſophie; die kalte Ruhe, mit der er alles anſah und beurtheilte; ſeine Billigkeit gegen die Thorheiten — erregten des Ritters Erſtaunen; ſeine leidenſchaftliche Stärke und Wärme des Herzens, ſein Enthuſiasmus für das Gute, ſeine tiefe Ehrfurcht für jede Tugend erfüllten ihn mit unbeſchreiblicher Achtung. Liſſow hatte ihm Liebe für d e n T u g e n d h a f t e n abgezwungen; der Alte zwang ihm Liebe für d i e Tu-

gend ab. Er ſah hier, was er zu ſehen verzweifelt hatte: einen Mann, der mit der tiefſten Weltkenntniß die Tugend des allereinfachſten Herzens verband. Da ſaß der Ritter, ſtumm, horchend, nachdenkend, genießend. Er fühlte ſich ernſter als je, und doch auch heiterer als je. So gern er wollte, konnte er ſich doch des dumpfen Gefühls nicht erwehren, daß er in dieſer Geſellſchaft ſehr wenig bedeutete. Von dem allen, was ihm ſonſt eine Geſellſchaft angenehm machte, empfand er hier nichts. Hier hatte er nicht geglänzt, nicht geſpottet, nicht die Geſellſchaft mit ſich weggeriſſen; er folgte dem ſanften Zuge eines zufälligen Geſpräches, und die Stunden flogen dahin, wie Augenblicke. Er bat, und zum erſtenmale von Herzen, um die Erlaubniß wieder kommen zu dürfen; und zum erſtenmale wünſchte er, von dieſen Menſchen nicht geachtet, ſondern geliebt zu werden.

Auf dem Rückwege überdachte er das alles. Er legte ſeinem Pferde den Zügel auf den Hals, und ſtützte läſſig die Hände auf den Sattel. Jetzt konnte er ſich nicht länger leugnen, daß es ein Glück giebt, welches nur von den Hän-

den der Unſchuld, der Familieneinigkeit, der Liebe, und der Tugend vertheilt wird. Er wiederholte ſich alles, was er geſehen hatte; es war nichts, als was er auch in tauſend andern Häuſern ſchon ſonſt ſah: eine Frau, die ihren Mann liebte; ein Alter, der da ſaß, mit den Kindern ſpielte, und ſeine Taſſe Thee trank. Er hatte nichts geſehen, als eine Familie mit ihren kleinen unbedeutenden Geſchäften; aber der Geiſt, der hier Vater und Mutter, Kinder und den Großvater belebte, aus jedem Auge hervorleuchtete, aus jeder Bewegung ſprach, der Geiſt der heitern Liebe, der ungezwungenſten Zufriedenheit, des allerſchönſten Vertrauens, dieſer Geiſt hatte ihm alles bedeutend gemacht. „Ja," rief er auf einmal; „er hatte wohl recht, als er ſagte, lernen Sie nur erſt meine Familie kennen! — Der Alte! der Alte, ſagte er auf ſeinem Zimmer, iſt der Geiſt, der ſie alle beſeelt."

Er kam wieder hin. Jeden Tag lernte er einen neuen Vorzug an jedem Mitgliede dieſer Familie lieben. Bald dachte er, Liſſow wäre die Seele dieſes Hauſes, er ſah, wie zärtlich alles im Hauſe an ihm hieng, wie ſelbſt

der Alte, wenn er von Liſſow redete, aufſtand, die Hand auf die Bruſt legte, und feierlich verſicherte: ſo ein Herz hab' ich nie geſehen! bald wieder, der Greis wäre es, wenn er ſah, wie alles Rath von ihm forderte, alles ſich vor ſeiner Erfahrung beugte; bald war es Jakobine, wenn ſie am Klaviere ſaß, mit ihrer reinen, ſanften, rührenden Stimme die Herzen aller entzückte, oder mit ihren Phantaſieen alle Herzen weg riß, wenn ſie an Liſſows Halſe hieng, oder ihre Tochter an ihren Buſen drückte, wenn jeder dann gern ſchwieg und ſich an dem Anblicke dieſer zärtlichen Mutter weidete. Der Ritter ſah nicht, daß es die Tugend war, die ſie alle beſeelte.

Wie es dem Ritter immer gieng — er unterſuchte, und fand, daß auf die Länge ein ſolches Leben ohne alle Abwechſelung langweilig werden müßte. Aber, trotz dieſem Urtheile war Liſſows Haus für ihn ſo unterhaltend, daß er alle Tage kam. Er lachte über ſich ſelbſt; und dennoch gieng, ritt oder fuhr er alle Tage nach Friedrichsfelde. Er war gleichſam ein Glied dieſer Familie geworden, und verdiente, es zu ſeyn. Die beiden Kinder ſaßen eben ſo gern auf ſei-

nem als auf ihres Vaters Schooße, und zuletzt giengen ſie und Jakobine ihm auch wohl ein Viertelſtündchen entgegen, wenn er zu lange wegblieb. Er erhielt, was ihm hier zu erhalten der feurigſte Wunſch war: die Liebe des ganzen Hauſes.

Ja, ſagte Jakobinens Vater, Rheinfelden fehlte uns noch, um vollkommen glücklich zu ſeyn. Der Alte hatte einen Gegenſtand mehr, an dem er ſeinen ſcharfen Verſtand üben konnte. Manche von ſeinen Bemerkungen über die Menſchen, gieng bei Liſſow und Jakobinen verloren, weil ſie die Welt zu wenig kannten, um ſeine Bemerkung fein zu finden. Bei dem Ritter war das nicht der Fall. Er und der Alte unterſuchten ſtundenlang die Leidenſchaften des Herzens, den Zweck des Lebens, den Weg zum wahren Glück; Jakobine und Liſſow giengen ihn nur.

Ja, ſagte Liſſow; Rheinfelden hat uns noch gefehlt! — Ja, wiederholte Jakobine, er hat uns noch gefehlt! Liſſow ſowohl als Jakobine, hatten nun einen, dem ſie ſagen konnten, wie ſie ſich liebten, warum Jakobine, warum Liſſow dieſe Liebe verdiente. Jakobine ſaß bei Rhein-

felden, und erzählte ihm von Liſſow, wie er ſie und ihre Eltern gerettet, wie er ſie geliebt habe, wie ſchön ſein Herz, wie gut er ſey. Liſſow erzählte etwas ähnliches. Rheinfelden blies die Flöte, außerordentlich gut. Jakobine ſang mit Liſſow dazu. Er hatte ihnen noch gefehlt. Rheinfelden erzählte gut, ſcherzte äußerſt fein, und brachte unmerklich Ueberfluß, Wohlhabenheit in Liſſows Haus. Er allein hatte ihnen noch gefehlt; und Rheinfelden ſelbſt fand ſich auf einmal durch unzerreißliche Bande an die Familie gefeſſelt.

Er ſaß bei Jakobinen, hielt ihr, wenn Liſſow abgerufen wurde, den Zwirn, den ſie aufwickelte, und fand das Geſchäft nicht langweilig; denn Jakobine ſtand vor ihm mit holder Freundlichkeit, und ihre runden Arme bewegten ſich ſo reitzend vor ſeinen Augen, und ihre rothen, friſchen Lippen plauderten mit ihm ſo freundlich, ſo vertraulich. Das Vertrauen wurde von beiden Seiten unbegränzt. Rheinfelden nannte ſie, wie Liſſow: Jakobine! Sie nannte ihn: Rheinfelden! Jetzt pflanzte er mit ihr im Garten, dann jagte er ſich mit ihr, ihren Kindern und ihrem Manne. Er wußte nicht, wen

er mehr liebte, Liſſow, Jakobinen, oder den Alten. Sein Unterſuchungsgeiſt, ſogar ſeine Zweifelſucht plagte ihn ſeltner. Er war glücklich, er war gut; und unterſuchte nicht warum. Kinder! ſagte er hundertmal: Ihr, Ihr habt mich zu einem Menſchen gemacht! Hundertmal ſagte er Jakobinen, und küßte ihre Hand mit einer ruhigen Zärtlichkeit: Sie, liebe Jakobine, Sie haben mich gelehrt, daß in einer Weiberbruſt ein Herz ſchlagen kann, ein Herz, dem man mehr als Worte, dem man Liebe und Ehrfurcht ſchuldig iſt. O wahrhaftig, Jakobine, Sie haben mich die Liebe eines Ehepaars achten gelehrt.

Und wahrhaftig, der Ritter ſagte die Wahrheit. Er brach mit einer Frau, die ihm theuer geweſen war; denn er achtete ſie nicht mehr, ſeitdem er Jakobinen kannte. Jetzt fieng Jakobinens Liebenswürdigkeit an einen immer tiefern Eindruck auf ihn zu machen. Er fühlte Liebe für ſie, aber jene ruhige, heitre, womit der Bruder ſeine liebenswerthe Schweſter liebt. Sein Herz war voll von Jakobinen; allein ſeine Sinne ganz unbeſchäftigt. Und wie hätte auch Jakobinens ſtille Unſchuld, ihre keuſche

Einfalt die Wolluſt in Bewegung bringen kön⸗nen? Er gieng neben ihr; und ſie legte ihre weiche Hand in die ſeinige. Sie hielt ihm ihre ſchöne Wange hin, wenn er kam und wenn er gieng. Das w a r Gewohnheit, oder w u r d e Gewohnheit; denn freilich brachte der erſte Kuß, den er auf ihre Wange drückte, ſein gan⸗zes Herz in Aufruhr. Keine zweideutige Anſpie⸗lung, auch nicht die allerkleinſte, konnte ſeine Phantaſie erregen. Jakobine wußte nicht ein⸗mal, was gefallen wollen heißt. Gegen den Ritter war ſie immer gleich natürlich, gleich freundſchaftlich; und an ihrem Manne hieng ſie immer mit der unausſprechlichſten Leidenſchaft. Sie war ſchön, reitzend, in der friſchen Blüthe ihrer Jugend; aber das alles nur für ihren Mann. Für den Ritter war ſie nichts als gütig, heiter, freundſchaftlich, und ſo blieb ſeine Sinn⸗lichkeit ruhig. Ihr Umgang mit ihm war Ge⸗wohnheit.

Wehe dem Herzen, das einmal ſeine Unſchuld verloren hat! Ein Zufall, eine bloße Kleinigkeit, kann den alten Sturm der Leidenſchaft wieder rege machen. Die Unſchuld iſt wie die zarte Blume einer Schneeflocke; ein Hauch ver⸗zehrt ſie.

Der Ritter war vorher in Abſicht der Liebe einem ſehr ſinnlichen Syſteme gefolgt. Sein unglücklicher Stand verbot ihm die Ehe. Wie leicht mußte er nun durch ſeine Begebenheiten (er war jung, ſchön und reich) auf den Gedanken gerathen: Liebe iſt nichts als Wolluſt! Hier in Liſſows Hauſe lernte er zuerſt die Liebe kennen; und jetzt ſah er mit Schrecken, welches Glückes ſein Stand ihn beraubte. Je mehr er Jakobinen kennen lernte, deſto gewiſſer wurde er auch, daß ſie nicht wollüſtig war. Anfangs freilich, wenn Jakobine ſo zutraulich mit ihm ging, oder mit ihm allein in der Laube ſaß, und mit ihm ſchwatzte, ſtieg wohl leiſe der Gedanke bei ihm auf: wer weiß? Aber nun kam Liſſow. Jakobinens Ruhe, ihr unveränderter Ton, und ihr Betragen gegen ihn in Liſſows Gegenwart, machten ihn irre, und ſehr bald ſagte er ſich mit voller Ueberzeugung: ſie iſt das unſchuldigſte Weib, das ich je geſehen habe. Er wurde ſo ruhig bei Jakobinen, wie er noch nie bei einem ſo ſchönen Weibe geweſen war; Jakobinens Unſchuld ſchläferte ſeine Sinne ein.

Eines Tages war er wieder da, und es

kamen alle Zufälle zuſammen, um das Elend der Glücklichen anzufangen. Liſſow hatte zu thun. Rheinfelden ſaß mit Jakobinen im Garten, in den vertraulichſten Geſprächen. So anhaltend, ſo ungeſtört hatte er noch nie mit ihr geſprochen. Die Reitze ihres ſchönen Geiſtes brachen, wie die Sonne nach einem lange anhaltenden Nebel, völlig hervor. Sonſt war das Geſpräch getheilt geweſen; jetzt mußte Jakobine allein ihn unterhalten. Sie wurde immer lebendiger, und er um ſo einſylbiger. Unter andern erzählte ſie ihm von dem Tode ihrer Mutter, die ungefähr ein Jahr nach ihrer Verheirathung geſtorben war. Ihr Herz ſchlug, ihre Augen füllten ſich mit ſchönen Thränen; und in der Hitze des Geſpräches faßte ſie des Ritters Hände, und drückte ſie, als ob es ihrer Mutter Hände wären. „O, ſchloß ſie zuletzt, lieber Rheinfelden, der Tod, der Tod iſt nicht ſchwer, wenn die Liebe eines Mannes, die Liebe der Kinder am Sterbebette ſteht! Man ſchließt das Auge in dem ſüßen Gefühle, daß man geliebt iſt! Und auch ich bin Weib, und Mutter.“ Sie nahm ihre kleine Tochter, die neben ihr auf der Erde ſaß,

drückte ſie innig an ihre Bruſt, gieng dann ein paarmal den Garten auf und nieder, und ſprach, wie es ſchien, mit ſich ſelbſt. Auf einmal trat ſie an das Fenſter von ihres Mannes Arbeitszimmer, das in den Garten ſah, öffnete es, reichte ihm mit dem zärtlichſten Blicke ihre Hand hinein, und kam dann wieder in die Laube.

Der Ritter ſagte, als ſie im Garten auf und nieder gieng: welch ein Weib! Er betrachtete ſie mit einer wohlwollenden und heißen Sehnſucht. Sie ſchien ihm reitzender, ſchöner, erhabner. Welch ein Weib! ſagte er noch einmal. Der Glückliche! ſetzte er ſtill hinzu. — „Kommen Sie, Rheinfelden,“ ſagte Jakobine; „das Geſpräch hat mich zu ſehr bewegt. Laſſen Sie uns ein wenig Muſik machen. Ich habe es nicht gern, daß mir der Wind, die Luft meine Thränen abtrocknet, ſondern Liſſows Hand; und eben ſo wenig mag ich eine ſüße Empfindung, wie die jetzige, ſo im Plaudern auf einmal zerſtören. Die Muſik hallt die Töne der Empfindung noch immer nach.“ Sie giengen. Jakobine phantaſirte mit ſo tiefer Wahrheit, daß der Ritter ihre

Finger hätte küſſen mögen. Er legte ihr ein paar Geſänge vor, welche die Empfindung nicht ſtörten. Endlich ließ er die Flöte ganz ſinken, um nur Jakobinen zu hören. So hatte ſie nie geſungen, und ſo hatte auch das Herz des Ritters noch nie gepocht, wie jetzt. Er beugte die Stirn in ſeine Hand, und murmelte zweimal vor ſich: der Glückliche! o, der glückliche Liſſow!

Sein Herz, ſeine ganze Empfindung war rege gemacht. Er nahm, als ſie fertig war, ihr Gewand, und küßte es, ohne daß ſie es bemerkte. Ein Gewitter zwang ſie aufzuhören; der Donner überſtimmte Jakobinens Geſang. Jetzt kamen Liſſow, der Alte und die Kinder. Jakobine flog Liſſowen in die Arme. Das that ſie immer, ohne daß es dem Ritter auffiel. Heute bemerkte er es. O, dachte er; wenn ein ſolches Weib mir nach vollendeter Arbeit in die Arme fiele! Er ſtand auf, und gieng ein paarmale das Zimmer ſtillſchweigend auf und nieder. Dann rief er nach ſeinen Pferden. In ſeiner Empfindung war kein Neid; nur der Wunſch, ſo glücklich zu ſeyn wie Liſſow. Das Gefühl ſeines Stan-

des fiel zum erſtenmale drückend ſchwer auf ihn. Er wollte fort.

Man bat ihn, erſt das Gewitter vorüber gehen zu laſſen. Er lächelte. „Wird es denn einmal vorüber gehen?" fragte er zweideutig. Nun, erwiederte Jakobine, ſo bleiben Sie ganz und gar hier; und unter der Bedingung mag es fort donnern. Schlagen Sie ein! Sie hielt ihm die Hand hin. Er nahm die Hand, und küßte ſie feuriger, als er es ſonſt zu thun gewohnt war. Das Gewitter gieng wirklich nicht vorüber, und er mußte ſich wider ſeinen Willen entſchließen da zu bleiben. Das gab eine Art von Feſt im Hauſe. Der Knabe holte dem Ritter Pantoffeln; Jakobine brachte ihm mit heitern Scherzen ein Nachtkleid von ihrem Liſſow, und man zwang ihn, um ihn gewiß zu behalten, es anzuziehen. Spät gegen Abend verſchwand Jakobine auf ein paar Augenblicke, und kam dann ebenfalls in einem leichten, ſehr reinlichen Nachtkleide wieder.

Sehen Sie, ſagte Jakobine, daß ich nicht ſo umſtändlich bin, wie Sie! Nun plaudern wir ſo noch ein Stündchen. Wir nennen das

hier unſere Feierſtunden. Der Ritter betrachtete Jakobinen, in dem leichten Nachtkleide. So erſt war ſie reitzend. O das ſchöne, das reitzende Weib! dachte er, und ſeine Phantaſie gerieth in eine lüſterne Bewegung. Bald verſank er in düſtre Träume, aus denen ihn weder Jakobine, noch der Alte herausſchwatzen konnten. Er warf brennende Blicke auf das reitzende Weib, belauerte alle ihre Bewegungen, gieng im Zimmer auf und nieder, um ſie von jeder Seite zu ſehen, und antwortete verkehrt auf alle Fragen, mit denen man ihn zerſtreuen wollte.

Sie ſind müde, ſagte endlich Jakobine. Liſſow und Jakobine brachten ihn auf eine Kammer, wo er ſchlafen ſollte. Gute Nacht! ſagten ſie, und Liſſow warf ſeinen Arm um den runden, weichen Leib Jakobinens. Noch einmal ſah er ſich nach dem Ritter um, ſagte freudig: ſo glücklich wie ich ſind Sie doch nicht! drückte Jakobinen an ſein Herz, und verſchwand.

Der Ritter warf ſich in einen Stuhl, und ſagte leiſe: nein! ſo glücklich bin ich nicht! Er konnte Jakobinens Geſtalt nicht vor ſeinen Augen

gen los werden. Immer ſah er, wie Liſſow ſeinen Arm um ihren Leib warf, und ſie an ſich drückte. O, murmelte er halb, nur einmal möchte ich meinen Arm ſo um dich ſchlagen, einmal dich an dieſes Herz drücken! Das Schickſal würde meinen Arm nicht wieder loswinden. Er warf ſich unruhig in ſein Bett; ſeine aufgeregte Phantaſie verfolgte Jakobinen bis auf ihr Lager, bis in die Arme ihres Mannes, und füllte ſeine Bruſt mit Neid und mit wilden Flammen. Die Sinnlichkeit war in ihm entbrannt, und verfolgte ihn in ſeinen Träumen.

Am andern Morgen erwachte er früh. Sein erſter Gedanke war die reitzende Jakobine, nicht mehr die unſchuldige, ſanfte, treue Gattin, die Mutter, ſo wie er ſie ſonſt dachte; nein, die reitzende Jakobine, mit der ſchlanken Geſtalt, mit dem vollen Buſen, mit den runden Armen. Noch einmal möchte ich ſie ſo ſehen, dachte er, und ſprang auf. Er warf ſich in die Kleider. Sie muß doch, ehe ſie ſich ankleidet — Er hörte die Gartenthür aufgehen, und ſchlich ans Fenſter. Es war Jakobine in der leichten Morgenkleidung; ihr

Haar hieng, in der ſchönen Unordnung der Nacht, auf ihre Schultern herunter. Ihr Mieder umgab den ſchönen Leib und die keuſche Bruſt ſo eng! Ohne Geräuſch trug ſie Stühle in den Garten. Sie ſorgte emſig für das Vergnügen ihres Gaſtes, der ſo ungroßmüthig ſie belauerte. Er wollte ſie ſo in der Nahe ſehen, und flog in den Garten hinunter. Wie? ſchon auf? fragte Jakobine heiter, und reichte ihm nach ihrer Gewohnheit ihre Wange. Der Ritter drückte ſie zitternd an ſich. Sie gieng hinein. Er hatte das Herz nicht ſie zu halten. Nach ein paar Minuten kam ſie gekleidet wieder, und erzählte Liſſowen, daß der Ritter ſie überraſcht habe. Ich hatte noch nicht einmal eine Haube auf, ſagte ſie; und ſo haſt du ſogar mich nicht oft geſehen.

Mit einer gröſſern Freundlichkeit, als er wirklich fühlte, bot der Ritter ſeinem Freunde die Hand. War dies der Augenblick, wo der Ritter ſein Verbrechen ahnete? wo das Herz, im Vorgefühl ſeines künftigen Entſchluſſes, falſch wurde? Wer mag das beſtimmen? Der Ritter ſelbſt dachte noch nichts Arges. Er war ſich ſeines eigenen Zuſtandes nicht bewußt.

Eine unbekannte, namenloſe Empfindung ſtieg von Zeit zu Zeit leiſe und ſchmerzhaft in ſeiner Seele auf. Er war nicht ſo heiter wie immer, und wollte noch heitrer ſcheinen als ſonſt. Wenigſtens wurde er falſch. War das noch Tugend, Genugthuung für ſeine Begierden, oder ſchon der Anfang ſeines Betruges?

En vain on chercheroit le point de la distance
Où la vertu finit, où le vice commence.

Dieſen Vers ſagte er ſelbſt ſo oft dem Alten, wenn ſie das Gewebe des menſchlichen Herzens unterſuchten. Der Ritter blieb noch ein paar Stunden. Eine ſeltſame Unruhe, die er nicht bemeiſtern konnte, trieb ihn endlich fort, ob ihn gleich Liſſow bat, daß er bleiben und Jakobinen Geſellſchaft leiſten möchte, weil er auch noch heute mit dem Alten zu thun hätte.

Jetzt war der Ritter zu Hauſe. Er fühlte wohl, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war; allein er floh mit Vorſatz die Unterſuchung ſeines Zuſtandes, ob er gleich ſonſt ſeine Empfindungen gern anatomirte: ſo wie ein unglücklicher Spieler ſein Geld nicht

nachzählen will, weil er mehr verloren zu haben fürchtet, als er jetzt noch denkt. Er ſuchte ſich von dem Gedanken an Liſſow ſowohl als an Jakobinen los zu machen. Sonſt dachte er an beide mit gleicher Empfindung, mit einer heitern Zufriedenheit; jetzt an Jakobinen mit einer hohen Sehnſucht, an Liſſow mit einer leiſen Unruhe. Er flog heute und den folgenden Tag von Geſellſchaft zu Geſellſchaft; er ſuchte die Vergnügungen auf, die ihm ſonſt am ſchmackhafteſten geweſen waren: überall blieb er gleich zerſtreuet, und Jakobinens Geſtalt, wie er ſie den Morgen geſehen hatte, verfolgte ihn.

Abends warf er ſich auf ſeinen Sofa, halb entſchloſſen ſich dem Laufe ſeiner Phantaſie zu überlaſſen. Seine Phantaſie führte ihn zu Wünſchen, zu Vorſtellungen, die — das fühlte er ſehr hell — für ſeinen Freund ſehr grauſam waren; und dennoch überließ er ſich dieſen Vorſtellungen, oder — ſie riſſen ihn, wie er glaubte, gewaltſam mit fort.

Was ich für ein Kind bin! rief er. Iſt es, wenn ich eine reitzende Frau ſehe, nicht natürlich, zu wünſchen, daß es meine

Frau ſeyn möchte? Soll die Tugend blind, ſtumm, taub und ſteinern machen? Hab' ich nicht hundertmal eben ſo gewünſcht, Jakobinens Vater möchte mit mir leben? Hab' ich nicht ſelbſt dieſen Wunſch gegen Liſſowen geäuſſert? Hab' ich nicht Liſſowen ſogar geſagt: ein Weib, wie Ihre Jakobine, würde mich in einem Abgrunde von Elend glücklich machen? und hat er mich dafür nicht an ſeine Bruſt geſchloſſen? Das war ein Wunſch im Allgemeinen. Wohl! aber mußte nicht das Herz endlich einzelne Züge von dem Glücke, dieſes reitzende Weib zu beſitzen, hervorheben? mußte ſich nicht das Herz an dieſe einzelnen Züge feſter hängen, als an das Allgemeine? O, ich bin ein Kind. Ich wünſche mir ein Weib, ſo ſanft, ſo unſchuldig, ſo tugendhaft, wie Jakobine; man hat nichts gegen den Wunſch, man belächelt ihn, man hält ihn für einen Beweis meiner Tugend. Und nun, wenn ich mir dieſen Wunſch, wie es natürlich iſt, vereinzele; wenn ich hinzu ſetze: ich würde ſie unendlich lieben, ich würde meine Arme um ſie ſchlingen, ſie an mein Herz drücken, von ihren Lippen tauſend Küſſe nehmen; ſo ſchreiet

man: der Böſewicht! Was thu' ich denn jetzt mehr? Ich wünſchte mir den Beſitz des Weibes. Darf mein Auge nicht ſchön finden, was ſchön iſt? Soll mein Herz allein kalt bleiben bei dieſer jugendlichen, friſchen, reinen, lieblichen, unſchuldigen Schönheit? Seltſame Forderung! Ich wünſche mir, dieſes reine Herz zu beſitzen; ich wünſche, dieſen Buſen, unter dem ein ſolches Herz ſchlägt, in ewiger inniger Umarmung an mein Herz drücken zu dürfen. Kommt das nicht auf Eins? kann das eine ohne das andre Statt finden? Ja, wenn ich Liſſow haßte; wenn ich ausſchließend ihren Beſitz mir wünſchte; ihren Mann deswegen haßte, weil er ihr Mann iſt: dann wäre ich ein Verbrecher! dann!

So philoſophirte der Ritter. Allein er philoſophirte die Unruhe nicht weg, die ihn immer mit ſchmerzhaften Schlägen an ſeinen Freund erinnerte; und trotz ſeiner Philoſophie ſtellte ſich ihm etwas in den Weg, das ihn hinderte, nach Friedrichsfelde hinüber zu reiten, ſo groß auch der Zug ſeines Herzens dahin war. Erſt den dritten Tag kam er hin-

über. Mit einer unruhigen Empfindung ſah er die Freude der Familie, die ihm an der Thür entgegen ſtürzte. Liſſows Vorwürfe, daß er ſo lange weggeblieben, waren wie Schnitte durch ſein Herz. Kaum konnte er ſein Auge auf ihm feſt halten. Er wünſchte ſich weg; er wünſchte Liſſowen nie geſehen zu haben. Bald warf er ſich in ein langes Geſpräch mit Liſſow, um nur Jakobinens Anblick zu entgehen. Er hatte es heute ſogar vermieden, ſie zu küſſen. Deſto zärtlicher war er gegen Liſſow; er gab ſeinem Tone, wenn er mit dieſem ſprach, etwas Rührendes. Alle ſeine Bewegungen waren geſpannter; und wirklich wurde durch dieſes Opfer, das er Liſſowen brachte, und das er der Tugend zu bringen glaubte, ſeine Unruhe milder. Er ſchwankte zwiſchen beiden. In dem Augenblicke, da er Liſſowen die Hand heftig freundlich reichte, wendete er ſein Auge unmuthig ab; denn Liſſow zog mit der andern Hand Jakobinen zu ſich, und drückte ſie an ſeine Bruſt.

Dieſe Scenen wiederholten ſich ein paarmal. Jakobine bemerkte die Innigkeit, mit welcher der Ritter heute Liſſowen umfaßte.

Er hat ihn in drei Tagen nicht geſehen, dachte ſie; o, wie muß er ihn lieben! Sie trat vor den Retter hin. O, ſagte ſie mit funkelnden Blicken, und faßte ſeine Hand: lieben Sie ihn denn wirklich ſo zärtlich? lieben Sie meinen Mann? Der Ritter erröthete, und wurde verlegen. Er warf verſtohlen einen Blick auf ſie. Ihr holdes Auge bat ihn um Liebe für ihren Mann. Ja, ſagte er feurig; ich liebe ihn, ich will ihn lieben! Sie haben mein Wort; ich liebe ihn! Jakobine öffnete ihre Arme, und ſchloß ihn mit großer Herzlichkeit an ihre Bruſt. Er wagte es kaum, ihre Lippen zu berühren. Sein Herz wurde noch ſtürmender, ſeine Unruhe ſchmerzlicher. Er eilte nach Berlin.

Jakobinens Frage: lieben Sie meinen Mann wirklich? brachte ihn zu ſehr heilſamen Unterſuchungen. Es lag in dieſer Frage ein ſo tiefer Vorwurf, daß ſie ſeine ganze Seele aufregte. „Und hat ſie nicht recht? liebe ich ihn? liebe ich ihn ſo zärtlich, wie ich ihn zu lieben ſcheinen möchte?“ Seine Eigenliebe konnte ihn gegen die Wahrheit dieſes Vorwurfes nicht vertheidigen. Wirklich fand er in ſeinem Innern einen geheimen Neid, eine ſtille Eiferſucht gegen

Liſſow. Er fühlte, wohin dieſe gehäſſigen Empfindungen ihn führen könnten; er fühlte es mit dem Unmuth eines Herzens, das alle Betriegereien haßt: denn er war nicht niederträchtig.

Indeß er mochte thun, was er wollte — dennoch konnte er ſich nicht von der Sehnſucht nach Jakobinen befreien. Er wollte mit Gewalt ſeinen vorigen Zuſtand wieder herſtellen; aber da ſtand Jakobine vor ihm in der reitzenden Morgenkleidung. Seine verdorbene Phantaſie warf die feſteſten Entſchlüſſe ſeiner Menſchlichkeit um. Er kämpfte, immer matter und matter, und hielt zuletzt, um ſich zu beruhigen, den Sieg für unmöglich.

Ja, rief er, nachdem er noch ein paarmale in Friedrichsfelde geweſen war: ja, ich liebe ſie mit allen Kräften meiner Seele, und bin unglücklich, aber nicht laſterhaft. Nein, nicht laſterhaft! Wie ſoll ich dem Zauber dieſer himmliſchen Unſchuld, wie der Allmacht dieſer ſeelenvollen Reitze widerſtehen? Liebt nicht auch Liſſow ſie? ſagt er nicht, wie ich, gerade wie ich: man muß ſie lieben! man kann ihrem Herzen nicht widerſtehen? Wir lieben ſie beide: der ganze Unterſchied iſt der, daß er ſie zuerſt ſah.

Er würde ſie auch, wenn ſie m e i n Weib wäre — o Himmel! wenn ſie m e i n Weib wäre! — ja, er würde ſie auch dann lieben. Und ſoll i ch ſie nun nicht lieben? ſoll ich die Seligkeit nicht lieben, weil ſie nicht mein iſt? nicht meine Arme nach dem Himmel ſehnend ausſtrecken, weil Engel ihn bewohnen und nicht ich? Iſt Liebe ein Verbrechen, warum gab mir denn der Himmel dies verlangende Herz? Nein, ich liebe ſie, ich muß ſie lieben, ich will ſie lieben! Ich muß unglücklich ſeyn, aber nicht laſterhaft. Verſchließen will ich dies brennende Verlangen in meine Bruſt; aber ſehen will ich ſie, ſehen, anbeten, mich nach ihr ſehnen, und ſterben! Ja, ich habe die Freundſchaft verrathen; ich verrathe das Vertrauen der Glücklichen; ja, ich liebe ihn nicht mehr; ich beleidige ihn: denn in Gedanken ſtrecke ich die Arme nach ſeiner Glückſoligkeit aus. Freilich, ich würde den ermorden, der nur von fern ſie liebte, wenn ſie mein Weib wäre. Ja, Liſſow iſt beleidigt; aber das Schickſal führt den Streich, nicht meine Hand. Das Schickſal beleidigt ihn durch mich, und mich macht es zur Strafe unglücklich.

Man ſieht, jetzt ſchob der Ritter den Haß, die Eiferſucht gegen Liſſow, die er zuerſt ein Verbrechen nannte, auf das Schickſal. Läugnen konnte er ſein Unrecht nicht; aber er hielt es für ein Werk des Geſchicks. Er vertheidigte den Haß gegen Liſſow mit Gründen. O, wann, wann hätte es der Leidenſchaft an Gründen gefehlt? Das Herz iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Verſtand, und der Verſtand hält gleichen Schritt mit dem Verbrechen.

Er war nun feſt entſchloſſen, ſeine Leidenſchaft zu verbergen. Sein Glück ſoll mir heilig ſeyn, wie meine Liebe! rief er; kein Seufzer, kein Blick ſoll mein Elend und ſeinen Triumph verrathen. Er ſey glücklich! Die Gerechtigkeit fordert von mir nur, ihn des Guten nicht zu berauben, das mich unendlich glücklich machen würde. O, wenn ich ihn auch nicht mehr liebe, ſo bin ich doch gerecht gegen ihn; und welch ein Opfer iſt hier nicht die Gerechtigkeit!

Seine Spitzfindigkeiten ſchützten ihn dennoch nicht gegen die ſtillen aber gewaltigen Vorwürfe, die in dem Zutrauen lagen, womit Liſſow ihn aufnahm. Liſſows Freundſchaft per-

nigte ihn. Seine Heiterkeit war dahin, und er ſaß ſtumm, ohne Theilnahme, unter der glücklichen Familie, da. Liſſows ſorgende Freundſchaft, ſeine theilnehmenden, mitleidigen Fragen: was fehlt Ihnen, geliebter Rheinfelden? hielten den Entſchluß des Ritters, ſeine Liebe zu verbergen, feſt; ja, ſie erregten noch zuweilen bei ihm den Gedanken, ſie zu bekämpfen, oder zu entfliehen, um durch ſeine Stimmung die reine Zufriedenheit ſeiner Freunde nicht länger zu ſtören. Er fieng den Kampf mit kaltem Herzen an, und ſeine Flucht beſtand darinn, daß er einige Tage wegblieb. Dann konnte er die Sehnſucht, Jakobinen zu ſehen, nicht länger unterdrücken. Er ritt hinaus, mit dem Entſchluſſe, heiter zu ſcheinen; und ſeine Heiterkeit war eine ſpottende Ausgelaſſenheit.

Selbſt der Entſchluß, ſeine Liebe zu verſchweigen, wurde ihm nach und nach zu ſchwer. Wäre Jakobine nicht in ſo hohem Grade unſchuldig geweſen, ſie hätte ſchon längſt ſeine brennende Leidenſchaft merken müſſen. An ihm lag es nicht, wenn ihr ſeine Liebe verborgen blieb. „Was fehlt Ihnen, Rheinfelden?“

ſo fragte ſie, und warf gütige, tröſtende Blicke auf ihn. „Seyn Sie doch heiter, damit auch ich es ſeyn kann; oder gießen Sie wenigſtens Ihren Kummer in den Buſen eines von Ihren Freunden, die Sie ſo herzlich lieben!“ So ſagte ſie ein andermal, faßte ſeine Hand, und drückte ſie. Er ſtand zitternd vor ihr, betrachtete ſie mit glühenden, ſtill verlangenden Blicken, und legte ſeine brennenden Lippen auf ihre Hand. Dann riß er ſich raſch von ihr los, und gieng allein, grollend, im Garten auf und nieder. Er war im Begriff geweſen, ſich vor ihr nieder zu werfen, und zu rufen: „du, Jakobine, fehlſt mir! du!“ Mit Mühe hatte er ſich gehalten. Wenn er in ihrem Auge die zärtliche Theilnahme las, ihren Händedruck fühlte, die Worte, die bewegten Worte, hörte, die ſie mit dem Accent der Liebe zu ihm ſagte; ſo ſtieg auch wohl der Gedanke bei ihm auf: wie, wenn ſie mich lieben könnte! wenn dieſe zärtliche Theilnahme die hervorkeimende Knoſpe ihrer Liebe wäre! Er ſah ſie rathend, vor Freude zitternd, darauf an. Gern hätte er ſie an ſeine Bruſt geriſſen, und ihr geſagt: ich liebe dich! Aber er wagte es nicht; denn ſie

war noch immer ein liebendes Weib, das mit unſäglicher Innigkeit an ihrem Manne hieng, und vergaß, wenn dieſer ihr zulächelte, Rheinfeldens Kummer gänzlich.

Und ſoll ich denn immer leiden und ſchweigen? fliſterte er ergrimmt, und beugte die Stirn in ſeine Hand nieder. Soll ſie es denn nie wiſſen, nie ahnen, daß ich um ihretwillen mich verzehre? Ach, ihr Mitleiden würde mich aufrichten, ihre Theilnahme mich glücklich machen, ihre Bitte mir den Muth geben meine Liebe aufzuopfern. Jezt — o, das iſt die Hölle! das iſt die Hölle! — jezt muß ich vor ihr ſtehen, ſie ſehen, ſie hören. Sie drückt mir die Hand, umarmt mich und facht in meinem Buſen die Flamme dreifach an. Wenigſtens darf ich ihr doch ſagen: verbirg dein Auge, gieb mir dieſe ſchöne Hand nicht mehr, biete mir nicht mehr dieſe holde Wange; ſey kalt, ſey hart gegen mich! Das iſt doch kein Verbrechen? Ich will ihr ſelbſt die Waffen gegen meine Liebe, gegen mein Glück darreichen. Sie ſoll mich zerſchmettern, wenn ſie mich nicht retten kann! Nein, geſchehe was da will, ſie ſoll es wiſſen, daß meine Verzweif-

kung ihr Werk iſt. Ich werde ſie dann nicht mehr ſehen; ſie wird mir das Haus verbieten, und der Glückliche ſeinen Schatz vor mir verſchließen. Mag er. Wohl denn! deſto dreiſter kann ich es ihr ſagen. Ich opfere mich ſelbſt; und das iſt doch kein Verbrechen?

Aber der Ritter meynte das ſo ernſtlich nicht. Jakobinen meiden? Er zitterte vor dem Gedanken. Auch miſchte ſich ganz leiſe die Eitelkeit mit ins Spiel. Jakobinens Mitleiden ſchien ihm immer m e h r als Mitleiden. Er ſagte ſich das nicht deutlich; aber er wagte es doch, ſie ſeine Liebe ahnen zu laſſen; ja, er fieng ſogar an, dem Alten ſowohl, als Liſſowen, beſonders dem erſteren, ſeine üble Laune zu verbergen. Jetzt verſank er nur dann in eine traurige Stellung, wenn er wußte, daß Jakobine ihn allein bemerkte. Dadurch wollte er ihre Aufmerkſamkeit erregen, und es gelang ihm.

So gieng er, wenn Liſſow arbeitete, und der Alte die Kinder unterrichtete, allein im Garten umher. Jakobine, das wußte er, lief von ihrem Manne zu ihren Kindern, und ſah dann auf einen Augenblick nach ihrem Freunde. Er warf ſich in eine Laube, ſtützte den

Kopf auf, und ſaß unbeweglich, in Kummer verloren da. Jakobine kam. Sie ſah ihn ſchon in der Ferne, und kam mit theilnehmenden Blicken näher. Vor der Laube ſtand ſie ſtill, und betrachtete ihn. O, lieber Rheinfelden! hob ſie auf einmal an. Er fuhr zuſammen, nahm eine heitre Miene an, und that ein paar Fragen. Jakobine ſetzte ſich zu ihm. Sie haben Kummer, lieber Rheinfelden, und ſeit einigen Tagen verbergen Sie ihn uns. Das iſt noch ſchlimmer, als vorher!

Er lächelte. „Sollen denn meine Schickſale Ihre Zufriedenheit ſtören? Sie ſehen, Jakobine, ich bin heiter.“

Nein, Rheinfelden; ich mag die Verſtellung nicht, auch wenn es Großmuth iſt, ſich zu verſtellen. Den Kummer eines Freundes theilen, giebt größere Freude, als Sie denken: es iſt wie ein kühler Regen an einem heißen Tage; er macht alle Gewächſe friſcher und duftender. Die Verſtellung iſt etwas Uebeles: Mißtrauen, Stolz, oder ſo etwas. Pfui! Wir theilen ja unſere Freuden mit Ihnen; warum wollen Sie karger ſeyn als wir, und uns noch obendrein betriegen?

Der

Der Ritter erröthete. Dieſer Anfang paßte gar nicht in ſeinen Plan. „In der That, Jakobine,“ ſagte er ſehr ruhig, „ich bin heiter, und verſpreche Ihnen, ich will es noch mehr werden. Kommen Sie, laſſen Sie uns ein Stündchen plaudern.“

Sie ſind nun einmal zu unſerm Glück nothwendig, und darum ſollen Sie mit uns zufrieden ſeyn. O wahrhaftig, es iſt ja nicht ſchwer glücklich zu leben. Wie einfach, wie gering iſt unſre Bemühung es zu ſeyn; und wir ſind es ſo von Herzen!

„Ach, Jakobine, wollte Gott, ich könnte ſo glücklich werden, wie Sie, wie Liſſow! Alle Schätze der Welt gäbe ich darum, ſo zu leben wie Sie, in der ſtillen Einſamkeit, in dem heitern Genuſſe der Liebe, der Freundſchaft und der Thätigkeit!“

Nicht wahr? ſagte Jakobine mit lächeln, den Augen. O hundertmal, hundertmal habe ich mir das ſo gedacht, und, glauben Sie mir, das Herz pochte mir dabei vor Freude: Sie müßten mit uns in Einem Dorfe wohnen, hier oder anderwärts, gleichviel; nur uns gegenüber. Ihre Kinder, meine Kinder,

Ihre Frau, ich, Sie und Liſſow, wir mach-ten eine einzige Familie aus durch Liebe, Freundſchaft, Zufriedenheit. O, meinen Sie nicht, daß uns die Engel beneiden ſollten? Denken Sie einmal, aber ordentlich, in Ernſt: Sie hätten eine Frau...

„Wenn Sie eine Schweſter hätten, Jakobine," ſagte der Ritter wirklich in Ernſt; „ich wollte mich ihr zu Füßen werfen, um ihr Herz bitten, und dann mit Euch glücklich ſeyn, und ſollte ich zehntauſend Schwüre brechen."

Ich habe noch viele Schweſtern. Suchen Sie nur . . .

„Die haben Sie nicht, Jakobine, beſcheidne, demüthige Frau. Schweſtern haben Sie nicht! Wüßte ich eine, die nur die Hälfte Ihrer Tugenden beſäße; mein Fuß ſollte nicht ruhen, bis ich ſie gefunden hätte. Dann wollte ich ſie Ihnen bringen, und da an Ihrem Garten meine Hütte bauen. Dieſe Laube müßte gemeinſchaftlich ſeyn; hier wollten wir leben, uns lieben und mit Zufriedenheit den Tod erwarten. Mein Ordenskreuz, das mich zu einem Leben ohne Liebe verdammt, wollte

ich abreißen. Zu einem Spielzeuge meiner Kinder wollt' ich es machen, und wenn alle Eidſchwüre des Menſchengeſchlechts daran hefteten."

Wie? fragte Jakobine erſtaunt. Sie ſagten ſchon neulich einmal ſo etwas. Dürfen Sie nicht heirathen?

„Nein," erwiederte der Ritter. „Ich bin ein Malteſer. Dies Kreuz, das die Thorheit erfand, das Europa Millionen Menſchen koſtet, verbindet mich, auf alle Freuden, welche die heiligſten Verhältniſſe der Menſchen geben, Verzicht zu thun. Ich darf nicht Geliebter, nicht Gatte, nicht Vater ſeyn; ich darf kein Herz haben. Fühlen Sie nun, Jakobine, warum ich klagen kann, warum Liſſows Glück, dieſes unausſprechliche Glück, meine Bruſt mit einer Hölle füllt? Fühlen Sie es? Hier habe ich gelernt, welch ein Glück es iſt geliebt zu ſeyn. Sie, Jakobine, lehrten es mich. Hier zuerſt ſah ich ein Weib, das mir dieſes Kreuz verhaßt machte. Hätte ich Sie nie geſehen, Jakobine; nie geſehen, was ein Weib dem Manne ſeyn kann: ſo dann . . ."

Jakobine gerieth in einen ſeltſamen Zuſtand der Empfindung. Was ſollte ſie zu dem allen ſagen? Er hatte ja Recht; und Troſt, wie Hoffnung, war hier unmöglich. Sie ſchwieg, warf einen mitleidigen Blick auf den Ritter, drückte ihm die Hand, und ſchlug dann ihr Auge nieder. Sie wagte es nicht, den Unglücklichen wieder zu betrachten, dem ſie gar nicht zu helfen wußte. Was konnte die arme Jakobine dafür, daß der Ritter ihren Händedruck, ihr Stillſchweigen, ihre Seufzer, die verſtohlnen Blicke, mit denen ſie ihn heimlich betrachtete, falſch auslegte? was dafür, daß ſich in ſeiner Seele der fröhlichſte Tumult der Hoffnungen erhob?

Jakobine erzählte dies Geſpräch ihrem Vater, ihrem Manne. Man fand es natürlich, daß der Ritter, der in dieſer Familienverbindung das höchſte irdiſche Glück ſo wahr, ſo lebendig ſah, eben ſo glücklich zu ſeyn wünſchen müßte. Alle drei vereinigten ſich, durch die innigſte Freundſchaft ihm ſein hartes Geſchick ſo viel als möglich zu erleichtern. „Aber wie?“ fragte Jakobine; „wenn der Ritter ein Mädchen liebte, und geliebt wür-

de? Wäre es gar keine Möglichkeit, daß er . . .“

Wie du fragen kannſt, meine Tochter! Hatte er früher ein Herz im Buſen, oder ſein Kreuz auf dem Rocke? Wenn er liebte, wenn dieſe Liebe ſein Alles wäre, wie ſie zum Beiſpiel dein Alles iſt, ſo würde er das Zeichen von ſeines Vaters Thorheit nicht länger am Rocke dulden, und ſollte er mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Kindern in eine Wüſte flüchten, und den Pflug führen.

Ob er wohl liebt? Die arme Jakobine würde viel darum gegeben haben, wenn ihr Jemand dieſe Frage hätte beantworten können. Sie betrachtete jetzt den Ritter oft mit nachdenklich gefalteter Stirn, mit rathenden, verſtohlnen Blicken. O, wenn er wirklich liebte, dachte ſie: wie unglücklich wäre er dann! Sie behandelte ihn mit dem allerzärtlichſten Mitleiden, und kam ſeinen kleinſten Wünſchen zuvor. Wenn ſie mit ihm redete, ſo war alles, ihr Ton, ihre Blicke, ihre Bewegungen, affektvoll, beinahe geſpannt, nicht mehr ſo ruhig, ſo gelaſſen, wie ſonſt. Der Ritter ſchwamm in einem Meere von Wonne. Er hielt ihr

Mitleiden für hervorbrechende Liebe, ihre zurückhaltende Schonung für Kampf mit ſich ſelbſt, mit ihrem Herzen, ihre ſtillen Blicke voll freundſchaftlichen Kummers für liebevolle Sehnſucht. Jetzt würde er ſich ihr zu Füßen geworfen, und ihr ſeine Leidenſchaft bekannt haben, wenn nicht eine Bemerkung ihn zurückgehalten hätte.

Jakobine war in Gegenwart ihres Mannes ſo ruhig, ſo unverſtellt zufrieden, und hing noch eben ſo innig, wie vorher, an ſeinem Halſe. Ihre Stirn wurde ſo heiter, ihr Geſicht ſtrahlte von Freude, wenn Liſſow nach einer Abweſenheit wieder kam. Das allein machte den Ritter ungewiß. „Wie, dieſe unſchuldige Seele, die ſo überſpannte Begriffe von Treue und Tugend hat, liebt mich, und hängt dennoch ſo heiter, ſo ruhig in den Armen ihres Mannes? Keine Spur von Reue, von Unruhe ſollte ſich bei ihr zeigen, wenn die Umarmung ihres Mannes, wenn die zärtlichen Verſicherungen ihrer Liebe ihr den ſtillen Vorwurf machen, du betriegſt deinen Mann? — Jakobine, die unſchuldige Jakobine, dieſe Seele ohne Falſch, ſollte Meiſterin in der Buhlerei

ſeyn, und lächend dem Manne, den ſie doch wenigſtens achten muß, weil ſie ihm Glück und alles ſchuldig iſt, den Dolch in den Buſen ſtoßen? Unmöglich. Das kann Jakobine nicht!" Er faltete die Stirn vor Verdruß.

Und dennoch, da ſaß ſie wieder bei ihm, drückte ſeine Hand, und betrachtete ihn mit ſehnſuchtsvollen Blicken, mit ſtillem Grame, den ſie vergebens zu verbergen ſuchte. Ja, jetzt ſtand ſie auf, und verließ ihn, um ihre heftige innere Bewegung nicht merken zu laſſen. Was war das? wie ſollte er ſich das erklären?

Ja, rief er endlich; ſie liebt mich, ja, ſie liebt mich! Ach! und die unſchuldige Seele ahnet es nicht. Sie iſt ruhig, weil ſie ihre Liebe für Freundſchaft hält; ſie weiß es ſelbſt nicht, daß die Küſſe, die Liebkoſungen, die ſie ihrem Manne giebt, nur Gewohnheit ſind. In der holdeſten Unſchuld folgt ſie dem Zuge ihres Herzens, und ahnet es nicht, daß grauſame, ſelbſtſüchtige, tyranniſche Menſchen dieſen ſchönen Drang des Herzens Verbrechen benannt haben. Kann Jakobine mit ihrem ſchönen reinen Herzen ein Verbre-

chen begehen? Ja, ſie liebt mich, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

An dieſes Selbſtgeſpräch, das des Ritters Bruſt mit neuen entzückenden Hoffnungen belebte, knüpfte ſich denn doch auch die Vorſtellung, die einem nicht ganz verwahrloſeten Herzen ſo natürlich war: „wenn nun Jakobine endlich erfährt, daß ſie mich liebt; wenn ſie nun weiß, daß ſie ihren Mann betriegt: wie wird ihr dann ſeyn?“ Jakobine — das konnte er ſich nicht leugnen — mußte dann in einen entſetzlichen Zuſtand gerathen. Er kannte ſie ja, und wußte, wie empfindlich, wie zart ihr Herz war. Der Gedanke erfüllte ihn mit einem ſtillen Kummer. Er ſah, daß dieſe Liebe, ehe Jakobine dadurch glücklich werden konnte, ihr feines Tugendgefühl und ihre Unſchuld zerſtören mußte; und dennoch — o der entſetzlichen Wolluſt! — riß ihn ſeine Leidenſchaft nach einigen vergeblichen Kämpfen mit ſich dahin. „Ihr Herz wird bluten,“ rief er giftig, durch den Widerſpruch ſeines Gewiſſens erbittert; „aber ihr Verſtand wird und ſoll die Wunde heilen. Iſt ihr Herz, mit ſeinen Leidenſchaften, ihr Werk? kann ſie

denn dafür, daß der Himmel ſie ſo machte? Gut! ſie that was ſie konnte, was ich that: ſie kämpfte mit allen Kräften ihrer Seele. Iſt es denn ihre Schuld, wenn ſie endlich in dieſem ungleichen Kampfe unterliegt? iſt es ihre Schuld, wenn thörichte Menſchen den Gehorſam gegen die ewigen unwiderſtehlichen Geſetze der Natur und unſers Herzens Verbrechen nennen? iſt es ihre Schuld, wenn ſie ſich dem Manne hingiebt, der ſie mit unausſprechlicher, gewaltiger Liebe umfaßt? Denn iſt das Liebe, was dieſer kalte Glückliche für ſie empfindet? Nein, bei Gott! ich allein liebe ſie. Er konnte ſie ſo nicht lieben, wie ich. Nur Zufriedenheit, Ruhe, iſt das Gefühl, das ihre Umarmung in ihm erregt. Mit einem freundlichen Lächeln belohnt er ſie, wenn ſie die ſchönen Arme um ihn ſchlingt. O Himmel! Zufriedenheit? Lächeln? Mit tauſend Leben, mit dem Himmel ſelbſt würde ich eine Umarmung von ihr erkaufen! Iſt ſie eine Verbrecherin, wenn ſie ihr Herz dem Manne nimmt, der es wie ein Hausgeräth betrachtet, und es dem giebt, in deſſen Bruſt ein ähnliches Herz ſchlägt? Soll die heiße

Liebe um kalte Worte buhlen? Nein, Jakobine, in deinem Buſen liegt der Himmel; ich ſehe ihn, ſinke nieder, und bete ihn an!

Indeß ließ ſeine Menſchlichkeit ihn immer weniger thun, als er wollte. Dieſe Betrachtung hielt ihn doch ab, Jakobinen mit ihrem eigenen Zuſtande und mit ſeiner Liebe bekannt zu machen. Er beſchloß, die Entwickelung Jakobinen ſelbſt zu überlaſſen. Gut! rief er; kalt will ich hier ſtehen, kalt wie ein Marmorbild. Ich will die Flamme nicht anfachen, die mit verborgener Gewalt in ihrem Buſen lodert; kein Wort, kein Seufzer von mir ſoll die Rechte der Freundſchaft beleidigen. In ſtiller Unterwerfung unter das Geſetz, das man Tugend nennt, will ich harren; aber wenn ihr Herz endlich unter dem gewaltigen Drucke der Natur erliegt, ſich öffnet, und die Flamme ihrer Liebe hervorbricht; wenn ihre Arme ſich freiwillig heben, mich zu umfaſſen: o, dann ſoll kein Menſch und kein Gott mich hindern, die Seligkeit ihrer Liebe zu erringen; dann flieg ich an ihre Bruſt, und wenn die Blitze des Ewigen dahin führen, wo ſie ſteht und mir die Arme entgegen hält.

Der Ritter hatte ſich geirrt. Jakobine war wohl zärtlich gegen ihn; aber ihr Herz öffnete ſich nie in Liebe zu ihm, ihre Arme breiteten ſich nur für den beneideten Liſſow aus. Der Ritter, der nicht handeln, und dennoch glücklich werden wollte, der jeden Tag auf ein deutlicheres Zeichen von Jakobinens Liebe rechnete, wußte nicht zu begreifen, wie Jakobine ſich ſo ganz gleich bleiben konnte. Ihr Zutrauen zu ihm war ohne Gränzen, ihre Zärtlichkeit kam aus dem Herzen: das ſah er an ihren Blicken, das hörte er an ihrem Tone; und dennoch blieb alles, wie es war. Jetzt ſah er ſich genöthigt, die Unthätigkeit, hinter der er ſein Gewiſſen verbarg, fahren zu laſſen. Er erſtaunte über die hohe Unſchuld, die Jakobinen den Zuſtand ihres Herzens ſo ſehr und ſo anhaltend verbergen konnte, und trat ihr nun einen Schritt näher. Von jetzt an war er um ſie wie ihr Schatten. Sie hatte nicht den leiſeſten Wunſch, den Rheinfelden nicht errieth und befriedigte. Er ſchloß ſich immer mehr an Jakobinen an, und ſchien ſich nur an die Familie im Allgemeinen anzuſchließen. Um des Vaters Freundſchaft, um

Liſſows Liebe, bewarb er ſich emſig, und es gelang ihm damit nur allzuſehr. Auf die unmerklichſte Weiſe erregte er in dem Kopfe des Alten die Idee, daß er ganz nach Friedrichsfelde herausziehen möchte. Der Alte trug das Liſſowen und ſeiner Tochter vor. Man wunderte ſich allgemein, daß man nicht ſchon längſt auf dieſen Gedanken gekommen war. Der Ritter hatte, als man den Wunſch äußerte, mancherlei dagegen, bis Jakobine ſagte: thun Sie es uns zu gefallen. Nun drückte er ihr die Hand, warf ſich Liſſowen um den Hals, und rief: wohl! ſo bin ich denn auf ewig der Eurige! Man dankte Jakobinen, daß ſie den Ritter dazu bewogen hatte, und ſie lächelte zufrieden.

Er zog nun nach Friedrichsfelde, und jetzt hob dort ein andres Leben an. Alles athmete nun Freude, Schönheit und Ueberfluß. Die Tage waren nun lauter Feſte, und Jakobine bei jedem die Königin, obgleich der Ritter bald den Alten, bald Liſſowen, bald die Kinder zum Anlaſſe ſeiner Feſte gebrauchte. Jakobine ſah wohl, daß er nur ihr Vergnügen hauptſächlich im Sinne hatte, und ein ſeelenvolles Lächeln belohnte ihn dafür. Wem hätte je die Liebe ei-

nes Menſchen nicht geſchmeichelt? Jetzt gab der Ritter Jakobinen die Summen, die ſonſt Liſſow unter die Armen in Friedrichsfelde vertheilte. Er hatte mit Jakobinen immer ſeine kleinen Geheimniſſe: bald ein heimliches Feſt, Liſſowen zu überraſchen; bald die Angelegenheiten eines Unglücklichen, und die Art ihm zu helfen. Immer hatte er Jakobinen ein paar Worte allein zu ſagen. Dann ſaßen ſie in der Laube und fliſterten; dann war er ſchon mit dem Aufgange der Sonne bei ihr, wenn noch alle Anderen im Hauſe ſchliefen, und ſie ließ ſich in ihrem Morgenanzuge beim Frühſtück überraſchen: ſo lange hatte ſie mit Rheinfelden geplaudert. Aber dennoch kam Rheinfelden mit Jakobinen nicht weiter. Sie plauderte ganze Morgen mit ihm, allein von nichts als von Liſſow, oder von einem Unglücklichen. Brachte er ein anderes Geſpräch auf die Bahn, mochte es auch noch ſo intereſſant ſeyn, ſo bemerkte Jakobine, daß ſie noch nicht angekleidet war. Nur ein paar Minuten warten Sie, ſagte ſie dann; ich bin bald wieder hier. — So ein Weib hatte er noch nie geſehen, das ihm wie ein Aal entſchlüpfte, wenn er es feſt zu halten glaubte.

Nach und nach, theils aus Empfindung, theils mit Vorſatz, ſpielte er ſeine Rolle wieder ins Tragiſche über. Er verlor alles bei Jakobinen, Geduld, Hoffnung, Mühe, Nachſinnen; nur ſeine Liebe nicht. Sie ward vielmehr eine glühende, verzweiflungsvolle Leidenſchaft, als er Jakobinen immer näher kennen lernte, als ſich ihr Geiſt, ihr Herz mit tauſend immer neuen Reitzen vor ihm entfaltete, als er ſie in jedem Verhältniſſe ſah, mit den Reitzen der Jugend, der Geſundheit und der Schönheit bekleidet. Oft ſtand er auf ſeinem Zimmer, wenn ſie vor ſeiner Kammerthür ſich aus ſeinen Armen losmachte, nun den ſchönen Arm um ihren Mann ſchlang und mit ihm ging — oft ſtand er erbittert, ergrimmt, verzweifelnd, ballte die Hände, murmelte unvernehmliche Worte, und fluchte auf Jakobinens Unſchuld, die doch der Reitz ſeiner Liebe war.

Sein Gemüthszuſtand wurde immer unleidlicher; und dennoch mußte er ihn in eine Hülle von Heiterkeit und Freundſchaft kleiden. Die Anſtrengung, die ihm das koſtete, erbitterte ihn noch mehr. Er fing an ſeinen

Freund, den er bis jetzt bedauert hatte, zu haſſen. Mit Verzweiflung, in die ſich eine Art von Beſchämung miſchte, dachte er daran, daß ihm dieſes einfache, ſo leicht zu berückende Herz endlich dennoch entſchlüpfen könnte. Zum erſtenmale flog die Idee — halb als Gedanke, halb als Entſchluß — durch ſeine Seele, Jakobinen zu verführen. „Meines Vaters Thorheit, oder mein Schickſal, hat mich verdammt, die Hände an fremdes Gut legen zu müſſen. Das Geſchick mag es verantworten. Warum gab es mir dieſes Herz mit der verzehrenden Flamme, und das Todtenkreuz des widernatürlichen Ordens? Iſt es ein Verbrechen, ſo begeht es der Himmel!“ — Die Freundſchaft verrathen! ſagte leiſe eine Stimme in ſeinem Innern. Er ſchlug beſchämt und erbittert den Blick zu Boden. „Verrathen? Nun, was heißt das eigentlich? Ich nehme ihm ja nichts. Iſt nicht der Verluſt, den er erleidet, bloße Einbildung, Stolz, Selbſtſucht? Wie leicht wäre es überdies nicht ihm den Verluſt zu verhehlen? und dann leidet er nichts!“ — Ihn betriegen! ſagte die Stimme wieder. „Himmel!“ rief er mit

dem Fuße ſtampfend; „ſoll denn an dieſen Menſchen, dieſen kalten Menſchen, der mit jedem Weibe glücklich ſeyn würde, ſolche unbegränzte Seligkeit verſchwendet ſeyn? Soll denn der blinde Zufall, der über Geburt und Reichthum entſcheidet, auch über das Einzige entſcheiden, was dem Leben Werth giebt, über Herzen? Er ſieht Jakobinen früher als ich: ſein ganzes Verdienſt. Er lächelt ihr zu; mehr konnte er nicht. Er bietet ihr ſeine Hand, weil ihr Beſitz ſeine Zufriedenheit nicht ſtören wird; ſie giebt ſie ihm, weil ſie nie fühlte, was Liebe heißt. So iſt es! Und nun ſtehe ich da mit dieſem glühenden Herzen, kann ihr ein Glück bieten, das ſie in ſeinen Armen nicht ahnet, kann in ihren Armen ein Glück finden, deſſen er nicht fähig iſt, und ſoll verzweifeln, weil ein Zufall ihn früher auf den Platz warf, den die Vorſehung, wenn anders eine über den Menſchen waltet, mir beſtimmen mußte! Himmel und Hölle! Da ſteht ſie vor ihm! Alle Freuden des ganzen Lebens, alle Seligkeiten des ganzen Himmels locken in ihre Arme, an ihre Bruſt; und er bietet ihr gleichgültig die Hand mit einem Lächeln, das kaum

hinreichte, die Liebkoſung eines gemeinen Weibes zu bezahlen. O, mit einem Dolche in der Hand möchte ich mir den Eingang in dieſes Paradies eröffnen, deſſen Blüthen ungenoſſen verwelken, deſſen goldene Früchte ungenoſſen abfallen! Da ſtehen wir Drei, von einem verzweiflungsvollen Geſchick zuſammen geſtellt, in ſeinem grauſamen Netze gefangen, von ihm verdammt, zwiſchen Verbrechen und Verbrechen zu wählen. Sie würde an meinem Herzen, in meinen Armen, in den Flammen meiner hohen, ewigen, unbegränzten Liebe das höchſte Loos des menſchlichen Glücks erreichen; ich würde vergehen vor Entzücken, um in ihren Armen, unter ihren Lippen zum lebendigen Entzücken wieder zu erwachen; er würde über den Verluſt ein Paar kalte Klagen ſeufzen und ſich mit der Fügung der Vorſehung tröſten, oder wohl gar den Verluſt ihres Herzens nicht einmal merken, und mit uns glücklich ſeyn. O! und ich darf nicht! ich ſoll verzweifeln, weil ein barbariſches Vorurtheil der erhabenſten Liebe das Siegel des Verbrechens aufdrückt, und nur die Liebe billigt, die eine kalte Ceremonie geheiligt hat!"

Finſter, unentſchloſſen ging er umher; er

wurde kalt und bitter, ſelbſt gegen Jakobinen. Jetzt verhärteten ſich immer mehr Faſern ſeines Herzens. Er fluchte auf ſich ſelbſt, daß er nicht grauſam, nicht Böſewicht genug war, den Entſchluß ſeinen Freund zu verrathen feſt zu halten. Wenn Liſſow ihm die Hand ſo zutraulich bot, ſo wurde ſein Herz geſpalten; und zugleich zerriß auch der feſteſte Entſchluß ihn zu betriegen. O, Dank ſey dem Himmel, es iſt nicht leicht ein Böſewicht zu ſeyn! Das Verbrechen ſiegt nur nach langen Kämpfen, und zugleich öffnet es das Herz wieder der Reue, indem es ſelbſt das Glück zerſchmettert, für deſſen Beſitz es kämpfte. Rheinfelden ließ ſich unthätig von dem Sturme der Leidenſchaft treiben. Jetzt wenn Jakobine neben ihm ſaß, ſeine Hand drückte, und ihn mit ihrer ſanften, liebevollen Stimme fragte: was iſt Ihnen? Seyn Sie heiter; wir lieben Sie ja ſo herzlich! — ſo war der Entſchluß da: ſie ſoll mein ſeyn. Wenn ihm dann wieder Liſſow ſagte: hat denn die Freundſchaft alle Gewalt über Ihren Kummer verloren? ſo reichte der Ritter ihm die Hand, ſtand auf, entfernte ſich, und ſchwor: ich will ihn nicht

verrathen! und mit jedem Schwur wurde ſein Herz ſchwächer. Er erklärte ſich ſogar, weil er mußte, über die Urſache ſeines Kummers. „Ich fühle,“ ſagte er zu dem Alten, „wie glücklich man ſeyn kann, wenn man Gatte, wenn man Vater iſt. Ich ſehe hier alle Tage, wie unter dem belebenden Sonnenſcheine der Liebe, des häuslichen Glücks alle Tugenden keimen und gedeihen, und nur unter ihm gedeihen können. Aber mich hat das Geſchick ausgeſchloſſen aus dieſem allgemeinen Paradieſe; es verdammt mich entweder zu Verbrechen, oder zu einem freuden- und tugendloſen Leben!“

Oder, ſetzte der Alte lächelnd hinzu, zu einer großen Handlung: die Schranken, die Ihnen die Thorheit bauete, mit einemmale zu überſpringen, und in namenloſer Verborgenheit die Freuden der Liebe, der Freundſchaft, und die Tugenden der Natur, des Herzens zu ſuchen und zu finden, und troß Ihrem Ordenskreuze glücklich zu ſeyn.

Der Ritter ſchüttelte den Kopf. Das Ordenskreuz hätte er gern und leicht abgeworfen, wäre nur ſein Gewiſſen eben ſo leicht abzu-

werfen geweſen. Der arme unglückliche Rheinfelden! ſagte der Alte nachher, als er ſein Geſpräch mit ihm ſeinen beiden Kindern erzählte. Redet ihm nicht zu, fuhr er fort, überlaßt es ſeinem Herzen. Die Natur allein und ſein Herz müſſen ihm den Muth geben, ſeinen Stand abzuwerfen, und ſeine Verhältniſſe zu vergeſſen; ſonſt wär er der Natur und ſeines Herzens nicht werth. Ich vermuthe ſogar aus einigen Worten von ihm, daß ſein Herz nicht mehr frei iſt. Der Alte ſchloß das aus des Ritters Worten: „mich hat das Geſchick zu Verbrechen verdammt."

Da war die alte Idee wieder in Jakobinens Kopfe: wie? wenn der Ritter liebte? wie unglücklich müßte er dann ſeyn! Sie verſprach zwar, eben ſo gut, wie ihr Mann, den Ritter und ſeinen Kummer ſich ſelbſt zu überlaſſen; allein die Begierde, zu wiſſen, ob der Ritter wirklich liebte, und der Wunſch, ihn mit einem Weibe glücklich zu ſehen, wurden doch bei ihr ſo ſtark, daß ſie ſich kaum enthalten konnte, ihn zu fragen. Sie ſprach von dieſer Idee ſo oft mit Liſſow und ihrem Vater, daß dieſer ſie noch einmal erinnern

mußte, nicht mit dem Ritter zu reden. „Das Opfer, das er der Natur bringen muß, iſt ſchwer, mein Kind. Er ſoll ſeiner Familie entſagen, ſeinem Namen, ſeinem Stande, allen ſeinen Hoffnungen in der Welt. Sein Weib, ſeine Kinder und die Verborgenheit, in der er lebt, müſſen das Einzige ſeyn, worin er bis an ſeinen Tod ſein Glück findet. Er iſt ein Menſch, Jakobine; und ſein Herz hat noch andere Wünſche als das deinige. Es iſt an Ehre, an Glanz, an Ehrfurcht gewöhnt; das deinige kennt nichts als die Liebe. Unſer wird er immer bleiben, er ſey Ritter oder Menſch. Ueberlaß ihn ſich ſelbſt. Sein Herz muß den Kampf allein kampfen, ſiegen oder ſinken. Wir werden mit ihm glücklich ſeyn, oder ihn tröſten. Laß ihn.“ Jakobine verſprach es.

Ihr Mitleiden mit dem Ritter wurde nun aber deſto zärtlicher. Ihr fielen immer die kummervollen Tage ein, da ſie von Liſſow getrennt war. Sie dachte ſich den Schmerz des Ritters, wie den ihrigen, und hielt es für Pflicht, ihn wenigſtens zu tröſten, wenn ſie ihm auch nicht rathen ſollte. Jetzt ſchloß ſie ſich noch inniger an den Ritter; ihre

Freundſchaft wurde nun ſo zart, ſo herzlich, daß aufs neue bei dem Ritter die Hoffnung erwachte. Wie die Weiber nun ſind! Jakobine ſagte dem Ritter nichts; aber zuweilen machte ſie doch eine feine Anſpielung auf eine unglückliche Liebe, und jedesmal that ſie das mit einem tiefen Seufzer. O Himmel! o Entzücken! Rheinfeldens Seele verging vor Freude bei dieſem erſten Strahle der Seligkeit. Er ſah ſie an, ergriff dieſe Anſpielung, und war eben im Begriff loszubrechen. Jakobine ſah es. Sie zitterte vor dem Vertrauen, das ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte, weil ſie fürchtete, ihm alsdann rathen zu ſollen. Der Ritter bemerkte ihre Unruhe, und ſenkte das Geſtändniß ſeiner unglücklichen Liebe wieder in ſein Herz zurück. Laß ihre Empfindung erſt ihr Herz zerſprengen! rief ihm der Inſtinkt zu. Er ſchwieg mit einer kummervollen Miene, und drückte nur wild Jakobinens Hände.

Jetzt zweifelte Jakobine nicht mehr, daß der Unglückliche ein Mädchen liebte. Sie wäre ruhig geworden, wenn ſie nur noch gewußt hätte, ob er wieder geliebt werde. Dem

Mädchen, das ſie ſich dachte, lieh ſie alle Reitze, und die Thränen, die ſie ſelbſt ehedem vergoſſen hatte. Sie liebte es ſchon im voraus, und liſpelte ſtill: o ſie ſoll mich lieben, und wir wollen glücklich ſeyn! Wenn der Ritter bei ihr allein war, ſah ſie nicht, wie ſeine Blicke voll Sehnſucht auf ihr hingen; ſie dachte nichts bei ſeinen Händedrücken, bei ſeiner ſtummen Verzweiflung. Man hätte Jakobinen ſagen können, der Ritter liebe ſie; gewiß würde ſie es niemanden, ja kaum ihm ſelbſt, geglaubt haben. Sie hatte gar keinen Sinn dafür, wie man das Weib eines Andern lieben könne. Ihr ſchönes Herz war für die Tugend geſchaffen; ſie hielt das Verbrechen bei jedem, den ſie liebte, für unmöglich. So bahnte ſie ſelbſt in der heiligſten Unſchuld, in dem zärtlichſten Mitleiden, den Weg zu ihrem Verderben.

Der Ritter wollte die Hoffnung, die Jakobine ſelbſt ihm gegeben hatte, nicht wieder fahren laſſen, und ging ſeinen Weg fort. Jetzt entfuhr ihm eine Anſpielung auf eine unglückliche Liebe; dann nannte er ſich den unglücklichſten aller Menſchen. Jakobine, die

Freundſchaft wurde nun ſo zart, ſo herzlich, daß aufs neue bei dem Ritter die Hoffnung erwachte. Wie die Weiber nun ſind! Jakobine ſagte dem Ritter nichts; aber zuweilen machte ſie doch eine feine Anſpielung auf eine unglückliche Liebe, und jedesmal that ſie das mit einem tiefen Seufzer. O Himmel! o Entzücken! Rheinfeldens Seele verging vor Freude bei dieſem erſten Strahle der Seligkeit. Er ſah ſie an, ergriff dieſe Anſpielung, und war eben im Begriff loszubrechen. Jakobine ſah es. Sie zitterte vor dem Vertrauen, das ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte, weil ſie fürchtete, ihm alsdann rathen zu ſollen. Der Ritter bemerkte ihre Unruhe, und ſenkte das Geſtändniß ſeiner unglücklichen Liebe wieder in ſein Herz zurück. Laß ihre Empfindung erſt ihr Herz zerſprengen! rief ihm der Inſtinkt zu. Er ſchwieg mit einer kummervollen Miene, und drückte nur wild Jakobinens Hände.

Jetzt zweifelte Jakobine nicht mehr, daß der Unglückliche ein Mädchen liebte. Sie wäre ruhig geworden, wenn ſie nur noch gewußt hätte, ob er wieder geliebt werde. Dem

Mädchen, das ſie ſich dachte, lieh ſie alle Reitze, und die Thränen, die ſie ſelbſt ehedem vergoſſen hatte. Sie liebte es ſchon im voraus, und liſpelte ſtill: o ſie ſoll mich lieben, und wir wollen glücklich ſeyn! Wenn der Ritter bei ihr allein war, ſah ſie nicht, wie ſeine Blicke voll Sehnſucht auf ihr hingen; ſie dachte nichts bei ſeinen Händedrücken, bei ſeiner ſtummen Verzweiflung. Man hätte Jakobinen ſagen können, der Ritter liebe ſie; gewiß würde ſie es niemanden, ja kaum ihm ſelbſt, geglaubt haben. Sie hatte gar keinen Sinn dafür, wie man das Weib eines Andern lieben könne. Ihr ſchönes Herz war für die Tugend geſchaffen; ſie hielt das Verbrechen bei jedem, den ſie liebte, für unmöglich. So bahnte ſie ſelbſt in der heiligſten Unſchuld, in dem zärtlichſten Mitleiden, den Weg zu ihrem Verderben.

Der Ritter wollte die Hoffnung, die Jakobine ſelbſt ihm gegeben hatte, nicht wieder fahren laſſen, und ging ſeinen Weg fort. Jetzt entfuhr ihm eine Anſpielung auf eine unglückliche Liebe; dann nannte er ſich den unglücklichſten aller Menſchen. Jakobine, die

nichts mehr ſagen wollte, ſeufzte doch, wenn ſie das hörte; ihr Buſen ſchlug, und zuweilen rann ſogar eine Thräne des Mitleidens aus ihrem Auge. Jetzt klagte er, daß ſich ein Vorurtheil ſo grauſam ſeiner Glückſeligkeit in den Weg ſtelle. (Er meinte die eheliche Treue, und ſie dachte an ſein Ordensgelübde.) Sie ſeufzte darüber. „Aber, rief er dann, ſollen Vorurtheile die Seligkeit zweier Herzen zerſtören?“ Sie ſah ihn nachdenkend von der Seite an, ſeufzte wieder, ſtand auf, und ging, weil ſie an ihres Vaters Rath, den Ritter ſich ſelbſt zu überlaſſen, dachte.

„Ja, ſie liebt mich,“ rief der Ritter voll ſtolzer Freude. „Die Strahlen ihrer Liebe brechen ſchon gewaltig aus ihrem Herzen hervor. Ja, ſie liebt mich! O ich Glücklicher! Was kann die Freundſchaft, was die Tugend nun noch fordern? Bei Gott! nichts. Soll ich ihr Herz unter meiner Liebe, deren Allmacht ich ſo gut kenne, brechen laſſen, damit ich ihm eine kalte Klage erſpare? Soll dies Weib unglücklich werden, dies Weib, das der Himmel zum Genuſſe des höchſten Glückes ſchuf? Iſt unſere Liebe ein Verbrechen, ſo hat dies tugendhafte

Weib mit ihrer Unſchuld ſie zur Tugend geheiligt. Jakobine liebt; und jetzt will ich meine Liebe gegen den Himmel vertheidigen. Jakobine liebt; und ſie iſt keines Verbrechens fähig. Die Eine Thräne, die ſie weinte, hat alle Schuld von ihrem und von meinem Herzen abgewaſchen. Mehr als dieſe Eine koſtbare Thräne können das beleidigte Vorurtheil und die beleidigte Freundſchaft nicht fordern! Sie haben ihr Opfer: dieſe Thräne. Und nun brich hervor, du allmächtige Liebe, und belohne den langen blutigen Kampf zweier Herzen, welche die Natur für einander beſtimmte!"

Er warf ſich, wie ohne Bewußtſeyn, auf die Kniee, als ob er vor Jakobinen läge. Im Uebermaaße ſeiner Freude trieb er Thorheiten. Er ſah den Augenblick ganz nahe, da Jakobine, von Liebe überwältigt, ihn an den ſchönen Buſen drücken würde; und eilte mit ſeiner aufgereitzten Phantaſie dieſem Augenblicke vor, dem großen Augenblicke, da ihr Herz erliegen würde unter der Hand der mächtigen Liebe. Jetzt zitterte er vor Entzücken, wenn er die Gewalt der Leidenſchaft dachte, mit der ſie, ſie, dieſes Weib, das nichts als Liebe war, an ihm hangen

nichts mehr ſagen wollte, ſeufzte doch, wenn ſie das hörte; ihr Buſen ſchlug, und zuweilen rann ſogar eine Thräne des Mitleidens aus ihrem Auge. Jetzt klagte er, daß ſich ein Vorurtheil ſo grauſam ſeiner Glückſeligkeit in den Weg ſtelle. (Er meinte die eheliche Treue, und ſie dachte an ſein Ordensgelübde.) Sie ſeufzte darüber. „Aber, rief er dann, ſollen Vorurtheile die Seligkeit zweier Herzen zerſtören?“ Sie ſah ihn nachdenkend von der Seite an, ſeufzte wieder, ſtand auf, und ging, weil ſie an ihres Vaters Rath, den Ritter ſich ſelbſt zu überlaſſen, dachte.

„Ja, ſie liebt mich,“ rief der Ritter voll ſtolzer Freude. „Die Strahlen ihrer Liebe brechen ſchon gewaltig aus ihrem Herzen hervor. Ja, ſie liebt mich! O ich Glücklicher! Was kann die Freundſchaft, was die Tugend nun noch fordern? Bei Gott! nichts. Soll ich ihr Herz unter meiner Liebe, deren Allmacht ich ſo gut kenne, brechen laſſen, damit ich ihm eine kalte Klage erſpare? Soll dies Weib unglücklich werden, dies Weib, das der Himmel zum Genuſſe des höchſten Glückes ſchuf? Iſt unſere Liebe ein Verbrechen, ſo hat dies tugendhafte

Weib mit ihrer Unſchuld ſie zur Tugend geheiligt. Jakobine liebt; und jetzt will ich meine Liebe gegen den Himmel vertheidigen. Jakobine liebt; und ſ i e iſt keines Verbrechens fähig. Die Eine Thräne, die ſie weinte, hat alle Schuld von ihrem und von meinem Herzen abgewaſchen. Mehr als dieſe Eine koſtbare Thräne können das beleidigte Vorurtheil und die beleidigte Freundſchaft nicht fordern! Sie haben ihr Opfer: dieſe Thräne. Und nun brich hervor, du allmächtige Liebe, und belohne den langen blutigen Kampf zweier Herzen, welche die Natur für einander beſtimmte!"

Er warf ſich, wie ohne Bewußtſeyn, auf die Kniee, als ob er vor Jakobinen läge. Im Uebermaaße ſeiner Freude trieb er Thorheiten. Er ſah den Augenblick ganz nahe, da Jakobine, von Liebe überwältigt, ihn an den ſchönen Buſen drücken würde; und eilte mit ſeiner aufgereitzten Phantaſie dieſem Augenblicke vor, dem großen Augenblicke, da ihr Herz erliegen würde unter der Hand der mächtigen Liebe. Jetzt zitterte er vor Entzücken, wenn er die Gewalt der Leidenſchaft dachte, mit der ſie, ſie, dieſes Weib, das nichts als Liebe war, an ihm hangen

würde; dann wieder vor Furcht, daß eben dieſe Gewalt ihrer Leidenſchaft ſie verrathen möchte: denn ſogar in Liſſows Gegenwart warf Jakobine Blicke der kummervollſten Liebe auf ihn.

So war es wirklich. Jakobine fühlte das zärtlichſte Mitleiden für den Unglücklichen, und zeigte, weil ſie nichts von des Ritters Gedanken ahndete, ihm offen, was ſie fühlte. Er bewunderte nur Liſſows Blindheit, und dankte dem Himmel dafür. Am meiſten erſtaunte er aber darüber, daß auch der Alte, der feine Alte, ſich ſo betriegen ließ. Er gab ſich alle Mühe, Beide in dieſer gutmüthigen Sicherheit zu erhalten. Gegen Liſſow war er, ſo ſchwer es ihm auch wurde, jetzt freundſchaftlicher und zärtlicher als je. Um ihn zu betriegen? Ueber dieſen Gedanken flog er weg. Seltſam genug heuchelte er ſich ſelbſt vor, daß er Freundſchaft für Liſſow fühlte. Er tröſtete ſich mit dem Beiſpiele Jakobinens, die, wie er ſah, noch eben ſo zärtlich gegen Liſſow war, wie ſonſt.

Noch einmal warnte ihn ſein Genius gewaltig. Wenn die Familie Abends zuſammen

war, ſo machte man Muſik, oder plauderte, oder las die Reihe herum vor. Unſre Deutſche Litteratur blühete damals erſt auf; man las daher gewöhnlich Franzöſiſch. Jakobine mußte eines Abends leſen. Der Alte ſaß an ihrer Seite, mit ſeinem Taback; gegenüber der Ritter, der ſeine Hand vertraulich auf Liſſows Knie ruhen ließ, und um deſſen Rücken Liſſow ſeinen Arm geſchlagen hatte. Sie gaben ſich Zeichen bei jeder ſchönen Stelle, oder ſo oft Jakobine etwas vorzüglich gut deklamirte. Jakobine las mit immer ſteigendem Enthuſiasmus. Ihre Augen blitzten, ihr Buſen klopfte, ihre Stimme wurde immer reiner und inniger. Liſſow ſah mit zärtlichen Blicken ſein reitzendes Weib an. Leiſe ſeufzte er dem Ritter ein frohes Ach zu, und drückte ihn zärtlich an ſich. Der Ritter liebkoſ'te ihm. In dem Augenblicke las Jakobine mit beinahe erſtickter Stimme die beiden Verſe:

Sans crainte, sans soupçon, au milieu du danger,
Il caresse la main qui le doit égorger.

Der Gedanke fiel mit ſolcher Gewalt, und ſo ſchnell, auf des Ritters Herz, daß er aufſprang

und ſich eiligſt entfernte. Er lief auf ſein Zimmer; da ſtand ſein Verbrechen in der ganzen Abſcheulichkeit, unbeweglich, vor ſeiner Seele. Wohin er ſah, was er auch denken mochte: immer kam der Vers, „er drückt mit Liebe die Hand, die den Dolch auf ſein Herz zückt,“ wieder in ſeine Seele. Itzt erwachte ſein Gewiſſen noch einmal, donnernd, ſtechend. Er verhüllte ſein Geſicht, und mit bittrer klagender Stimme wiederholte er laut die beiden Verſe. O, abſcheulich! abſcheulich! rief er. Ich grabe einen Abgrund unter den Füßen des Menſchen, der mich liebt, der voll Zutrauen an meiner Bruſt liegt, und ſchlummert! Nein, nein, nein! Sterben kann ich; und bis über das Grab hinaus wird mich ja dieſe fürchterliche Liebe nicht verfolgen. Fort von hier! fort! Nein, dieſe Hand, die ihm ewige Freundſchaft gelobte, die er ſo oft an ſeine Bruſt voll Liebe, voll Freundſchaft drückte, ſoll ihn nicht ermorden!

Liſſow kam herauf, um ihn zu fragen, ob ihm etwas zugeſtoßen ſey. Der Ritter fiel in ſeine Arme. „Vergebt mir,“ ſagte er; „vergebt mir die Unruhe, die ich Euch mache. Mein

unglückliches Geſtirn! Nein, es ſoll Euch nicht länger quälen. Seyd glücklich; ich will fort, ich muß fort, und mein Glück, meine Ruhe aufſuchen. Vielleicht finde ich ſie wieder.“— Wen hoffen Sie zu finden? Rheinfelden, ich beſchwöre Sie, ſeyn Sie aufrichtig! Wen ſuchen Sie? Reden Sie. Vielleicht können wir Ihnen helfen. — Der Ritter ſchüttelte den Kopf. — Nun denn, ſagte Liſſow, der jetzt durch des Ritters eigene Worte die Vermuthung, daß er geliebt hätte, und die Geliebte aufſuchen wollte, beſtätigt glaubte: nun denn, ich will nicht weiter in Sie dringen. Nur ſchonen Sie Jakobinen; ſie nimmt größern Theil an Ihrem Zuſtande, als Sie vielleicht wiſſen. Ihre Heftigkeit hat ſie ſehr erſchreckt.

Der Ritter erſtarrte. Er ſchwieg, und ſeine Empfindung heftete ſich mit neuer Gewalt an Jakobinen. Sein Entſchluß zu gehen war dahin. Er verwünſchte ſeine Heftigkeit, und lächelte dann heimlich über Liſſows Mißverſtändniß. Als Jakobine mit Liſſow ſchlafen ging, und vor ſeiner Thüre mit zärtlicher Stimme fragte: iſt Ihnen beſſer, lieber Rheinfelden? ſprang er an die Thür, und riß ſie auf.

Kaum ſah er die reitzende Jakobine, ſo ſchwor er ſchon wieder mit raſender Wuth: ſie ſoll mein ſeyn! — O, die Wolluſt iſt das ſchrecklichſte von allen Laſtern. Sie verſpottet die donnernde Stimme des Gewiſſens, die warnende Stimme des Himmels; noch mitten unter der zuſammen ſtürzenden Schöpfung würde ſie die lüſternen Arme nach ihrem Raube ausſtrecken. Wehe dem Herzen, das die Unſchuld verloren hat!

„Jakobine iſt ſehr erſchrocken über meine Heftigkeit? ſie nimmt mehr Theil an mir, als ich weiß?“ Aus dieſen beiden Vorſtellungen mahlte der Ritter die Nacht hindurch wollüſtige Bilder. Der Morgen fand ihn ſchon entſchloſſen, ſeinen Arm um ſeinen Raub zu ſchlagen, und ſollte Liſſows Herz in Verzweiflung darüber brechen. Ueber die letzte Vorſtellung ſchlüpfte er weg; ſeine lüſterne Begierde verſchlang alle andern Gedanken. Er flog jetzt den Weg des Verbrechens, den er vorher langſam gegangen war.

Liſſow ging nach Berlin, und der Alte mußte indeſſen ſeine Geſchäfte verrichten. Mit glühender Freude ſetzte der Ritter ſich in die fernſte

Laube des Gartens. Er war entſchloſſen, heute den entſcheidenden Schritt zu thun. Das erfüllte ihn mit bitterer Unruhe, und er zitterte ſogar vor Jakobinen ſelbſt. Jakobine war den Vormittag mit Rechnungen, die fertig ſeyn ſollten, beſchäftigt. Sie kam wohl ein paarmal, aber nur auf Augenblicke, und vertröſtete ihn auf den Nachmittag und Abend. Gegen vier Uhr hatte ſie endlich jene Arbeit fertig, und kam mit ihrer weiblichen zu ihm. Auf ihrer Stirn lag Unruhe; ſie heftete ihre Blicke feſt auf den Ritter, und alles an ihr war in einer geſpannten Bewegung. Mit einer kleinen Verwirrung ſetzte ſie ſich zu ihm, und ſah ihn gerührt an.

Liſſow hatte Jakobinen gebeten, dem Ritter ſein Geheimniß zu entreißen. Was auch der Vater dagegen haben mag, Jakobine, ſagte er allein zu ihr: ſein Zuſtand iſt zu wild, zu heftig, als daß wir länger ruhig zuſehen könnten, wie es enden wird. Du haſt ſein Vertrauen mehr als wir alle. Suche ſein Geheimniß zu erfahren. Gewiß er liebt; und ſein Herz erliegt unter der Unentſchloſſenheit. Gieb dir Mühe, Jakobine; er kann es deiner Freundſchaft nicht abſchlagen.

Jetzt war Jakobine endlich auf dem Punkte, auf dem ſie ſchon lange zu ſeyn gewünſcht hatte: ſie ſollte nun erfahren, wen? der Ritter liebte, und ob die ſchöne Hoffnung ihres Herzens, an Rheinfeldens Weibe eine Freundin zu finden, erfüllt werden würde. Wir werden ungeſtört bleiben, lieber Rheinfelden, fing ſie mit großer Freundlichkeit an: die Kleinen hab' ich meinem Mann entgegen geſchickt, und mein Vater hat Geſchäfte. (In des Ritters Auge flog der hellſte Strahl der ſchönſten Hoffnung; denn klang das nicht, als ob ſie ihm andeuten wollte: jetzt iſt es Zeit, mir Ihr Herz zu entdecken?) Nun, ſagen Sie mir doch endlich, fuhr ſie noch zärtlicher fort: was machte Sie geſtern ſo wild? Sie ſollten ſich ſelbſt geſehen haben! Was war Ihnen denn, Rheinfelden?

„Die Verſe, die Sie laſen, Jakobine," fuhr er unbedachtſam heraus. Jakobine ſchwieg nachſinnend. Sie wollte ſich der Verſe erinnern. Die Verſe? ſagte ſie. Es waren, wie mich dünkt, die: sans crainte, sans soupçon, und wie es weiter heißt: er liebkoſt der Hand, die ihn ermorden ſoll. Weshalb fielen Ihnen denn die Verſe ſo auf?

„Ich war ein Kind,“ ſagte der Ritter ein-lenkend, „als ich meinem Vater das Ver-ſprechen ablegen mußte, Malteſer zu werden. Ohne Argwohn, wie unglücklich das Kreuz mich machen könnte, ließ ich mich von meinem Vater zum Altare führen; ich küßte die Hand, die mein Glück zerſtörte. Das fiel mir ein; dieſes Gefühl meines Elendes ergriff mich.“

Ihres Elendes, lieber Rheinfelden? (Sie ließ ihr Strickzeug in ihren Schooß ſinken.) Wenn Sie wüßten, wie das Wort mich ſchmerzt! Liebſter Rheinfelden, iſt denn Ihr Elend ſo gewiß? Hoffnung hat ja jeder Sterb-liche; und Sie allein hätten keine?

„Ich allein habe keine. Die jammervollſte Verzweiflung iſt mein Loos.“

Nein, Rheinfelden, ſagte Jakobine ſehr bewegt; verzweifeln ſollen Sie nicht. — Sie legte ihre Hand drückend auf die ſeinige. Er ergriff die Hand, und drückte ſie an ſeine Lip-pen. „Ach, wenn Sie mein Elend kennten, Jakobine!“ rief er ſchmerzlich. „Ach, wenn ich es Ihnen ſagen könnte!“ — Sie ſah ihn mit-leidig von der Seite an, und ſchwieg. Er fuhr fort: „aber ſo muß ich ſchweigen und

verzweifeln. Meine Wünſche ſind Unmöglichkeit, mein Elend ohne Hoffnung.

Sie ſeufzte, und nun ſchwiegen ſie Beide ziemlich lange. Jakobine arbeitete langſam, und ſeufzte von Zeit zu Zeit; ſie ſann darauf, wie ſie es anfangen ſollte, ihm das Geheimniß zu entreißen, das er ihr nicht ſagen konnte.

„O Jakobine,“ hob er nach einiger Zeit wieder an, „wenn Sie in dieſe Bruſt ſehen könnten, Sie würden Mitleiden mit mir haben.“ Jakobine ließ ihre Arbeit ſinken, ſah ihn wehmüthig lächelnd an, und legte die Hand auf die Bruſt. Ach, Sie wiſſen nicht, ſagte ſie beinahe weinend, was ich für Sie empfinde. So reden Sie! was iſt Ihnen?

„Ich liebe,“ rief er und ſprang auf; „ich liebe mit unſäglicher Leidenſchaft, und bin unglücklich!“ Nun verließ er die Laube, und ging wild ein paarmal den Garten auf und nieder. Jakobine ſaß ſtill da, und betrachtete den Unglücklichen mit tiefem Schmerze. Sie faltete die Hände auf ihrem Schooße, und milde Thränen floſſen über ihre Wangen. Jetzt wußte ſie gewiß, was ſie vorher ſchon vermuthete; aber ſie zitterte vor der weitern

Erklärung. Sie fürchtete, ſie wußte ſelbſt nicht, was. Mit ihrem hellen Verſtande ſah ſie leicht ein, daß tauſend Fälle möglich wären, wo die Geliebte des Ritters, auch wenn ſie eine eben ſo glühende Leidenſchaft hätte, in Verhältniſſen ſeyn könnte, die es ihr unmöglich machten, ihm in die Verborgenheit zu folgen, welche allein ſeine Entſagung des Ordens bedecken konnte. O! ſeufzte ſie, und ſchlug die Hände zuſammen: der Unglückliche! Sie blieb zitternd in der Laube ſitzen. Was ſollte, was konnte ſie ihm ſagen?

Der Ritter ſah ſie die Hände ringen und ſeufzen. Er triumphirte ſchon. „Ja, ſie liebt mich!" Sogleich ging er wieder zu ihr, ſetzte ſich neben ſie, und beugte die Stirn in die Hand. O Rheinfelden, ſagte ſie ſeufzend, ich bitte Sie, nicht dieſe hoffnungsloſe Stellung! Seyn Sie großmüthig; ſchonen Sie meiner!

„Ich liebe," ſagte er, ohne ſeine Stellung zu verändern; „und der Himmel ſelbſt kann meine Liebe nicht verdammen: denn ich liebe ein Herz, eine Seele, eine Unſchuld, die ſelbſt Engel anbeten würden, wenn ſie unter Menſchen wallten." Jakobine ſeufzte aufs neue.

So hatte ſie ſich die unbekannte Freundin gedacht, die ſie an Rheinfeldens Geliebter zu bekommen hoffte.

Und es wäre unmöglich? Das dachte Jakobine. Sie faßte ſeine Hand, drückte ſie, und fragte, halb ſchon die Antwort bei ihrer Frage ahndend: unmöglich? — „Ja, rief er, unmöglich! und das eben iſt mein Elend! Ach, vielleicht ſtellt ſich nur ein elender Zufall mir in den Weg; ein elendes Vorurtheil ſtürzt mich in dieſen Abgrund der Verzweiflung. Der Himmel, die Natur, die Liebe ſind auf meiner Seite; ja, ich wage es zu hoffen, auch das Herz, das ſchöne Herz des vollkommenſten Weibes auf Erden iſt auf meiner Seite: und dennoch . . ., ich Unglücklicher!“ Er wollte aufſpringen. Sie ergriff zitternd ſeine beiden Hände. O Rheinfelden, rief ſie; ich bitte, ſchonen Sie meiner. Wollte Gott, ich könnte Ihnen mehr geben, als Mitleiden! Ach, ich weiß, Rheinfelden, ich weiß was Sie leiden. Auch ich kenne dieſe Thränen. — Sie verſank in ſtille Träume an jene Stunden, wo Liſſow ſie verlaſſen hatte. Thräne auf Thräne rollte von ihrer Wan-

ge. Sie ſtand langſam auf. Er faßte ihre Hand, und drückte ſie an ſeine naſſen Augen. „O, Ihr Mitleiden, Jakobine,“ ſtammelte er; „Ihr ſchönes Mitleiden — Gott! O, entziehen Sie mir wenigſtens Ihr Mitleiden nie. Nein, Sie kennen meinen Schmerz nicht; Sie fühlen nicht, was ich fühle. Nein, das fühlte nie ein Menſch. Ich war dazu aufbehalten, den ganzen Zorn des Himmels in ſeinem bitterſten Kelche zu leeren! — Jakobine!“ rief er wild, ſprang auf, und faßte ſie in ſeine Arme.

Sie drückte ihn einen Augenblick ſanft an ſich; dann wand ſie ſich aus ſeinen Armen los. Nein, Rheinfelden, ſagte ſie ſanft; laſſen Sie mich jetzt. Ich muß mich erholen. Werden Sie ruhiger, ich bitte Sie, werden Sie ruhiger! Nachdenken findet den Weg zum Glück, den die Verzweiflung überſieht. Laſſen Sie mich jetzt. Sie drückte ſeine Hand, und ging, zärtlich nach ihm zurückſehend, in das Haus.

„Wie?“ ſagte er, als ſie verſchwunden war: „wie war das? Nachdenken findet den Weg zum Glück, den die Verzweiflung über-

ſieht? Das war ſo räthſelhaft, ſo hoffnungs-reich, und doch ſo ruhig geſagt." Er konnte nichts heraus ſinnen. Er hatte auf einen fürchterlichen Sturm bei Jakobinen gerechnet, und ſah ſie nun in völliger Ruhe. „Hat ſie mich nicht verſtanden? Aber ihr Betragen, ihre Seufzer, ihre Thränen, ihre Worte! Auch ſie kennt meine Thränen! Ihre Umar-mung zuletzt!" Es blieb ihm etwas Räth-ſelhaftes in Jakobinens Betragen; dennoch aber war nun die lauteſte, wildeſte Freude in ſeiner Bruſt. „Noch eine ſolche Stun-de, noch eine ſolche Unterredung, und ſie iſt mein!" Nichts rechnet falſcher, als das Ver-brechen, als die Begierde. Ein einziger Ge-danke an Jakobinens Unſchuld hätte ihn über-zeugen müſſen, daß ſie nicht fähig war, ihre Kinder wegzuſchicken, um mit ihm ungeſtört allein zu ſeyn, und ihm es dann noch zu ſa-gen. Er verlor ſich in ſeinem erträumten Glücke; aber ein fürchterlicher Schlag ſtürzte das ganze Gebäude ſeines Glückes und ſeines Verbrechens über den Haufen.

Er ſaß noch immer im Garten, und hoffte auf Jakobinen. Endlich kam ſie; allein an

der Hand des verhaßten Liſſow. Sie gingen gerade auf die Laube zu, wo der Ritter ſaß. Mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit nahm Jakobine des Ritters Hand, und ſagte in einem ſüßen Tone: Sie haben mich zu Ihrer Vertrauten gemacht, lieber Rheinfelden, und ich kann nun nicht zufrieden leben, wenn ich nicht hoffen darf, daß Sie glücklich ſeyn werden. Ja, Liſſow, ich habe unſers Freundes Geheimniß. Er liebt, er liebt ein unſchuldiges, tugendhaftes Mädchen. Ein Zufall, ein Vorurtheil ſtellt ſich ſeinem Glücke in den Weg. Wenn dieſes Kreuz das Hinderniß Ihres Glükkes iſt, lieber unglücklicher Rheinfelden, ſo zögern Sie nicht, reißen Sie es ab, und tauſchen Sie dafür den Himmel ein, deſſen Seligkeit Sie (und darauf bin ich ſtolz) durch mich und Liſſow kennen gelernt haben. Ich bin zur Tröſterin der Unglücklichen nicht gemacht; denn, lieber Liſſow, ich habe heute Nachmittag mehr Thränen vergoſſen, als er ſelbſt. Er hat mir beinahe das Herz gebrochen. Ich dankte Gott, als ich allein war. Ihr ſeyd zwei Männer; doch das will wenig ſagen. Aber ihr ſeid Freunde, und Freunde, die Män=

ner ſind: was wäre denen unmöglich? Sie können nicht überlegen, das weiß ich, lieber Rheinfelden. Ich kenne Ihren Zuſtand, ich habe Ihre Thränen ſelbſt geweint; aber Liſſow ſoll mit Ihnen überlegen. Schon vorhin habe ich Ihnen geſagt: Nachdenken findet den Weg zum Glück, den Ihre Verzweiflung überſieht. Und nun, bedenken Sie, noch Eins fehlt zu meinem Himmel: eine Freundin; und, Rheinfelden, die will ich Ihnen zu danken haben. Ich bitte Sie, lieber Rheinfelden, ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, und legte ihre Hand an ſeine Wange: nehmen Sie Liſſows Rath an. Auch Ihr Glück muß möglich ſeyn, Rheinfelden. Nein, ich zweifle nicht mehr daran. — Sie ſchlug ihr Auge gen Himmel, und eine Thräne rollte über ihre Wange. — Sie werden glücklich werden; nur trauen Sie Ihren Freunden.

Das ſagte Jakobine mit einem Tone, der ſcherzhaft ſeyn ſollte, in den ſich aber noch immer die ſchöne Stimme eines zärtlichen Mitleidens miſchte; und nun ließ ſie die beiden Freunde allein. Es ſo zu machen, hatte ſie in der Zeit, da ſie von Rheinfelden ging, bis Liſſow kam, beſchloſſen.

Man werfe einen Blick auf den Ritter; man denke an den Zuſtand ſeiner Empfindung in dieſem Augenblicke. Als Jakobine anfing zu reden, erſchrak er heftig. Als er aber endlich begriff, was ſie wollte, als nun das ſtolze Gebäude ſeines Glückes zuſammen ſtürzte, ſtand er da, der nackte, beſchämte Verbrecher, mit dem bittern Gefühle ſeiner Nichtswürdigkeit und ſeiner Schande: den Blick auf den Boden geheftet, bleich, zitternd, ergrimmt vor Scham, vor innerer tief beugender Scham, ſich ſo geirrt zu haben, vergebens ein Elender, ein Nichtswürdiger geweſen zu ſeyn. Da ſtand er, und der ganze Lohn ſeiner Verbrechen war das unauslöſchliche Gefühl ſeiner Schande, ſeiner Lächerlichkeit. Wäre ſeine Hand in dieſem Augenblicke bewaffnet geweſen, ſo hätte er in ſeinem Grimme, gleichviel wen, ſich, oder Liſſow, oder Jakobinen, ermorden können. Er ſtand wie eingewurzelt; die betrogene Freundſchaft, die beleidigte Liebe, das verrathene Zutrauen waren in dieſem Augenblicke bitter gerächt. Er hörte nicht, was Liſſow ſagte, und käuete nur an den Nägeln.

Mein Gott! rief Liſſow; Rheinfelden!

Kommen Sie zu ſich! Was ſtarren Sie ſo zu Boden? Wenn Sie nicht glücklich ſind, ſo ſeyn Sie wenigſtens ein Mann, ſo verdienen Sie wenigſtens durch Standhaftigkeit es zu ſeyn! Es dauerte lange, ehe er Liſſowen nur hörte. Giftige, Rache dürſtende Empfindungen hoben ſich, wie ſtürmende Wellen, in ſeiner Bruſt, und wurden wieder von Scham, von Selbſtverachtung verſchlungen. Wahrlich, er war in dieſem Augenblicke ein Böſewicht. Sein Ehrgefühl zerriß, und mit ihm das feſteſte Gewebe ſeiner Tugend. Er empfand noch Liebe für Jakobinen: aber es war eine fürchterliche Liebe geworden: Wolluſt, mit Haß und Rache geſchwängert. Er hatte das Herz nicht, ſein Auge gegen Liſſow aufzuſchlagen, ſo niedergeſchmettert war er; aber einen Dolch hätte er gegen ihn erhoben. Bis dahin war er Jakobinen noch nicht fürchterlich geweſen; jetzt war er es geworden. Seine Schande gab er dem Weibe Schuld, das ihn ſo freundſchaftlich liebte; und ſeine wollüſtige Begierde wurde durch die Begierde nach Rache noch ſchärfer und gewaltiger. Aus welchen ſeltſamen Fäden ſind die Verbrechen der Menſchen gewebt!

Endlich verſchaffte ſich Liſſow Gehör. Er drang mit allem, was die Freundſchaft Rührendes hat, in den Ritter, und ſuchte das Herz, das ſich ihm verſchloß, zu öffnen. „Ja, ich liebe,“ ſagte endlich der Ritter, weil er wohl fühlte, daß er ſprechen mußte: „ja, ich liebe ein Mädchen mit der glühendſten Leidenſchaft. Ich bin unglücklich; ſetzte er bitter hinzu: zerſchmettert, vernichtet! Laſſen Sie mich. Sie kämpfen ſo gut mit der Unmöglichkeit, wie ich. Ich werde nie glücklich werden, ſo wenig wie Sie von mir die nähern Umſtände meines Elendes erfahren können. Ihre Freundſchaft martert mich, ohne mich zu tröſten. Sie wiſſen nun die Urſache meiner Verzweiflung. Ich liebe ein Mädchen, liebte Sie ſchon, ehe ich mit Ihnen bekannt war, und vergaß ſie aus Leichtſinn. Ihr Glück hat mich wieder an die Verlorne erinnert, mit der ich eben ſo glücklich hätte ſeyn können. Meine Leidenſchaft, die nur ſchlummerte, iſt erwacht, und ich bin ohne Hoffnung ihr Raub. Jetzt wiſſen Sie alles. Nun laſſen Sie mich. Sie haben meine Wunden geſehen; gönnen Sie mir nun auch Zeit, ſie wieder zu verbinden.

Er ſchloß Liſſowen mit einer widrigen Empfindung in die Arme, ging auf ſein Zimmer, und kam den Abend nicht wieder zum Vorſchein.

Die ganze Nacht hindurch dauerte der Sturm ſeiner wilden Empfindung fort. Der Schlaf nahm ſeinem Haſſe die ſchärfſte Spitze: Eigenliebe, die Schweſter der Tugend ſowohl als des Laſters, beſänftigte auch ſeinen Haß gegen Jakobinen. „Kann nicht Jakobine eine Abſicht gehabt haben, die ich nicht weiß? und wenn auch das nicht, ſo fängt doch ihr Herz an, ſo lebendigen Antheil an mir zu nehmen, daß...“ Neue Hoffnungen, freilich mit bitterer Scham gemiſcht, ſtiegen bei ihm auf. Sie unterdrückten zwar ſeinen Grimm; allein ſeine Empfindungen behielten doch alle einen Zug von dieſer gehäſſigen Leidenſchaft. Es ſchien ihm jetzt, als ob ſeine Ehre an Jakobinens Beſitze hafte. Die Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen, vernichtete zwar ſeine Rachſucht; aber der Gedanke, Jakobine könnte ihm entgehen, entzündete ſie ſogleich wieder. Durch den Zuſammenſchlag aller dieſer Empfindungen hatte er jetzt eine beſtimmte Abſicht bekommen, Jakobinen, es koſte was es wolle, zur Seinigen

zu machen. Er wollte ſich von dem Lächerli-chen, ſich ſo ſeltſam in Jakobinen geirrt zu haben, befreien, und ſeine Eigenliebe ſo gut als ſeine Begierde nach Jakobinen befriedigen. Nun traten alle Kräfte ſeiner Seele, die doch vorher noch leiſe und laut widerſtanden, auf die Seite ſeiner Wolluſt. Die Erfüllung ſeines Wunſches befriedigte nicht mehr allein ſeine Be-gierde; ſie rächte ihn auch an Jakobinen, die ihn ſo empfindlich getäuſcht hatte, ſie befrie-digte auch ſeinen gekränkten Stolz. Wie konn-te die leiſe Stimme ſeines Gewiſſens ſich noch in dem Sturme dieſer drei wilden Leidenſchaf-ten — der Wolluſt, der Rachſucht und des Stolzes—Gehör verſchaffen? Es ſchwieg, von dem Tumulte betäubt.

Er trug nun die Maske fort, die ihm der Zufall gegeben hatte. Jetzt konnte er mit Ja-kobinen frei von ſeiner unglücklichen Liebe reden. Er mahlte ihr ein Bild von ſeiner Geliebten, worin ſie hätte ſich ſelbſt erkennen müſſen, wenn ſie weniger beſcheiden geweſen wäre. Sie er-ſtaunte voll Ehrfurcht vor ihren eigenen Tu-genden, bewunderte das Herz, das ſie ſelbſt hatte, und fand zum erſtenmale die heißeſte

Liebe nicht genug für ihre eigenen Vollkommenheiten. Sie drang nun mit neuer Gewalt in den Ritter, ihr zu ſagen, warum er an dem Beſitze dieſes liebenswerthen Geſchöpfes verzweifle. Der Ritter ließ ſich lange bitten; endlich wagte er es, ihr das Geheimniß zu entdecken. „Meine Geliebte,“ ſagte er, als Jakobine einmal wieder lebhaft in ihn drang: „meine Geliebte iſt ſchon verheirathet.“ — Jakobine warf einen heftigen Blick auf ihn, nur Einen; dann ſtand ſie auf, und verließ ihn.

Der Ritter konnte ſich den Blick nicht erklären. Es war ein Blick, als ob ſie heftig überraſcht, heftig erſchreckt wäre. „Wie?“ fragte der Ritter ſich ſelbſt: „ſollte ſie gemerkt haben, daß ich ſ i e meine?“ Jakobinens Betragen ſchien ihm das zu beſtätigen. Sie vermied es abſichtlich, mit ihm allein zu ſeyn; und war ſie durch Umſtände dazu gezwungen, ſo ſuchte ſie mit allen Zeichen einer ängſtlichen Verlegenheit dem Geſpräche von ſeiner Liebe zu entgehen. Aber dennoch war ſie noch eben ſo zärtlich gegen den Ritter, wie ſonſt; ja, ihre Zärtlichkeit hatte ſogar etwas Geheimnißvolles bekommen, etwas unendlich

Rührendes. Der Ritter forſchte jetzt ganz fein: ob ſie ihrem Manne oder ihrem Vater etwas geſagt hätte; allein beide wußten nicht das Mindeſte.

So raſch er vorher verfahren war, ſo behutſam verfuhr er jetzt. Er fühlte ſehr wohl daß er mit einem ſeltnen Weibe zu thun hatte. Zwar ſtieg ſeine Hoffnung wieder; allein er überließ ſich ihr nur mit Mißtrauen. Freilich konnte er beinahe nicht mehr zweifeln, daß ſie nun ſein Herz kannte: warum ſollte ſie ihn ſonſt vermeiden, warum ein Geſpräch fliehen, woran ſie ſonſt ſo großen Antheil genommen hatte? Sie ſchien unruhig, verlegen, wehmüthig, und dennoch zärtlich. War das Liebe, mit dem Gefühl ihres Unrechts? Was konnte es ſonſt ſeyn? Er glaubte es, war glücklich, und zitterte dennoch.

Kaum hatte er das Herz ſie anzuſehen, wenn ſie ſo unruhig neben ihm ſaß; noch weniger wagte er es, mit ihr von ſeiner Liebe zu ſprechen, weil er noch immer mit Schrecken an ſeinen erſten Irrthum dachte. Er glaubte heimliche Liebe zu ihm in ihrem ſanften Auge zu ſehen; aber dennoch zitterte er vor Jakobinens Tugend.

Jakobine dachte mit keinem Gedanken darꞏ an, daß der Ritter ſie meinen könnte. Sie hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ihm ein ſolches Hinderniß im Wege ſtånde. Sein Ordensgelůbde, oder ſo etwas, das ſich durch einen feſten Entſchluß voll Tugend wegråumen ließe, war alles, was ſie ſich dachte. Sie entſetzte ſich, als der Ritter ihr ſagte: meine Geliebte iſt ſchon verheirathet; und Sie wůrꞏ de ſich mit dem allerentſchiedenſten Abſcheu von ihm gewendet haben, wenn ſie nicht die Vorſtellung gehabt håtte: der Ritter habe der Hand ſeiner Geliebten um ſeines Ordens wilꞏ len entſagen můſſen. Seinen Kummer hielt ſie fůr Reue, daß er ſeinem Orden die Liebe aufgeopfert habe. Des Wunſches, das Weib eines Andern zu beſitzen, glaubte ſie ihn gar nicht fåhig, und rechnete es ihm hoch an, daß er nicht einen Schritt wagte, ſich ſeiner Geliebten wieder zu nåhern. Sie achtete ihn dafůr, daß er in ſeiner Verzweiflung dennoch ſtark genug ſey, in Friedrichsfelde, getrennt von ſeiner Geliebten, zu leben; und daß er Berlin (wo dieſe nach ihrer Meinung war) verlaſſen habe. Freilich hielt ſie es fůr Unꞏ

recht, daß er, wenn auch ganz heimlich, das Weib eines Andern liebte; aber" ſagte ſie traurig, „er iſt ja ein Menſch! Und wenn Liſſow nicht zurückgekommen wäre — würde ich je ſo ſtark geweſen ſeyn, ihn nicht zu lieben? Er thut nicht recht; aber wie ſchwer iſt hier die Tugend!" Aus Mitleiden, aus Liebe zu dem Ritter, verſchwieg ſie das Geheimniß ihrem Vater und ihrem Manne, weil ſie deren brennenden Haß gegen jeden kannte, der das Eigenthum eines andern kränkte. Sie wollte dem Ritter nicht noch obenein den Troſt der Freundſchaft, und das Bedauern der Tugend entziehen. Für ihr Theil vermied ſie es indeß von jetzt an, mit ihm allein zu ſeyn, weil ſie davor zitterte, einmal mehr hören zu müſſen, als ſie wünſchte. Sie war zu gut, um ihm zu ſagen: Sie thun Unrecht!

Der Ritter hoffte noch immer, Jakobine ſollte ſich ihm nach und nach mehr nähern; aber vergebens. Sie wurde, als er von ſeiner Liebe ſchwieg, ſogar wieder ruhiger. Er mußte noch einen Schritt thun; und er that ihn mit Zittern. „Ihre ſcheue Tugend," dachte er, „muß ſich nach und nach an den An-

blick des — Verbrechens, ſprang auf ſeine Zun-
ge, er verſchluckte das Wort mit gefalteter
Stirn — an den Gedanken gewöhnen, daß
es kein Verbrechen iſt, dem Zuge ſeines Her-
zens zu folgen." In einem Geſpräche mit
ihr über die Gewalt der Leidenſchaften ſagte
er, nachdem er ihr mehrere auffallende Bei-
ſpiele erzählt hatte: „Wie? wollen Sie, Ja-
kobine, Sie gütige, mitleidige Seele, ein
Weib verdammen, wenn ſie ſich einer glühen-
den Leidenſchaft hingiebt, die ihr ganzes We-
ſen durchflammt, die das Werk des Himmels
iſt, der ihr das Herz gab? Wollen Sie das
Weib verdammen, das endlich nach einem
langen, ſchweren Kampfe unter einer verzeh-
renden Liebe erliegt? das mit heißen Thrä-
nen, mit ganz aufgelößter Seele endlich ge-
ſteht: die allmächtige Natur iſt ſtärker, als
ich; das nun endlich nach dem ohnmächtigen
Ringen mit der Natur, mit ihrem Herzen,
mit ihrer Liebe, mit dem was die Menſchen
Tugend und Treue nennen, ſich an den
Buſen des Mannes wirft, der ſie Jahre lang
anbetete, ſein ganzes Weſen ihr hingab? wol-
len Sie ein ſolches Weib verdammen, wenn

ſie endlich das Wort bricht, das ſie ſo un-vorſichtig ihrem Manne gab, ihn ewig zu lieben, ihrem Manne, der durch Kälte und Gleichgültigkeit ja beweißt, daß er ihrer Liebe überdrüßig iſt?“

Jakobine ſprang mit einem ſehr ſichtlichen Abſcheu auf. Ich bitte, Rheinfelden, rief ſie mit funkelnden Augen: ich bitte, ſchweigen Sie! Die elendeſte, die allerverächtlichſte Leidenſchaft, die Wolluſt, nennen Sie ein Werk des Himmels? dieſe Abſcheulichkeit nennen Sie Liebe? Wie? ich ſollte ein ſo verächtliches Geſchöpf, das wollüſtig in die Arme eines fremden Mannes ſtürzt, ihre Treue bricht, ihren Mann verächtlich macht, ihr häusliches Glück ſtört, den Namen Mutter ſchändet, alle Bande der Natur zerreißt, um ihrer Wolluſt zu fröhnen — ein ſolches Weib ſollte ich nicht verachten? nicht haſſen? Ich bitte Sie, reden Sie nicht mehr davon. Es iſt gräßlich! gräßlich! — Sie zitterte vor Abſchen bei dieſen Worten.

„Ich rede nicht von Wolluſt, Jakobine,“ ſagte der Ritter einlenkend; „ich rede von einer reinen, keuſchen Liebe, von dieſer höch-

ſten Liebe der Seele, die der Stolz des Menſchen iſt."

Nun, ſo haben Sie Sich ſehr ſeltſam ausgedrückt; ſo paßt nichts von dem, was Sie ſagten. Sie lieben mich, nicht wahr? Ich liebe Sie wieder, und gewiß, Rheinfelden, von ganzem Herzen. Hundertmal haben wir Ihnen geſagt, wie nothwendig Sie zu unſerer Zufriedenheit ſind. Aber dieſe Liebe hat mir noch nicht den geringſten Kampf gekoſtet. Ich liebe Sie zärtlich, und gewiß eben ſo zärtlich, wie mein Mann; aber dieſe Liebe ſtimmt mit meinem Herzen überein, mit meiner Tugend, mit dem Himmel, mit der Natur, mit allem, was Sie vorhin nannten, und wovon Sie ſagten, daß man damit kämpfen müßte. Meine Freundſchaft zu Ihnen vermehrt meine Zufriedenheit, und macht mir keine Unruhe.

„Aber," ſagte der Ritter beſtürzt und lauernd, ſetzen Sie den Fall, Jakobine, Sie bemerkten an mir mehr Vollkommenheiten als an ihrem Manne: ich wäre wohlthätiger, edler, großmüthiger, gütiger, klüger, gebildeter; nehmen Sie die Eigenſchaft, die bei Ih-

nen den gröſsten Eindruck machen müſste, geben Sie mir die, ſo — Sie können nicht läugnen, ſo könnte bei Ihnen doch der Wunſch aufſteigen . . ."

Jakobine lächelte. Ei nun ja! Und der Wunſch, lieber Rheinfelden, ſteigt auch oft bei mir auf. Schon hundertmal habe ich gewünſcht, daſs Liſſow ſo viel Muſik, ſo viele Sprachen verſtehen möchte, wie Sie. Aber was hat das damit zu thun? Gut, ich würde dann wünſchen, mein Mann möchte auch die Eigenſchaften haben, die Sie da nannten. —

„Sie wollen mich nicht verſtehen, Jakobine," ſagte der Ritter empfindlich. — Nun? fragte Jakobine. — Der Ritter fuhr fort: „ſo könnte doch wohl bei der tugendhafteſten Frau der Wunſch aufſteigen, dem vollkommneren Manne ihre Hand gegeben zu haben. Wenn nun, ſetzen Sie den Fall, dieſer fremde Mann an dem Weibe Vollkommenheiten bemerkte, die er noch nirgends fand; wenn ſeine wohlwollende Empfindung für das Weib immer wüchſe, Liebe, heiſse Liebe würde —"

Nun? fragte Jakobine wieder. — Der Ritter ſchwieg einige Augenblicke; dann fuhr

er fort: „ſo könnte doch der Wunſch bei ihm entſtehen, dieſes Weib zu beſitzen. Wenn nun das Weib, mag ſie ſo tugendhaft ſeyn, wie ſie will, ſeine Liebe bemerkt, ihn ſchätzt, ihm Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaubt; wenn nach und nach die Empfindungen ſich erhöhen, verfeinern; wenn die gegenſeitige Liebe Leidenſchaft, eine verzehrende Flamme wird: ſo . . . "

Ich verſtehe Sie wirklich noch nicht, ſo gern ich Sie auch verſtehen möchte. Nun ja, eine Frau kann tauſend gute Eigenſchaften an einem Manne bemerken, die ihr Mann nicht in einem ſo hohen Grade hat; obgleich das ſchon ſchwer iſt, wenn eine Frau ihren Mann wirklich liebt: denn ich glaube, ſchon die Eigenliebe verdeckt der Frau die Fehler ihres Mannes. Indeß kann doch die höchſte Werthſchätzung eines andern Mannes nicht den Grad der Liebe erreichen, den das allerinnigſte Vertrauen der Ehe, und die Liebe zu gemeinſchaftlichen Kindern — o, die Stärke dieſer Liebe kennen Sie gar nicht, Rheinfelden! — zwiſchen Mann und Weib hervorbringen. Welche fremde Liebe könnte ſtark genug werden,

die heiligen, die vielfachen Bande, welche die Natur, die Liebe, die Hoffnung, die Zufriedenheit, die Dankbarkeit, das Vertrauen und alle Tugenden um Mann und Weib geſchlungen haben, zu zerreißen? Unmöglich! ganz unmöglich! Ich weiß wohl, daß es geſchieht; ja, mein Vater ſagt, daß es ſogar häufig geſchieht. Wolluſt, ſagt mein Vater. Nun denn, ſo iſt dieſe Wolluſt das abſcheulichſte aller Laſter, eben weil es alle Bande der Natur zerreißt. O Himmel! — fuhr ſie fort, und hob beide Arme in großer Bewegung empor — wie wäre es mir möglich, je zu vergeſſen, daß ich Liſſows glückliches Weib, daß ich Mutter ſeiner Kinder bin, daß ich ihm, ſeiner Liebe, und meiner Liebe, alles, jeden Genuß, jede Hoffnung, jede Tugend ſogar verdanke! O, ich bitte Sie, Rheinfelden, ſchweigen Sie.

Der Ritter ſchwieg erſtaunt und erbittert über die hohe Unſchuld dieſes Weibes, die ihn nun ſchon zweimal ſo beſchämend getäuſcht hatte; aber eben dieſe hohe Unſchuld wurde für ſeine Wolluſt ein Reitz mehr. „Welch eine Seligkeit," dachte er in ſeinen grauſamen Träumen, „wenn nun endlich dieſes Weib im

Kampfe mit der Liebe erliegt; wenn dieſe ſchönen Arme, widerſtrebend, endlich von der Liebe gehoben, mich zitternd umſchlingen; wenn ihre ſchöne Bruſt voll Liebe und voll Angſt an meinem Herzen ſchlägt!" Der Wollüſtling iſt der grauſamſte Egoiſt: er zerſtört, um zu genießen; er hauet den Baum nieder, um ſeine Früchte zu pflücken; er kennt nichts, er will nichts, als ſich ſelbſt.

Der Ritter ſah nun wohl, daß er nicht zum Zwecke kommen würde, wenn er nicht Jakobinens reine Seele vergiftete. Er ſchwieg eine Zeitlang ganz von ſeiner Liebe; allein deſto mehr ſuchte er in den öfteren Unterredungen, die er ſich mit Jakobinen zu verſchaffen wußte, den Grund ihrer Tugend, ihre Vorſtellungen von der Tugend, zu erſchüttern. Er fühlte wohl, daß er auf dieſem Wege ſehr leiſe gehen mußte, um Jakobinen nicht ganz und auf einmal von ſich zu entfernen. Ganz fein ſchob er in ſeine Geſpräche Anmerkungen, Zweifel, Fragen ein, welche die Tugend zweifelhaft, ja lächerlich machen ſollten. Jakobine bemerkte dies an ihrem Freunde, und zitterte für ihn. Sie vermuthete, daß Leidenſchaft für ſeine

Geliebte ſein Herz irre führte, und fieng ein paarmal an, mit ihm über dieſen Gegenſtand zu diſputiren: allein der Ritter war ihr doch zu gewandt; ſie konnte zuletzt gewöhnlich nichts weiter ſagen, als: es iſt nicht ſo; das fühl' ich! es iſt abſcheulich! Sie ſchwieg ganz über dieſen Punkt; deſto mehr aber bedauerte ſie im Stillen ihren Freund, daß ſein Herz dieſe falſche Wendung bekommen hatte. Sie freuete ſich nur darüber, daß ihr Mann und ihr Vater nichts von dieſen abſcheulichen Grundſätzen des Ritters merkten; beſonders ihr Vater, dem aber doch ſeit einiger Zeit in dem Benehmen des Ritters etwas Zweideutiges aufgefallen zu ſeyn ſchien. Sie wollte den Ritter warnen.

Eines Abends ſchlug ſie vor, Pope's Verſuch über den Menſchen zu leſen, den der Ritter in einer Franzöſiſchen Ueberſetzung bekommen hatte. Sie nahm das Buch in großer Bewegung, und las mit gerührter Stimme. Auf einmal wurde ſie unruhig; ihre Hand zitterte, ihr Buſen klopfte, ihre Stimme wurde affektvoller, ihre Augen funkelten. Sie warf einen ſprechenden Blick auf den Ritter, und las nun den Vers:

Prétendrez-vous qu'il n'est ni vices,
ni vertus?

Sie machte eine lange Pauſe, in der ſie ſich zu erholen ſchien. Dann las ſie mit ſanfter Stimme weiter, und legte die Hand auf die Bruſt.

L'esprit veut-il prouver une telle
chimère,
Le coeur le contredit, et le force à
se taire.

Mit einem tiefen Seufzer fuhr ſie fort, und ihre Augen ſchimmerten von ein paar Thränen:

Le vice est regardé comme un mon-
stre odieux
Dans le premier instant qu'il paroît
à nos yeux;
Mais l'horreur qui le suit, par de-
grés diminue,
Nous nous accoûtumons à soutenir
sa vue:
Bientôt le coeur pour lui se laisse
interesser,
Et notre aveuglement va jusqu'à
l'embrasser.

Sie konnte vor Rührung nicht weiter leſen, warf noch einen Blick durch ihre rinnenden Thränen auf den Ritter, ſchlug das Buch zu, und ſchwieg. Der Ritter erröthete; er fühlte ſehr deutlich, daß dieſe Lektüre ihm beſtimmt geweſen war.

Der Alte fragte Jakobinen, was in dieſer Stelle für ſie ſo rührend geweſen wäre. — „O," erwiederte ſie, „iſt es nicht ſchrecklich, daß ein edler Mann am Ende ſo weit kommen kann, das Verbrechen lieb zu gewinnen?"

Man redete nun über dieſe Stelle, über die Macht des Laſters. Der Ritter ſchwieg; aber doch nich ganz ruhig. Sein Herz war auf der Folter. Das Verbrechen, ſagte der Alte, wird dem Menſchen gewöhnlich ſehr leicht. Der erſte Schritt dazu iſt der ſchwerſte; die übrigen folgen von ſelbſt. C'est le prémier pas qui coûte! „Nun, ſo behüte Gott," ſagte Jakobine gerührt, „uns alle vor dem erſten Schritte!" Sie ſah den Ritter noch einmal flüchtig an. Er hing mit finſtern nachdenkenden Blicken an dem Boden. Jakobine lächelte, als ſie ſeine Stellung ſah; ſie glaubte ſein Herz getroffen zu haben.

Arme Jakobine, wie wenig kannteſt du den Wollüſtigen! Der erſte Schritt, von dem du ihn abhalten wollteſt, war längſt gethan; er ſtand ſchon am Ziele des Verbrechens. In dieſem Augenblicke, da du ihn gerührt glaubteſt, brannte die abſcheuliche Flamme in ſeinem Buſen noch lodernder. Deine ſchöne Stimme, nicht die Worte, die du laſeſt, brachte ſein Herz in eine zitternde Bewegung. Dein pochender Buſen rührte ihn nicht, ſein Anblick erfüllte ihn mit heißen Begierden. Er brauchte die Waffen, womit du die Tugend vertheidigen wollteſt, gegen ſie. Die Worte, die du laſeſt, wendete er auf dich an. Sie waren der Schutzbrief ſeines Verbrechens, und reitzten ihn zu einem neuen Angriff auf deine Unſchuld!

„Ja," ſagte der Ritter, als er allein war, „ja, ſo iſt es. Die Untreue gegen ihren Mann ſcheint ihr ein abſcheuliches Ungeheuer. Aber man darf ihren Blick nur daran gewöhnen, ſo verſchwindet die häßliche Geſtalt; und zuletzt wird ſie meine Liebe für das Glück ihres Lebens halten. Richtig! der erſte Schritt iſt der ſchwerſte; und zu dem werde ich ja

das gute argloſe Weib verleiten können!“ Schon längſt hatte den Ritter ſein Genius verlaſſen. Arznei wurde ihm zu Gift; und Jakobine, die ſeine Tugend retten wollte, riß den letzten Keim derſelben aus ſeiner Seele. Der Wollüſtige findet in dem beſten Buche, wie überall, Nahrung für ſeine Flamme. Die martervolle Hölle löſcht ſeine Begierden nicht aus, und auch den reinen Himmel voll Unſchuld befleckt er mit ſeinen Trieben. Nichts iſt dem Wollüſtigen heilig: eine weibliche Leiche entflammt ſeine Begierde, und eine weinende Magdalena lockt ihn mit ihren frommen Thränen zu nichts als zu Verbrechen. Der Ritter ſchwor es ſich, ſeine ſchöne Heilige zu beſitzen, die jetzt neue Reitze für ihn hatte.

Aber bald mußte er die Hoffnung, Jakobinen zu verführen, gänzlich aufgeben. Die tiefe Ehrerbietung, die er ihr bezeigte; die innige Anhänglichkeit, womit er ſich ihr hingab; die feinſten Schmeicheleien, die er ihrer Schönheit, ihrem Geiſte machte, um nur ihre Eitelkeit zu erregen: alles wurde zu nichts an dieſer demüthigen, reinen, treuen Seele.

Mit Verzweiflung ſah er ſich weiter als jemals von ſeinem Ziele entfernt. Er beſaß Jakobinens Achtung: denn er ſchwieg jetzt ganz von ſeinen Grundſätzen; ihr Vertrauen: wem trauete ihr argloſes Herz nicht? ihre Liebe, ihre reine Liebe: denn ſie glaubte, ihn der Tugend gerettet zu haben — Aber Liſſow, dieſer Glückliche, hatte ihre ganze Seele allein und ungetheilt.

Die Unmöglichkeit machte ſeine Begierden noch glühender. Er verzehrte ſich in der Hölle, die in ſeinem Buſen brannte. Seine Eiferſucht gegen Liſſow wurde bitterer Haß, und dennoch ſchmeichelte er ihm. Er haßte ſogar Jakobinens Kinder, weil Jakobine ſie ſo innig an ihre ſchöne Bruſt ſchloß. Feſt mußte er ſein ſchreckliches Geheimniß, ſeine Liebe, in ſein Herz verſchließen; keine Klage durfte hervorbrechen. Seinen Haß, ſeine Eiferſucht mußte er in ſeine Bruſt einkerkern. Die Verzweiflung drohete ſein Herz zu zerſprengen, und ſein Geſicht mußte lächeln. Er brachte der Erfüllung ſeiner Begierde fürchterliche Opfer; aber deſto unumſtößlicher wurde auch ſein Entſchluß, dieſe Begierde zu befriedigen. Voll

Wuth rang er die Hände, daß es kein Mittel gab, die Tugend gewaltſam zu zerſtören.

So war ſein Zuſtand. Jakobine kämpfte nicht mehr mit dem Laſter; ſie kämpfte mit der Verzweiflung. Ihre Unſchuld konnte er nicht zerſtören; aber ein unglücklicher Zufall lehrte ihn ein Mittel, ihre Ruhe zu vernichten. Er that es im wilden Taumel ſeiner Verzweiflung, als ſein moraliſches Gefühl nicht mehr reden konnte. Dahin führt die Wolluſt!

Ein junges Weib, Jakobinens Nachbarin, ſtarb nach einer ſchweren Krankheit. Jakobine war täglich in ihrem Hauſe geweſen. Anfangs zeigte die Kranke die allerfürchterlichſte Angſt vor dem Tode. Sie wurde kränker, und mit jedem Tage ruhiger. Ihr Mann kündigte ihr mit Händeringen ihren Tod an; ſie lächelte, und verſank ſogleich wieder in den Schlummer, worinn ſie auch nach einigen Tagen ſtarb, ohne, wie es ſchien, den Tod zu bemerken, der ihr Leben endigte. Ach, wie ſchrecklich iſt der Tod! ſagte Jakobine, als ſie von dem Sterbebette der Frau zu Hauſe kam. Sie ſah mit ängſtlichen, zärtlichen Blicken

auf ihren Mann, und reichte ihm beide Hände zu. Liſſow nahm ſie in ſeine Arme; ſie ſchloß ſich feſt an ihn, und der Ritter trat unmuthig an das Fenſter.

Für wen ſchrecklich? fragte der Alte, der keine Gelegenheit vorüberließ, wo er Bemerkungen machen konnte. Für den Zurückbleibenden: das geb' ich zu. Allein für den Sterbenden? wo iſt für den das Schreckliche?

„Wenn ich Liſſow, wenn ich meine Kinder, Euch alle verlaſſen ſollte! O Gott!“ — Sie ſchauderte.

Die Natur würde dir leicht über dieſen Augenblick helfen, Jakobine. Sie verläßt ihre Kinder auch im Tode nicht. Da iſt ihre ſegnende Hand um nichts weniger mächtig als im Leben. — Wie ſtarb die Frau?

Jakobine erzählte. Nun, ſiehſt du? ſagte der Alte triumphirend; in dieſen ſchweren Augenblicken nimmt die gütige Natur den Sterbenden ſanft in ihre Arme, an ihren mütterlichen Buſen. Schlummernd betritt er die Gränze des Lebens, vor der er zitterte. Er lächelt noch bei dem letzten erlöſchenden Funken des Lichtes, und fühlt nicht, daß es der

letzte

letzte iſt. Dieſer Schlummer, der alle Krankheiten endet, iſt das Opium, das dir der Arzt in deiner letzten ſchweren Geburt gab, um dich zu betäuben. Du fühlteſt die Schmerzen der Geburt ſo wenig, wie der Sterbende, wenn die Natur ihm ihr Opium gegeben hat, die Schmerzen des Todes.

Dieſe unglückliche Vergleichung zerſchmetterte das Glück der Familie. Der Ritter horchte hoch auf. „Opium betäubte ſie ſo, daß ſie die Schmerzen der Geburt nicht fühlte?" Glühend heiß floß ein Gedanke durch ſeine Seele. Ihn ſchauderte vor dem gewaltſamen Mittel; nur die Verzweiflung ſtreckte die Hand, aber nicht ohne Zittern, darnach aus. Er ſchwankte ſchrecklich. Seine Tugend erhob noch einmal die unterdrückte Stimme, und rief ihm zu: Ungeheuer! — Nein! rief er, ſprang mit Heftigkeit auf, und ſeine Augen rollten fürchterlich. Er wollte dem ſchrecklichen Gedanken mit Gewalt entfliehen; aber immer kam er nach kurzen Zwiſchenzeiten wieder. So oft er Jakobinen ſah, fiel ihm der Gedanke aufs neue ein, und jedesmal ergriff ihn eine fürchterliche Angſt.

Nach und nach verlor der Gedanke bei ihm ſein Schreckliches; allein noch immer dachte der Ritter ihn nur als eine Möglichkeit, die allenfalls in einem Romane zu gebrauchen wäre. In Berlin ſprach er mit einem Arzte darüber, nur um gewiß zu werden, ob Opium die Wirkung thun könne, oder nicht. Er erkundigte ſich genau nach allen Vorſichtsmaaßregeln, die man dabei beobachten müſſe; und noch immer überredete er ſich ſelbſt, daß er nie im Stande ſey, ein ſolches Mittel zu gebrauchen.

Jetzt beſtürmte er mit aller Gewalt, mit aller möglichen Zärtlichkeit Jakobinens Herz, und gab ſich keine Rechenſchaft davon, wie es zugieng. Schon lange hatte er die Unterſuchung ſeines Herzens geſcheuet; er hätte ſonſt leicht einſehen können, daß dies der letzte Verſuch auf ihr Herz ſeyn ſollte. Jakobine blieb ſich vollkommen gleich. „Bei Gott!“ rief er, die Hände ringend, und im Schmerze der Verzweiflung: „ſie zwingt mich, grauſam zu ſeyn.“

Immer näher erkundigte er ſich nach dem Gebrauche des betäubenden Mittels, und ver-

ſchaffte es ſich. Er wurde todtenbleich, wenn er es betrachtete, und legte es tief unter andre Sachen. Bald holte er es wieder hervor, betrachtete es mit wilden Blicken, warf es mit Abſcheu von ſich, rang die Hände, und konnte dennoch nicht Herr des Gedankens werden. Er kämpfte mit der Wuth eines Verzweifelten, und immer wurde er matter.

Fort über die Geſchichte des abſcheulichſten Verbrechens. Die Qualen einer dreifachen Hölle ergriffen den Ritter ſchon, ehe es begangen war. Es wurde an einem Tage vollführt, da Liſſow in der benachbarten Gegend eine Gutsübergabe hatte. Jakobine bekam noch Abends ſpät einen Brief von Liſſow. Sie lief zu dem Ritter, um ihm den Brief zu zeigen. Ihre Fröhlichkeit reitzte die Begierde des Böſewichts, und erleichterte ihm das Verbrechen. Sie trank das betäubende Gift in einem Glaſe Wein auf Liſſows Geſundheit. Bei jedem Tropfen, den ſie hinunter trank, wälzte ſich die Hölle mit ihren Qualen in das Herz des Verbrechers. Er hätte ihr beinahe das Glas wieder entriſſen.

Wehe ihm! Das Mittel, welches die Natur gab, den Schmerz zu lindern, brauchte er, Schmerz zu ſchaffen! — Das Mittel that ſeine Wirkung; das abſcheulichſte Verbrechen wurde begangen.

Einen Augenblick triumphirte das Laſter, aber nur einen Augenblick; die Reue fiel mit Geierklauen in des Ritters Herz, ſobald die That verübt war. Jakobine erwachte aus der Betäubung. Ein Blick auf ſich, auf den Ritter, auf den Ort, wo ſie war, überzeugte ſie von ihrer Schande und von des Ritters Verbrechen. Todtenbleich, an allen Gliedern zitternd, flog ſie vom Lager auf, und warf einen Blick auf den Ritter. In ſeinem bleichen Geſicht, in ſeinen ſcheuen Blikken war ſein Verbrechen unverkennbar. Er hob die Hände zu Jakobinen auf. „Verzeihung!“ ſeufzte er leiſe; „meine verzweiflungsvolle Liebe!“ Er wollte Jakobinens Hand ergreifen; ſeine Bewegung gab der bleichen Bildſäule wieder Leben. Sie zog ihre Hand heftig zurück, und blickte auf ihn mit Haß, Verachtung, Ekel, Betrübniß und Verzweiflung. Er ſtarrte den Boden an. Heiliger Gott!

rief ſie. Mit langſamen, ungewiſſen Schritten, die geballte Hand feſt auf ihr Herz gedrückt, ſchwankte ſie zum Zimmer hinaus, und eine ſtarre Thräne kalter Verzweiflung ſtand in ihrem matten Auge. Der Ritter verhüllte mit beiden Händen das Geſicht. Ihm war, als ob die Decke auf ihn herabſtürzen wollte. Eine unnennbare Angſt ergriff ihn; ihn dünkte, als ob er Jakobinens Klagegeſchrei mit dem Heulen der Hölle hörte. Die Stimme verfolgte, trieb und ängſtete ihn. Er konnte nicht länger im Hauſe bleiben. Mit zitternder Hand ſchrieb er dieſe Worte auf ein Papier: „Sie ſind gerächt, unſchuldige Jakobine. Die Hölle iſt in meiner Bruſt! Ich will ſie tragen; nur werden Sie nicht unglücklich!“

Mit dieſem Billet ſchlich er langſam nach Jakobinens Zimmer, und öffnete es leiſe. Jakobine lag vor dem Bette ihrer beiden Kinder auf den Knieen, und hatte ihr Geſicht in die gefalteten Hände gelegt. Ihr Athem flog laut und ängſtlich. Er kniete hinter ihr nieder, und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Drückende Angſt lag wie ein Felsſtück auf

ſeinem Herzen. Wild ſah ſie ſich um. Das Papier fiel ihm aus der zitternden Hand. Er ſprang auf, verließ das Zimmer, taumelte zum Hauſe hinaus, den Weg nach Berlin, und ſah immer hinter ſich, weil er den ſchweren Gang der Rache hörte. Ermattet, ohne Hut, bleich, verſtört, wild kam er mit dem Morgen nach Berlin. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer, und wurde erſt am Abend ſichtbar. Seine Bedienten kannten ihn kaum: ſo war er entſtellt!

Am andern Morgen fand der Alte, dem Jakobine zu lange ausblieb, ſeine unglückliche Tochter an dem Bette ihrer Kinder knieen. „Jakobine, fragte der Vater, was machſt du?“ Jakobine ſah ſich wild nach ihm um. Der Vater erſchrak, als er das bleiche Geſicht voll ſtarrer Wildheit ſah. „Was machſt du, Jakobine?“ fragte er noch einmal, und reichte ihr die Hand. Ich bete, ſagte ſie in einem ungewöhnlichen Tone. Er hob ſie auf, nahm ſie an ſeinen Buſen, und rief: „Jakobine, liebſte Jakobine!“ Sie antwortete nicht. Er faßte ihren Puls, der wild und fieberhaft flog. „Du biſt krank, mein Kind,“ rief er ängſtlich. „Ich

bitte dich, Jakobine, lege dich zu Bett.“ Er führte ſie an ihr Bett; ſie ſank matt hinein, und ſchloß das ſtarre Auge. Der Alte lief nach dem Zimmer des Ritters, und fand ihn nicht. Er ſchickte einen Boten in die Stadt an den Arzt, und einen an Liſſow. Der Arzt fand Jakobinen in dem heftigſten Fieber, und zuckte die Achſeln. Liſſow kam am Abend. Der Alte wollte ihn vorbereiten. Liſſow rieß ſich mit wüthender Gewalt von ihm los, und ſtürzte in Jakobinens Zimmer. „Jakobine!“ rief er, als er das Zimmer öffnete. Er hob die Arme auf, und blieb ſo, ſtarr und bleich, an der Thüre ſtehen, als er ihr Geſicht ſah. „Jakobine!“ ſchrie er verzweifelnd. Sie ſchlug das Auge auf; aber es ſank ſogleich wieder. Liſſow jammerte, lief umher, rang die Hände, rollte das Auge. Schweigend küßte er des Arztes Hände, drückte ſie auf ſeine Bruſt, und konnte doch nichts ſagen. Er zeigte nur auf die Kranke, und ſein Athem flog eben ſo ſchnell wie Jakobinens Athem.

Der Arzt wurde gerührt von dieſer ſtummen Verzweiflung. Er blieb ſogar die Nacht. Das Fieber währte ſieben Tage. Liſſow ſaß unun-

terbrochen an ihrem Bette, und ſah mit ſtar-ren Augen nach ihr hin. So blieb er, faſt ohne Nahrung und ohne Schlaf. Am achten Tage ſagte der Arzt dem Alten: Entfernen Sie den Mann; die Frau ſtirbt. „Stirbt?" fragte der Alte mit keuchender Bruſt. „O, lieber Herr, dann iſt es eins, ob wir alle einen Tag früher, oder einen Tag ſpäter ſter-ben." Der Alte eilte von dem Arzte weg in das Zimmer, warf ſich am Bette ſeiner Tochter nieder, ergriff ihre heißen Hände, benetzte ſie mit Thränen, und rief ſchluchzend: „O Jakobine! Jakobine! muß ich dein Grab graben! Sie ſtirbt, Liſſow, ſie ſtirbt!"

Liſſow ſaß ohne Bewegung da. Auf ein-mal riß er ſich die Weſte und das Hemde auf, um ſeiner Bruſt Luft zu ſchaffen; man hätte ſein Geſicht für ruhig halten ſollen: doch endlich ſtürzte er mit dem ſchmetternden Jam-mergeſchrei: „o Jakobine!" auf ihr Bett. Sie ſchlug die Augen auf, betrachtete ihn, reichte ihm langſam, in matten Abſätzen, die Hand, und wollte lächeln; aber ſie konnte nur den Mund freundlich verzucken. Liſſow riß ſich von ihr los, und warf ſich laut jammernd zu

Boden. Man mußte ihn halten. Aber Jakobine verlangte ihn zu ſprechen; und ſogleich war er ſanft wie ein Lamm. Er trat an das Bett, und hielt ſein Ohr an ihren Mund. Sie lispelte leiſe, aber verſtändlich: „ich bin unſchuldig, liebſter Mann. Ich ſchwöre bei Gott, vor dem ich nun bald ſtehe: ich bin unſchuldig. Aber der Abſcheuliche hat mich entſetzlich betrogen. Denn ſieh, ich wußte nichts von meinen Sinnen. Es war mein Tod! Ich bin dir treu geweſen bis an den letzten Hauch meiner Bruſt.“ Liſſow ſah ſie ſtarr an. Er mußte ſich anſtrengen, um ſie zu verſtehen. Wer denn, Jakobine? fragte er. „Rheinfelden!“ ſagte ſie; und in das leidenſchaftloſe, aufgelöſ'te, bleiche Geſicht ſtieg noch einmal ein Zug von Unmuth, von vergebendem Haſſe (ſo möchte ich ihre Miene nennen), als ſie den Namen Rheinfelden nannte. „Ich habe ihm vergeben,“ fuhr ſie fort. „Sag ihm das, Liſſow; aber ich danke Gott, daß ich ſterbe! Ich bin Deine Jakobine.“ Sie wollte die Arme aufheben, und konnte nicht. „O Liſſow, nimm mich noch einmal in deine Arme.“ Sie brachte mühſam ihre Hände um ſeinen

Nacken. Seufzend ſuchten ihre Lippen die ſeinigen, und fanden ſie. „Liſſow!“ ſeufzte ſie, und drückte die kalten Lippen auf ſeinen Mund. Ein leiſer Hauch flog aus ihrer Bruſt, und ſie hieng entſeelt in ſeinen Armen.

Liſſow hielt ſie noch immer ſanft umſchloſſen und an ſeinen Lippen. Er redete noch mit ihr. „O, meine geliebte Jakobine,“ ſagte er; „nein, du ſtirbſt nicht. Nein! nein! Gott wird dich mir erhalten!“

O Gott! rief der Alte, der es ſah, daß ſie ſchon todt war: kannſt du des Unglücklichen noch ſpotten? Sohn! ſagte er laut; ſie iſt todt. Verzweifle! — „Wer iſt todt?“ rief Liſſow, und ließ Jakobinen fallen. Er ſah ſie an, und ſchüttelte den Kopf zu wiederholten malen. Seine Miene würde man ein Lächeln genannt haben, wenn man die andern Geſichter und die Leiche nicht geſehen hätte. Er betrachtete ſie ſtarr, faßte mit zweifelndem Geſicht ihren Puls, und legte ſeine Hand auf ihr Herz. „Sie iſt wirklich todt, Vater!“ rief er auf einmal, und drückte den Alten wild an ſeine Bruſt. Es koſtete Mühe, ihn los zu reißen; ihn aus dem Zimmer weg

zu bringen, war unmöglich. Kaum konnte man ihn bereden, ſie in den Sarg legen zu laſſen. Er ſaß neben ihrem Sarge, und führte mit ihr ſo ſeltſame, und doch ſo rührende Geſpräche, daß niemand ihn mit trocknen Augen ſehen oder hören konnte.

Er verliert den Verſtand, ſagte der Arzt, wenn wir nicht ein Mittel finden, ihm eine andere Idee intereſſant zu machen. Der Alte fieng an von dem Ritter zu ſprechen, den jeder, nur der Alte nicht, ganz vergeſſen hatte. Sobald Liſſow den Namen Rheinfelden hörte, wurde ſein Geſicht auf einmal angeſpannt. Er horchte, und ſchien ſich zu beſinnen, tief zu beſinnen, legte die Hand an die Stirn, und ſchüttelte den Kopf, als ob er ſich nicht an das erinnern könnte, was er wiſſen wollte. So ſaß er eine Weile, und ſprang dann plötzlich auf. Man trug einige von Jakobinens Kleidungsſtücken aus dem Zimmer. Er nahm ſie und packte ſie in einen Schrank. Dann ſuchte er alles zuſammen, was Jakobinen gehört hatte. Jedes Bändchen, jedes Stückchen Papier, auf dem ihr Name ſtand, drückte er mit wilden Geberden an ſeine Lippen. Auf einmal bemerkte

er noch ein Papier in einem Winkel. Es war Rheinfeldens Billet. Er las es, las es wieder, und ſeine Augen fiengen an zu funkeln. Jetzt flog er aus dem Zimmer. „Wo iſt Rheinfelden?“ rief er. In Berlin, antwortete deſſen Knecht, der wohl wußte, daß ſein Herr immer dort war, wenn er ſich nicht in Friedrichsfelde befand. Liſſow flog in den Stall. Dort fand er Rheinfeldens Pferd geſattelt, weil man nach der Stadt geſchickt hatte. Im eiligſten Galopp flog er nach Berlin, und vor Rheinfeldens Haus. Die Bedienten freuten ſich, als ſie Liſſowen ſahen, weil ſie glaubten, daß er ihren Herrn, der ſeit acht Tagen kein Wort geſprochen hatte, aufmuntern würde. Sattelt Eurem Herrn ein Pferd! rief Liſſow; geſchwind! Dann flog er nach des Ritters Zimmer, und riß die Thür auf. Der Ritter wurde todtenbleich. „Sie wollen Rache, Liſſow?“ ſagte er bitter lächelnd, als er des ſanften Liſſows wildes Geſicht ſah. „Sie ſind ſchon gerächt; mein . . .“

Ich will wiſſen, ob Jakobine unſchuldig iſt, ſagte Liſſow kalt und grimmig. Ich will Licht, Licht will ich!

„Jakobine iſt unſchuldig, unſchuldig wie ein Engel Gottes,“ erwiederte der Ritter kalt betheuernd.

Das ſollen Sie in Jakobinens Gegenwart ſagen. Die Welt ſoll es wiſſen, daß ſie unſchuldig iſt!

„Soll ich ſie noch einmal ſehen?“ fragte der Ritter ſchmerzhaft. „Auch das! Ich werde doch ein Wort der Vergebung von ihren Lippen hören, wenn ſie meine Verzweiflung ſieht.“ Er gieng mit Liſſow hinunter, und Beide ſetzten ſich zu Pferde. Liſſow antwortete auf alles, was der Ritter fragte, verkehrt; ja, er ſchien ihn zuweilen nicht zu kennen. Der Ritter befand ſich in der That in einem bedauernswürdigen Zuſtande. Sein ganzes Herz, ſeine ganze Seele war eine brennende Wunde; eine immer lebendige Hölle in ſeiner Bruſt rächte Jakobinen bitter. Er ſuchte unterweges durch die rührendſten Geſtändniſſe ſeines Unrechts Liſſowen zu rühren; aber dieſer blieb immer gleich ſeltſam.

Sie kamen in Friedrichsfelde an. Liſſow flog die Treppe hinauf, und Rheinfelden hinter ihm her. Jener öffnete die Thür, und ſtürzte

hinein; dieſer folgte ihm auf dem Fuße. Beide ſahen zugleich den Sarg, in welchem Jakobine, noch immer ſchön wie eine Grazie, weiß gekleidet lag. „Barmherziger Gott!“ riefen ſie Beide mit Einem Schrei; „iſt ſie todt?“ Beide ſtürzten ohnmächtig an der Seite des Sarges nieder.

Liſſow ſchien Jakobinens Tod vergeſſen, und bloß die Idee ihrer Unſchuld und der Ritter ſeine ganze Seele beſchäftigt zu haben. Dieſer hingegen, welcher nichts von Jakobinens Tode ahnte; nichts vermuthete, als eine kleine Streitigkeit zwiſchen beiden Eheleuten, die ſein Zeugniß beilegen ſollte; nichts fürchtete als die ſeltſame Wildheit des Mannes, aber entſchloſſen war, ihm jede Genugthuung, auch eine blutige, zu geben — trat wirklich etwas beruhigter in das Zimmer; und da lag Jakobine todt, ſtarr, kalt, ausgeſtreckt vor ihm. Fürchterlicher iſt wohl nie ein Menſch überraſcht worden, fürchterlicher hat die ewige Gerechtigkeit wohl nie geſtraft, als hier. Der Ritter ſah, ſchrie auf, und ſank betäubt zu Boden.

Man hatte Mühe ſie Beide zu ſich ſelbſt zu bringen. Liſſow ſtürzte ſogleich über Jako-

binens Leichnam her, badete ihn mit heißen Thränen, verlor wieder jede andere Idee als ihren Tod, rief ihr zu, verſicherte jedem mit den allergräßlichſten Schwüren, ſie müſſe wieder erwachen, wenn eine Vorſehung ſey, und zerriß ſich das Haar, wenn ihn die ſtarre Kälte des Leichnams von ihrem Tode überzeugte.

„Sie iſt todt, mein Sohn!“ ſagte der Alte; „leider, wirklich todt!“ Liſſow ſah ihn an. Wirklich todt? jammerte er; nun denn, rief er wüthend: ſo ſchlagt die Welt in Scherben; denn die Krone der Schöpfung iſt dahin. Da liegt ſie! Die zerſtörte Schöpfung ſoll ihr Grab ſeyn! Liſſows Sohn, ein Knabe von fünf Jahren, warf ſich ihm ſchreiend in die Arme. Was willſt du noch länger leben? rief Liſſow. Geh ihr nach! Er ergriff den Knaben wüthend, den man kaum ſeinen Händen entreiſſen konnte. Dann trat er wieder zu dem Leichnam, und ſank matt über ihn hin.

In einem Winkel des Zimmers ſaß der Ritter, bleich, todtenbleich, die Augen an den Boden geheftet. Er zitterte an allen Gliedern; ſein Auge war ſtarr, die Lippen blau,

die Hände konvulſiviſch zuſammen gefaltet. Er wagte es, ſeine Blicke bis an den Fuß des Sarges zu heben; höher nie: dann ſchlug er die Augen wieder zu Boden, und bebte wie ein Verbrecher, der das Schwerdt des Nachrichters erblickt. Kein Wort war aus ihm zu bringen, kein Seufzer, keine Thräne. Wenn Liſſow ſich ihm von ungefähr näherte, ſo wurde er noch bleicher, ſo verbarg er ſich feigherzig. Jakobinens Tochter, die an ihn ſo gewöhnt war, kam heimlich, an der Wand ſich hindrängend, zu ihm. Guter Ritter, ſagte das Kind weinend, und faßte ſeine Hand: mach die Mutter wieder lebendig. Ich habe keinen mehr, der mich auf den Schooß nimmt! Da ſprang er auf. „Auch du?“ rief er wimmernd, und verhüllte ſein Geſicht. „Noch nicht genug, ſtrafende Gerechtigkeit?“ Trotzig ſprang er vor Liſſow hin. „Liſſow!“ rief er fürchterlich; „ich bin Jakobinens Mörder! Ich! Ich gab ihr Opium! ich entehrte ſie! Sie iſt unſchuldig!“ Liſſow hörte nicht; er ſaß bei dem Leichnam ſeiner Jakobine, und horchte auf den Schlag ihres Herzens. Das Weltgericht hätte hereinbrechen können, er

würde es nicht gemerkt haben. Der Alte faßte des Ritters Arm, und zeigte auf Jakobinen. Da ſieh hin, ſagte er: da ſieh hin, Elender! Jakobinens Mörder biſt du; willſt du auch ihn noch zu deinem Mörder machen? Geh! die Hölle mit dir!

Der Ritter nahte ſich bebend der Thüre. Geh, rief der Alte ihm nach, und betritt dieſes Haus nie wieder! — Man half dem Ritter auf ſein Pferd, und er ſprengte davon.

Jakobine mußte endlich beerdigt werden. Der Alte ſchlug Liſſowen vor, ſie im Garten an ihrem Lieblingsplatze zu begraben, und den Hügel dann mit Roſen zu bepflanzen. Das geſchah wirklich, ſo ungewöhnlich ein ſolches Begräbniß auch war.

Von jetzt an ſaß Liſſow in ſeinem Trauerkleide, weinend, klagend, oft verzweifelnd, den ganzen Tag, die halben Nächte auf dem Grabe. Er rührte ſeine Arbeit nicht an, und hörte kaum hin, wenn der Alte davon ſprach. Ein einziges Mittel gab es, ihn zu ſich ſelbſt zu bringen; und das war ſeine Tochter Jakobine. Die Mutter hatte das Kind ungemein lieb gehabt; und der Alte machte ein-

mal die Anmerkung, daß es der Seligen ſehr ähnlich ſähe. Das Kind ſchickte man zu ihm; es ſchmeichelte dem Vater, ſagte zu ihm: ich bin Jakobine, bat ihn um das, was man von ihm wollte; und er that es.

Liſſows erſter ſinnenloſer Schmerz gieng endlich vorüber; der Alte erſchütterte ihn. Eines Abends ſaß Liſſow, wie gewöhnlich, am Grabe ſeiner Frau. Der Alte führte beide Kinder hinzu, und ſagte laut: „da knieet hin auf das Grab Eurer Mutter." Die Kinder knieeten, und Liſſow ſah es lächelnd. „Bittet Eure Mutter Jakobine, daß ſie Euch nachhole; denn Euer Vater, Jakobinens Mann, ſtirbt unthätig in Kummer, läßt Euch verhungern, läßt ein paar Kinder von Jakobinen verhungern und ohne Erziehung aufwachſen, weil es ihm Mühe macht, ein Mann zu ſeyn."

Liſſow ſchloß die beiden Kinder ſchweigend an ſeine Bruſt, nahm ſie auf ſeine Arme, gieng hinein, weinte, und fand in ſeinen Thränen Erleichterung. Er nahm ſogar zum erſtenmal die Feder wieder in die Hand. Der Alte dankte dem Himmel, als Liſſow nur mit Mühe ſein Amt verſah; an Nebenarbeiten durfte man

nicht mehr denken: denn in allen Stunden, die ſeine Geſchäfte ihm übrig ließen, ſaß er ſchwermüthig auf Jakobinens Grabe.

So war nun etwa ein Jahr hingelaufen, als Flaming und Frau von Grasheim zu ihm kamen. Der Alte freute ſich darüber, weil er hoffte, daß ſie Liſſows Herz aufs neue beleben würden. Er erzählte dem Baron das Weſentliche von Liſſows Geſchichte, doch ohne dabei Rheinfeldens Stand zu beſtimmen; und Beide ſannen auf Mittel, wie Liſſow der Welt wiederzugeben wäre.

Am andern Morgen trat Liſſow heiterer als gewöhnlich in das Zimmer. Er reichte dem Baron freundlich die Hand, und blieb heiter, bis Flaming ihn fragte: wie iſt es dir denn gegangen? Liſſow antwortete nicht. Er nahm ſeine Tochter auf den Arm, zeigte auf den Alten, und gieng nach Jakobinens Grabe. Sehen Sie, ſagte der Alte; ſo iſt er. — O, ſetzte er eifrig hinzu, härter konnte der Himmel die Erde nicht ſtrafen, als mit dem fürchterlichſten aller Triebe, mit der Wolluſt. Sie zertrümmert lachend das Glück ganzer Familien; ſie

würde die ganze Erde zertrümmern, um ihre Begierden zu befriedigen.

„Ja, bei Gott!“ rief Flaming: „Sie haben Recht, lieber Alter. Der feinſte Menſchenkenner Cromwell ſchlug jede Verſöhnung mit Karln *II* aus, weil dieſer ein Wollüſtling war. Die Wolluſt macht zu allen Verbrechen fähig. Ich ſelbſt, fuhr er traurig fort, ich ſelbſt bin durch ein wollüſtiges Weib elend geworden, und meine tugendhafte Geliebte lebt leider noch in der Gewalt dieſes Weibes. O Himmel! mit der Wolluſt würde der größte Theil der Verbrechen die Erde verlaſſen. Ach! und ſie greift immer weiter um ſich, da die Eltern bei den Heirathen ihrer Kinder ſo unverantwortlich gleichgültig ſind. Die Wolluſt wird Familienfehler.“

Sehr recht! ſagte der Alte; man darf nur die Familienportraits in verſchiedenen Häuſern aufmerkſam betrachten: hier hangen lauter keuſche unſchuldige Geſichter; dort ſpricht aus jedem Geſichte der Vorfahren ſchon deutlich die Wolluſt. Beinahe ließe ſich beſtimmen, mit welcher Perſon die Wolluſt in eine Familie eingedrungen ſey. Die Geſchichte des Originals

von jedem Familienportrait in den Häuſern müßte intereſſante Aufſchlüſſe geben.

„Himmel! rief Flaming fröhlich erſtaunt, Sie bringen mich auf eine Idee, die nicht mit Golde zu bezahlen iſt. Dieſe Familienportraits ſind die wahren, die ſicherſten Urkunden zu der moraliſchen Geſchichte jeder Familie. Ich brauchte nichts weiter als die Portraits der Menſchen, die zu allen Zeiten gewirkt haben; und alle hiſtoriſchen Werke könnten für mich immerhin untergehen. Aus den Portraits allein wollte ich eine Weltgeſchichte ſchreiben, gegen die ſich Boſſuet, Rollin und Hübner verkriechen ſollten. Warum erhielten die Alten — o, ſehen Sie, wie ein ſo zufälliger Gedanke Licht über tauſend Dinge verbreitet! — warum erhielten die Alten das Andenken ihrer großen Männer in Statüen und Gemählden? Warum bezeichnet Homer an ſeinen Helden ſo genau die Farbe des Haars und der Augen? Warum beſchreibt er ihre Geſtalt, ihren Gang, ihre Schultern ſo weitläuftig? warum die Wunden, woran ſeine Helden ſtarben, ſo genau, als ob er Wundarzt geweſen wäre? Wir ſollten über ſeine Helden in keinem Zweifel blei-

ben. Ein einziger Umſtand dieſer Art, ob ein Menſch an einer ſolchen Wunde ſtirbt, oder ob er aufkommt, ſagt mir mehr von ſeinem Charakter, als zwei Seiten darüber; denn die thieriſche Lebenskraft ſteht immer mit ſeinem moraliſchen Innern in Verhältniß. Ein Menſch, der an ſchweren Wunden fällt, zwei Tage auf dem Schlachtfelde liegt, dann erſt verbunden wird, und doch davon kommt, iſt ein unedler Menſch, ein Irokeſe, und wenn er das Heer kommandirt hätte. Paris iſt wollüſtig und feige; und die Wunde, die er bekommt, heilt unmittelbar wieder. Sehen Sie da den Slaven! Sehen Sie, wie genau Homer von den unterſchiednen Menſchenracen und ihren Kennzeichen unterrichtet war, und warum er gleichſam die Portraits aller ſeiner Helden ſo genau gemahlt hat! — Ein großer Gedanke mit den Familienportraits!"

Der Alte begriff nicht ſo eigentlich, wie das alles, was er da hörte, zuſammenhieng. Er erwiederte lächelnd: dem ſey, wie ihm wolle. Wenn wir nur ein Mittel hätten, dieſen fürchterlichen Trieb der Wolluſt ſicher zu leiten.

Der Baron war ſchon auf dem Wege mit ſeinem Plane hervorzurücken. „Es ſind Mittel da,“ fieng er an; „allein ſie hangen mehr von den Fürſten ab, als von uns. Da giebt es Domherren, Mönche von allen Farben“ — der Alte horchte auf, und Liſſow trat in die Thür; Flaming fuhr fort — da giebt es Deutſche Herren, Malteſer-Ritter . . .“

Richtig, ſagte der Alte, und Liſſow ſeufzte. Richtig, Herr Baron; Sie faſſen das Ding am rechten Ende.

Der Baron lächelte. „Merken Sie etwas? hab' ich etwa ſchon davon geſprochen? Alſo dieſe Domherren, Mönche, Malteſer, Deutſche Herren, die jüngern Söhne aus den adelichen Familien, die nicht heirathen können, Soldaten werden“ . . .

Recht! recht! ſagte der Alte, und nickte mit dem Kopfe; gerade die ſind es, die ich meyne.

O, in die tiefſten Abgründe der Hölle mit ihnen allen! rief Liſſow, und verließ das Zimmer.

Was iſt ihm jetzt wieder, fragte der Baron, daß er die Leute, die ich genannt habe, verwünſcht?

Nun, ſagte der Alte; Rheinfelden, Jakobinens Mörder, dieſer wollüſtige Böſewicht, war ein Malteſer. Und ſind es denn nicht gerade jene Menſchen, welche in die Familien brechen und den giftigen Saamen der Wolluſt darin ausſäen?

Der Baron ſchwieg. Ein Malteſer! und, als er ſich genau erkundigte, ein ſehr blonder, blauäugiger Malteſer! Das war zu arg; denn nun konnte er mit ſeinem Plane, von eben dieſen Rittern und Domherren die Keuſchheit des menſchlichen Geſchlechtes behüten zu laſſen, gar nicht hervor rücken. Der arme Baron! er ſchwieg, um ſeinen Freund nicht zu kränken. Indeß bildete er den Plan mit den Familienportraits aus. Manchmal, dachte er, iſt doch wohl auch in die älteſte Familie Deutſchlands Slaviſches Blut gekommen; denn dieſer Malteſer, dieſer Rheinfelden, zum Exempel, muß, troz ſeinen zwei und dreißig Ahnen, doch nicht ächt Celtiſch geweſen ſeyn. Ganz gewiß hat ſeine Mutter oder ſeine Großmutter die eheliche Treue gebrochen. Oder wer weiß, woran es ſonſt liegt? Hätte ich die Portraits ſeiner Vorfahren, ich wollte

wohl ſagen, wer eigentlich Schuld daran iſt. O Himmel, daß die Menſchen auch die beſten Gewohnheiten untergehen laſſen! Die Ahnen aus Wachs in den Vorſälen der Römer, welch eine unendlich weiſe Einrichtung! Da hatte man auf einmal die Geſchichte der Familie vor ſich. Darum erhielten ſich in Rom die Tugenden ſo lange, und mit den Tugenden die Freiheit. Beide ſanken, als die Geſchlechter nicht länger rein blieben. Unſere Stammbäume bedecken die Verbrechen der Urmütter mit prächtigen Namen. Eine Stutznaſe, ein ſchwarzer Bart auf einem Familienbilde hätte ſie der Welt gezeigt, und die Familie der Schande Preis gegeben!

Die Idee von den Familienportraits drückte ſich tief bei ihm ein. Einige Tage nachher kaufte er in ganz Berlin alle Portraits, die er nur immer aufzutreiben wußte, und ſchickte ſie nach Hauſe. Sein Verwalter erſtaunte, als ganze Kiſten voll alter Köpfe in allerlei Kleidungen, gut und ſchlecht gemahlt, ankamen, und der Baron dabei befahl, dieſe Köpfe wohl aufzubewahren; noch mehr aber erſtaunte er, als Liſſow, ſeine beiden Kinder

und ihr Großvater in Zaringen anlangten, und auf Befehl des Barons von den beſten Zimmern im Schloſſe Beſitz nahmen, ſo wie auch von den ſämmtlichen Einkünften der Güter, worüber ſie allein dem Baron Rechnung abzulegen brauchten.

Trotz den ſeltſamen Ideen, die der Baron im Kopfe hatte, und die er zuletzt wirklich gegen den Alten auskramte, gelang es doch ſeiner Herzlichkeit, ſeiner unverſtellten Liebe zu Liſſow, deſſen erſterbendes Herz wieder zu erquicken, wobei Käthe ihn mit dem freundſchaftlichſten Enthuſiasmus unterſtützte. Da ſaßen Käthe und der Baron neben ihm. Sie drückte ſeine Tochter auf dem Schooße an ihre Bruſt; er hatte ſeinen Arm um Liſſow geſchlungen, und gegenüber ſaß der Großvater mit dem Knaben auf ſeinen Knieen. Man erzählte von Käthens und Liſſows Liebe, wobei Käthen noch jetzt das Herz ſchlug; man ſprach von Jakobinen, ihrer Tugend, ihrem Schickſale; und die Thränen der Andern milderten Liſſows ſtummen Schmerz. Sein Kummer wurde zum erſtenmale menſchlich und angenehm. Zum erſtenmale nahm er auch

wieder Theil an ſeinen übrigen Verhältniſſen und Geſchäften.

Nein, ſagte der Baron, dieſe Arbeit iſt nicht für dein Herz, Liſſow. Weinende Augen können nicht rechnen, und ein kummervolles Herz erliegt unter dem Geldzählen. Ich will dich in eine Lage ſetzen, die für dich paßt. Geh auf meine Güter. Dort ſind Gegenſtände für dein Herz: Unglückliche. Verſuch es, ob meine Unterthanen von deiner Hand die Wohlthaten annehmen wollen, die ich ihnen vergebens anbot. Das wird dich erheitern. Ich kenne dich.

Und, lispelte Käthe, da werden die guten Geiſter unſerer kindiſchen Freuden Sie umſchweben, lieber Liſſow: die Geiſter einer zärtlichen Freundſchaft. Ach! ſetzte ſie ſeufzend hinzu; es waren ſehr glückliche Zeiten!

Zwar koſtete es Mühe, Liſſowen zu bereden, daß er Jakobinens Grab verließe; allein es gelang den Vorſtellungen des Alten, und den herzlichen Bitten des Barons. Er netzte das Grab noch einmal mit Thränen des tiefſten Schmerzes; beſuchte noch einmal alle die theuren Stellen, wo er mit Jakobinen ſo glücklich

geweſen war; dann ſtieg er ſtumm mit ſeiner Familie in den Wagen, und fuhr nach Zarin- gen ab. Der Alte dachte heimlich, einmal über das andere: Gott ſey Dank dafür! Er wird glücklich werden! Und Käthe, die herz- liche Käthe, ſeufzte: es iſt gut, daß er weg kommt; denn ich habe ihn doch einmal recht innig geliebt, und er iſt ſo unglücklich!

Deſto mehr ließ Käthe ſich nun mit ihrem Vetter, dem Baron, ein, deſſen ſchönes Herz ſie bei dieſer Gelegenheit aufs neue bewundert hatte. Mit großer Geduld hörte ſie alle ſeine Grillen an. Sein Syſtem ge- fiel ihr ſogar: denn ein paar Berliniſche Da- men, denen ihr Mann mehr als gewöhnli- che Höflichkeit bewies, hatten ſchwarzes Haar; und nun konnte ſie doch mit gutem Gewiſſen auf die Brünetten ſchimpfen: ſie berief ſich auf ihres Vetters Syſtem. Das aber gefiel ihr an dem Syſtem nicht allein; ſie grün- dete darauf das Glück ihrer Freundin Au- guſte von Breitenbach.

„Liebe Auguſte,“ ſagte ſie lebhaft, und faßte ſie bei der Hand: „ſey nicht wunder- lich. Ich will dich nicht ausbieten. Aber es

iſt

iſt ja keine Sünde, wenn man ſich ſo be⸗nimmt, wie es die Männer nun gerade wol⸗len. Mein Vetter iſt wahrhaftig der beſte, gütigſte, edelſte Mann unter der Sonne, ſo⸗gar der vernünftigſte Mann, ſein Stecken⸗pferd ausgenommen, daß er die Menſchen eintheilt, wie die Hunde in Mopſe, Pudel, Spitze. Liebe? Ach, mein gutes Guſtchen! Ja, du haſt Recht! So eine Liebe, wie der Liſſow ſie hatte, von dem ich dir erzählt ha⸗be, ja, die iſt freilich ein Glück. Aber die meiſten Männer? Glaube mir, es iſt tauſend⸗mal ſicherer einen guten Mann zu haben, als einen Mann, der uns ein paar Monate liebt, und dann thut, was er Luſt hat, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern.

Auguſte von Breitenbach hatte freilich noch viel dawider; allein ſie trug ihre Einwürfe nur vor, um ſie widerlegt zu ſehen. Sie war reitzend, aber arm; und der Baron moch⸗te ſeyn wie er wollte — in ſeinem Geſichte lagen Güte und Unſchuld ſehr ſichtlich. Er hatte Auguſten, eine helle Blondine, ſogar ſchon ausgezeichnet. Käthe ſtudierte jetzt des Barons Syſtem; und was ſie lernte, lehrte

ſie ihre Freundin. Das Netz war ausgeſpannt, worinn man den Baron fangen wollte. Käthe gieng einmal mit ihm ſpazieren. Unterweges fiel ihr ein, ihre Freundin zu beſuchen, vor deren Hauſe ſie vorüber kamen. Haben Sie das Fräulein Breitenbach ſchon geſehen, Vetter? fragte Käthe gleichgültig. Man gieng hinein. Des Barons Blicke fielen ſogleich auf dreißig Portraits, die im Zimmer umher hiengen, und die Käthe in zwanzig Trödelladen zuſammen gekauft hatte, um ſie zu Auguſtens Ahnen dienen zu laſſen. Es waren die unſchuldigſten Geſichter, die man nur auftreiben können; und ein Mahler hatte ſogar einige paare ſchwarzer Augen, und einige Köpfe mit ſchwarzem Haar blau und blond färben müſſen. So eine Folge von Blondköpfen hatte der Baron noch nie geſehen. Seine Augen blieben ſtarr auf die Bilder gerichtet. „Die häßlichen Bilder, ſagte Käthe, fallen doch jedermann auf! Laß ſie doch weghängen!"

Auguſte erröthete. Warum? erwiederte ſie; meine Vorfahren ſind mir heilig.

Der Baron fieng an, Auguſten mit den weiblichen Köpfen zu vergleichen. Er lächelte.

„Ihre Vorfahren?“ fragte er. „Ich glaube, kein Menſch in der Welt hat einen ſo glänzenden, reinen Stammbaum, wie Sie, mein Fräulein. O, ſagen Sie mir, wie kommen Sie zu dieſem Stammbaume? Der erſte, den ich von der Art ſehe!“

Mein Urältervater, ſagte Auguſte ſtockend und erröthend, ſchrieb ſeinen Nachkommen vor, dieſe Familiengemählde immer fortzuſezzen. Er hatte ſogar die Sonderbarkeit, daß er ſie verpflichten wollte, die blonde Farbe, die Sie an allen Köpfen bemerken werden, in der Familie zu erhalten. Meine Vorfahren richteten ſich wirklich darnach, und heiratheten, wie Sie ſehen, lauter Blondinen. Es war eine Grille, Herr Baron; allein —

„Eine Grille?“ ſagte der Baron lächelnd. „Um Vergebung, mein theures Fräulein; vorausgeſetzt — Doch woher wiſſen Sie das?“

Auguſte erröthete. Käthe fiel ein: Guſtchen, war es nicht der da mit der Halskette, der die ſeltſame Grille hatte? Sehen Sie, Vetter, wir haben oft darüber gelacht, als Auguſtens Mutter noch lebte. Er hat ſogar behauptet, Kain habe ſchwarzes, und Abel blon=

des Haar gehabt, und er ſtamme von Abel, alle Schwarzköpfe aber von Kain ab.

„In der Idee, als Allegorie genommen, iſt ſo viel Unrichtiges nicht, wie Sie glauben, liebe Käthe. — Wie hieß der Vorfahr?“

Auguſte erröthete. Bodo von Breitenbach, ſagte ſie endlich, als Käthe winkte.

„Dieſer Bodo war ein großer Mann!“ erwiederte der Baron. Er nahm ihn herunter, verglich ihn mit ſeinen Enkeln, mit Auguſten ſelbſt, faßte Auguſtens Hand, führte ſie zu allen ihren Stammmüttern, verglich ihr Geſicht mit den Bildern, und fand überall Aehnlichkeit. Die Portraits hielten ihn ſo feſt, daß er ſich nur mit Mühe von ihnen losreiſſen konnte. Auf dem Rückgange erkundigte er ſich mit der leidenſchaftlichſten Hitze bei Käthen, ob das Fräulein dieſe Bilderſammlung wohl verkaufen würde.

Das wohl nicht, antwortete Käthe; aber wer ihre Hand bekommt, bekommt auch ihre Bilder. Das arme Mädchen hat nur dieſen Brautſchatz. Der Baron ſagte mit einem Seufzer: „der reichſte Brautſchatz, von dem ich jemals gehört habe! Und ſie ſelbſt, liebſte

Käthe, fuhr er eifrig fort, das Fräulein ſelbſt verdient eines Königs Hand; denn dieſe Ahnen, dieſe Ahnen . . ."

Käthe lächelte; ſie wußte am beſten, wie viel ſie koſteten. Der Stammbaum war wohlfeil genug.

„Erlaubt das Fräulein wohl, daß ich ſie öfter beſuche?"

Sie, oder ihre Ahnen? Doch, lieber Vetter, Sie beſuchen wohl beide. Es ſah höchſt drollig aus, als ſie die hübſche Auguſte da rings im Zimmer umher führten, und ſie mit den alten Köpfen verglichen. Ich hätte mir das nicht gefallen laſſen; aber Auguſte folgte Ihnen mit einem ſo freundlichen Geſichte, daß ſie nicht angenehmer ausſehen könnte, wenn ſie als Ihre Braut mit Ihnen bei den Verwandten komplimentirte. — Mir iſt an den Köpfen die Unſchuld in allen den Geſichtern aufgefallen, nicht das blonde Haar und die blauen Augen; die Unſchuld! die Unſchuld!

„Das iſt einerlei, liebe Käthe, blondes Haar oder Unſchuld, wie ein heller Himmel das Zeichen von gutem Wetter iſt. So ſeh' ich in dem Fräulein ſelbſt das unſchuldig-

ſte, ſüßeſte Geſchöpf unter der Sonne. O, Käthe, wie glücklich muß der Mann ſeyn, dem ſie zu Theil wird!"

Zu Theil wird? Es iſt noch die Frage, ob ſie überhaupt Jemanden zu Theil wird. Unſere jungen Herren fragen den Henker nach goldenem Haar; und ich glaube, das iſt das Einzige, was Auguſte von Gold hat. Sie lebt von einer Penſion.

Der Baron wurde tiefſinnig. Er hörte nicht auf von Auguſten und von ihren Vorfahren zu reden. Bald gieng er wieder zu ihr, und behandelte ſie mit der zärtlichſten Ehrerbietung. Sie erröthete, wenn Käthe in die Hände klatſchte und ſie ſchon im voraus Frau von Flaming nannte. Aber ſie wurden doch an dem Baron irre. So zärtlich er auch gegen Auguſten und ihre Vorfahren war, ſo kam er doch nie näher, und Auguſte hatte ihre Freundin gebeten, ihn nicht weit:r zu treiben.

Käthe aber trieb ihn dennoch weiter. Eines Morgens kam ſie auf ſein Zimmer, und leitete das Geſpräch bald auf Auguſten. Nun, ſagte ſie, kann die Reihe an die Schwarzköpfe kommen; und es müßte ſehr lächerlich

ſeyn, wenn nach ein paar hundert Jahren eben ſo viele Schwarzköpfe bei einer Enkelin von Auguſten hiengen, als jetzt bei ihr Blondköpfe. Der Baron fragte. Käthe erzählte ganz kalt: ein Mann, der einen Kopf hat ſo ſchwarz wie eine Steinkohle, Augen, wie die Nacht, wirbt um Auguſten, und . . .

„Um Auguſten?“ rief der Baron; „um Auguſten? Nein! das kann nicht ſeyn! Und Auguſte? Sagen Sie, Käthe!“

Freilich gäbe ſie ihre Hand lieber einem Andern; allein was ſoll das arme Mädchen machen? Man drängt ſie. Sie hat kein Vermögen. Wenn ſie zu leben hätte, ſo könnte ſie es abwarten.

„Nein, beim Himmel!“ rief der Baron; „gezwungen ſoll dieſes unbeſchreiblich liebenswürdige Mädchen nicht werden. O Käthe, helfen Sie mir! Was braucht Auguſte, um bequem, in Ueberfluß zu leben? Großer Gott! reichen denn Schönheit, Tugend und die höchſte Unſchuld nicht mehr hin, die Blicke edler Männer auf ſich zu ziehen? Gut! beſſer kann ich das verächtliche Metall nicht gebrauchen, als um Auguſten, dieſe ſchöne, reine Cel-

tin, aus den wollüſtigen, zerſtörenden Armen eines Slaven zu retten! Sagen Sie Käthe, wie ſpielen wir Auguſten eine große Summe in die Hände, ohne daß ſie weiß, von wem ſie kommt? Ich bitte Sie, ſuchen Sie ein Mittel auf. „Beſtimmen Sie die Summe, ſo groß Sie wollen.“

Aber mein Gott, Vetter, Sie ſind höchſt ſeltſam. Was ſoll Auguſten Ihr Geld helfen? Wenn nun kein Andrer kommt als ein Schwarzkopf? Ein Schwarzkopf iſt am Ende doch beſſer als gar keiner; und heirathen muß ein Mädchen.

„Dafür laſſen Sie dann Auguſten und das Schickſal ſorgen. Ich ſtehe Ihnen dafür, ein Schwarzkopf erhält ihre Hand nicht.“ Er lächelte mit ſolcher Zuverſicht, daß Käthe glaubte, er ſelbſt habe Abſichten auf Auguſten. Sie wurde ruhig; und um Auguſten vor einer Verlegenheit zu ſichern, ſagte ſie nachher: ihre Freundin hätte den Schwarzkopf abgewieſen. „Sehen Sie?“ erwiederte der Baron. „O, das vortrefliche Mädchen! könnte ich ſie doch dafür belohnen!“ Der Baron wurde noch zärtlicher gegen Auguſten; ſie ſowohl als Käthe hoffte.

Der Baron erklärte ſich aber niemals. Käthe gab ſich alle Mühe, ihm jeden Schritt, den er vorwärts thun ſollte, zu erleichtern. Auguſte war täglich in Käthens Hauſe, und immer des Barons Moitié. Er machte ihr wirklich auf eine ſehr feine Weiſe große Geſchenke, weil Käthe erklärt hatte, daß ſie ſich nicht in Geldſachen miſchen wollte. Nichts wäre gewiſſer, dachten beide Frauenzimmer, als daß der Baron ſich nun bald erklären würde; aber es geſchah dennoch nicht.

Käthe mußte wieder einen Schritt thun. Jetzt bewarb ſich ein Blondkopf heimlich um Auguſtens Liebe. „So? ſagte der Baron ſeufzend; wenn ich nur die Köpfe hätte! Welch ein Schatz die ſind!“

Aber, mein Himmel! ſeltſamer Menſch, nehmen Sie doch die Köpfe, und Auguſtens Hand dazu!

„Ich? — Ich habe ſchon eine Braut, liebe Käthe.“ Das ſagte er ſo trocken, wie die unbedeutendſte Nachricht.

Käthe war wie aus den Wolken gefallen. Eine Braut? rief ſie mit Unwillen und Verwunderung. Und das ſagen Sie erſt jetzt?

„Die ſchönſte Blondine, die ich über alles in der Welt liebe. Ach, Sie ſollten ſie kennen, liebe Käthe! noch blonder beinahe als Auguſte! Hätte ſie Auguſtens Stammbaum, und wüßte ich, an welchem Orte der Erde ſie iſt, ſo wäre ich der glücklichſte Menſch von der Welt.“ Der Baron mußte Käthen erzählen; und nach der Art, wie er es that, verzweifelte ſie gar nicht daran, ihren Wunſch mit Auguſten zu erreichen. Ohne ſich an die verlorne Emilie zu kehren, arbeitete ſie immer gerade auf des Barons Herz los. Sie brachte ihn mit Auguſten in ſo vertrauliche Situationen, und warf ſo viele Fäden, von Schmeichelei und Lob gedrehet, für ihn aus, daß ſie in der That ſein Herz nahe genug an Auguſten zog. Auch die dreißig Portraits thaten ihre Wirkung. Kurz, der Baron wäre allem Anſcheine nach unthätig in Berlin geblieben, wenn der Oberſt ihn nicht mit den allerdringendſten Bitten fortgebracht hätte.

Käthe ließ ſich indeß dadurch nicht irre machen. Sie ſchlug einen Briefwechſel zwiſchen Auguſten und dem Baron vor, der von Beiden angenommen wurde. Auguſtens Dank-

barkeit für des Barons Güte gegen ſie war wirklich ſchon der Liebe ähnlich; auch hatte die Ehrerbietung, die er ihr bei allen Gelegenheiten bezeigte, einen tiefen Eindruck bei ihr gemacht. Zwar waren es dreißig in allen Trödelbuden zuſammen gekaufte Geſichter, um derentwillen er ſie achtete; aber, lieber Himmel, hat der Baron nicht Brüder, die eine Reihe ungewiſſer Namen eben ſo tief verehren, als er die Köpfe? und iſt es nicht dem Menſchen gewöhnlich gleichviel, warum er geachtet wird?

Der Abſchied, den ſie Beide von einander nahmen, war in der That ſehr zärtlich. Auguſte vergoß einige Thränen, und auch der Baron war gerührt. Er küßte ihre Hand mit Herzlichkeit, und ſagte: „O, warum ſah ich Sie ſo ſpät! oder warum ſah ich Sie jemals! Und wenn ich Sie ſehen mußte, Auguſte — warum iſt es mir nicht erlaubt, wie jenem glücklichen . . .“ Er brach ab, verſank in ſtille Träume, drückte Auguſtens Hand' und ſagte ſchnell Lebewohl. Noch im Reiſewagen wiederholte er: warum iſt es mir nicht erlaubt, wie jenem glücklichen Gleichen,

zwei Weiber zu nehmen! Nicht aus Wolluſt, ſetzte er hinzu, thu' ich dieſen Wunſch, das weiß der Himmel; auch nicht aus Stolz, wie ein unedler Slave: nein, aus dem edlen Verlangen, eine reine Celtin zu retten. Er beſchäftigte ſich mit den Mitteln, es möglich zu machen, und ſo kam er immer weiter von Berlin und der geliebten Auguſte.

Ende des zweiten Theils.

Bei Ludwig Chriſtian Kehr in Kreuznach, und in allen Buchhandlungen findet man nachſtehende Schriften.

Beitrag zur Wiſſenſchaft das Leben zu genießen, 8.

Beſchreibung der Feyerlichkeiten bey Pflanzung des Freiheitsbaums in Kreuznach, 8. 12 kr.

Auserleſene Bibliothek der vorzüglichſten Schriftſteller Teutſchlands 1r Theil; enthaltend: Leben und Thaten Quinctius Heymeran von Flaming (von Auguſt Lafontaine) 8. 4 Thle. 4 fl.

Denkmale am Lebenswege, Manuſcript für Freunde von Salis, 8. 8 kr.

Dornen und Diſteln mitunter auch Roſen, 8.

Die Erſchaffung der Welt und der Sündenfall. Ein Schauſpiel, 8.

Kants Antwortſchreiben von Sieyes 24 kr.

Salzmanns Himmel auf Erden, 8. 40 kr.

Schillers Reſignation und Witſchels Antwort, 8. 6 kr.

Schmidts Abſchiedsrede gehalten bey Pflanzung des Freiheitsbaumes, 6 kr.

Die Tochter der Natur. Ein Schauſpiel, von Aguſt Lafontaine 24 kr.

Vater, Mutter und Tochter, als Probe einer Ueberſetzung von Roſſeaus Emil. 8.

Bayerische Staatsbibliothek München

Veilchen aus dem Frühlingsthale, 8.

Vertheidigung des Büchernachdrucks; von Ludwig Chriſtian Kehr, 8.

Spaldings neue Predigten, 2 Bände 1 fl. 30 kr.

Pharmacopea Wirtemb. 4 fl.

Fauſts Geſundheitscatechismus, 6 kr.

Degens Mythologie, 45 kr.

Rochows Kinderfreund, 16 kr.

deutſche Beiſpielſammlung zur Bildung und Veredlung des Styls, 1 fl.

Von Snells Sprachlehre für Stadt und Landſchulen, erſcheinet zur Frankfurter Herbſtmeſſe eine neue Auflage, die der berühmte Sprachlehrer Herr Meidinger durchaus verbeſſert hat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran v. Flaming

Bd.: 2

Kreuznach (1798)

P.o.germ. 780 z-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113283-2
VD18 80440878